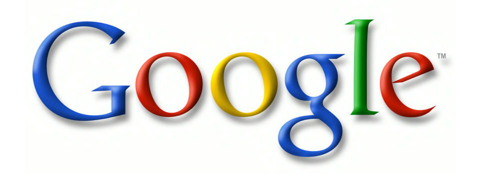
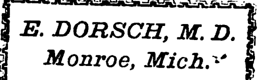



A 890,961



Der Fetischismus.

Der Fetischismus.

Ein

Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte.

Von

Fritz Schultze,
Dr. phil.

Leipzig,
Verlag von Carl Wilfferodt.
1871.

Dem hochverehrten Manne

Otto Böhtlingk,

in aufrichtiger Zuneigung gewidmet.

„Ist man ein Mal mit Guten zusammengekommen, so wünscht man auch ferner zusammenzukommen; darauf nennt man sich Freund. Und nicht fruchtlos ist das Zusammenkommen mit einem guten Menschen; darum lebe man im Verein mit Guten."

O. Böhtlingk, Indische Sprüche.
Bd. III. S. 303.

Inhaltsverzeichniss.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Siebentes Capitel.

Erstes Capitel.

Die über den Fetischismus bisher aufgestellten Ansichten.

Mit einem witzigen Spott, wie ihn Juvenal über die Aegypter in Hinblick auf die bei ihnen heimische Verehrung der Zwiebel und des Knoblauchs ausgiesst:

> O sanctas gentes, quibus haec nascuntur in hortis
> Numina.

lässt sich der Fetischismus nicht abfertigen. Es müssen die Gründe gefunden werden, durch die uns begreiflich wird, wie die Menschen zu einer religiösen Verehrung sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände — denn das ist im Allgemeinen der Begriff des Fetischismus — kommen können. So viel ich sehe, lassen sich die geschichtlich aufgetretenen Erklärungsversuche in zwei Hauptklassen theilen: der Erklärungsgrund kann gesucht werden entweder ausserhalb der empirischen Welt des Menschen, oder innerhalb derselben im Bereiche des empirisch erfassbaren Bewusstseins des Menschen. Jene erste Erklärungsweise wollen wir die transscendente, diese zweite die psychologische oder die empirische nennen. Der letztere Standpunkt ist der unsrige.

I.

Die transscendenten Erklärungsversuche.

Das Wesentliche jener ersten Hauptklasse ist, dass der Erklärungsgrund ein nicht empirisch aufweisbarer ist. Darum muss hierher, freilich als die roheste und äusserlichste Form, die Art gerechnet werden, wie das christliche Mittelalter den Fetischismus betrachtete, den es im europäischen Heidenthum vorfand. Ihm war es einfach der Teufel mit seinen Schaaren, der die Menschen verführte und belehrte, Elemente und Gestirne anzubeten, Steine, Bäume und andere Naturgegenstände zu verehren. Und zwar war es dem Mittelalter wirklich Ernst mit dieser Erklärung, denn die Realität des Diabolus stand ihm fest. Diese Anschauung findet sich in den Decreten, welche die Kirche gegen die heidnischen Religionsgebräuche erliess, vielfach ausgedrückt. So heisst es u. a. in einem Decrete (des Conciles zu Nantes im Jahre 895): Auch die Steine, welche sie, vom Blendwerk der Teufel bestrickt, in Ruinen und Wäldern verehren, wo sie auch feierliche Gelübde thun, sollen ausgegraben und hingeworfen werden, wo sie von ihren Verehrern nicht mehr verehrt werden können[1]). Von den Ueberlieferungen der Heiden in Betreff der Verehrung der Elemente, der Sonne und des Mondes u. s. w. wird gesagt: dass sie gewissermassen im Wege des Erbrechts unter Beihülfe des Teufels bis heute den Söhnen von den Vätern hinterlassen seien[2]). Die Lie-

[1]) Burchard von Worms (†,1024), Sammlung der Decrete. Colon. 1548. cap. 10, 10. Lapides quoque quos in ruinosis locis et silvestribus, daemonum ludificationibus decepti, venerantur, ubi et vota vovent et deferunt, funditus effodiantur, atque in tali loco projiciantur, ubi nunquam a cultoribus suis venerari possint (e concilio nannetensi cap. 8.).

[2]) Ebenda cap. 19, 5. pag. 193 b: Si observasti traditiones Paganorum, quas quasi hereditario jure diabolo subministrante usque in hos dies semper patres filiis reliquerunt, id est, ut elementa coleres, id est lunam aut solem, aut stellarum cursum etc.

der und Tänze von heidnisch-religiöser Bedeutung bei Leichenbegängnissen haben die Heiden erfunden, indem der Teufel sie unterrichtete[1]).

Da der Fetischismus viele religiöse Elemente enthält, so liegt es nahe, ihn aus den Gründen zu begreifen, aus denen überhaupt die Religion begriffen wird. Der Erklärungsgrund der Religion sei zuerst ein transscendenter: er soll Gott selbst sein. Unter diesem Gesichtspunkt stellt Schelling in seiner „Einleitung in die Philosophie der Mythologie" folgende Theorie auf: Er geht aus von einer ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts, die er annimmt. „Für jetzt genügt es auszusprechen, dass wir nicht etwa blos zu Gunsten der Ueberlieferung oder im Interesse irgend eines sittlichen Gefühls, sondern in Folge rein wissenschaftlicher Erwägung, an der Einheit der Abstammung, welcher ohnedies die noch immer nicht ganz umgestossene Thatsache, dass die Nachkommen auch von Individuen verschiedener Racen selbst wieder zeugungsfähig sind, zur Seite steht, so lange festhalten müssen, als nicht die Unmöglichkeit dargethan ist, unter dieser Voraussetzung die natürlichen und geschichtlichen Unterschiede des Menschengeschlechts zu begreifen"[2]). Hier erheben sich nun zwei Fragen, einmal: Wodurch wurde denn die Menschheit in ihrer ursprünglichen, ungetrennten Einheit zusammengehalten? und zweitens: Wodurch wurde eine Trennung herbeigeführt? — „Fragen wir aber, welche geistige Macht allein stark genug war, die Menschheit in dieser Unbeweglichkeit zu erhalten, so ist unmittelbar einzusehen, dass es ein Princip, und zwar Ein Princip, sein

[1]) Ebenda cap. 10, 34. Laici, qui excubias funeris observant, cum timore et tremore et reverentia hoc faciant. Nullus ibi praesumat diabolica carmina cantare, non joca et saltationes facere, quae Pagani diabolo docente adinvenerunt.

[2]) F. W. J. von Schelling's sämmtliche Werke. Stuttgart und Augsburg 1856. Erster Band. Einleitung in die Philosophie der Mythologie. S. 98.

musste, von dem das Bewusstsein der Menschen ausschliesslich eingenommen und beherrscht war; denn sowie zwei Principien sich in diese Herrschaft theilten, mussten Differenzen in der Menschheit entstehen, weil diese unvermeidlich sich zwischen den beiden Principien theilte. Aber ferner, ein solches Princip, das keinem andern im Bewusstsein Raum gab, kein anderes ausser sich zuliess, konnte selbst nur ein unendliches, nur ein Gott sein, ein Gott, der das Bewusstsein ganz erfüllte, der der ganzen Menschheit gemeinschaftlich war, ein Gott, der sie gleichsam in seine eigene Einheit hineinzog, ihr jede Bewegung, jede Abweichung, es sei zur Rechten oder zur Linken, wie das Alte Testament öfter sich ausdrückt, versagte; nur ein solcher konnte jener absoluten Unbeweglichkeit, jenem Stillstand aller Entwicklung eine Dauer geben"[1]). In dieser Zeit wurde also das Bewusstsein des Menschen ganz von Gott erfüllt; „der ursprüngliche Mensch war an sich schon Bewusstsein von Gott, da konnte nichts zwischen dem Menschen und Gott sein, wodurch der Mensch von Gott getrennt und entfernt gehalten ist"[2]). „Gleichwie nun aber die Menschheit nicht entschiedener zusammen und in unbeweglicher Ruhe erhalten werden konnte als durch die unbedingte Einheit des Gottes, von dem sie beherrscht wurde, so lässt sich von der andern Seite keine mächtigere und tiefere Erschütterung denken, als die erfolgen musste, sowie der bis dahin unbeweglich Eine selbst beweglich wurde, und dies war unvermeidlich, sobald ein anderer oder mehrere andere Götter im Bewusstsein sich einfanden oder hervorthaten"[3]). Wie konnte aber dieser eine Gott sich in viele umsetzen, wie konnte aus dem Monotheismus der Polytheismus entstehen? Schelling fasst diesen ur-

---

[1]) Ebenda S. 104.
[2]) Ebenda S. 141.
[3]) Ebenda S. 104.

sprünglichen Monotheismus in einer besondern Weise: er unterscheidet zwischen absolutem und relativem Monotheismus. Der absolute Monotheismus ist die Herrschaft eines Gottes, neben dem überall keine anderen Götter existiren können; der relative Monotheismus ist die Herrschaft eines Gottes, neben dem nur noch nicht auch andere Götter existiren [1]). Jener ursprüngliche Monotheismus war aber ein relativer [2]). Durch einen eigenthümlichen „in Ansehung des Bewusstseins nothwendigen Process“ treten nun im Bewusstsein des Menschen die anderen Götter hervor, und so entsteht der Polytheismus [3]). Aus diesem entwickelt sich dann der absolute Monotheismus.

Wenn nun der ursprüngliche Zustand der Menschheit jener relative Monotheismus gewesen, wie soll man dann einen Zustand begreifen, wo die Vorstellung weder dieses einen Gottes noch vieler Götter im Bewusstsein des Menschen liegt, wo der Mensch dahin gekommen ist, sinnfällige Gegenstände zu verehren: wie soll man den Fetischismus begreifen? Schelling zieht die nothwendigen Folgerungen seiner Theorie in Bezug auf den Fetischismus nicht selbst, wohl aber finde ich eine Hindeutung darauf. Er kann, wenn das Bewusstsein des Menschen an sich ein Gottesbewusstsein ist, in dem Mangel der Gottesvorstellung nur eine Depravation, eine Entfremdung von dem ursprünglichen Zustande sehen. Er sagt von den Wilden [4]): „Wir sehen einen, und zwar den grösseren Theil (des Menschengeschlechtes) ausgeschlossen von allen gemeinsamen Ueberlieferungen des Geschlechts, ausgestossen von der Geschichte, in fortwährender, seit dem Anfang der Geschichte

---

1) Ebenda S. 127. Der absolut Eine Gott ist der, welcher auch nicht die Möglichkeit anderer Götter ausser sich zulässt, der blos relativ einzige der, welcher nur wirklich keinen andern vor, neben oder nach sich hat.

2) Ebenda S. 137.

3) Ebenda S. 193 a. a. O.

4) Ebenda S. 500 ff.

andauernder Unfähigkeit, in Staaten oder auch nur in Völker sich auszubilden, oder an der fortschreitenden Arbeit des menschlichen Geistes, der regelmässigen und folgerechten Erweiterung des menschlichen Wissens theilzunehmen, fern von aller über blos instinctive Fertigkeiten hinausgehenden Kunst, zumal aber jedes Antheils an dem religiösen Process, von dem die übrige Menschheit ergriffen ist, so entäussert, und, unter den günstigsten äusseren Umständen, so Gott entfremdet, dass es schwer fällt, ja unmöglich ist, hier auch die Seele zu erkennen, die in ursprünglicher Berührung mit dem Göttlichen war.“ Also in ursprünglicher Berührung mit dem Göttlichen war die Seele doch, sie ist Gott nur entfremdet. Im Fetischismus ist also der Mensch aus seiner ursprünglichen höheren Stellung herabgesunken. Schelling giebt in den angeführten Worten diesen Fingerzeig, und auf Grund Schelling's ist es Otto Pfleiderer, der den Fetischismus in dieser Weise erklärt. Pfleiderer knüpft an Schelling an. Während dieser aber den ganzen theogonischen Process unabhängig von der Beeinflussung durch irgend welche empirische Erscheinungen der äusseren Natur sich will entwickeln lassen und alle psychologischen Motivirungen entschieden zurückweist — so will Pfleiderer diese nicht ausgeschlossen wissen. Sein relativer Monotheismus ist theils transscendent motivirt, theils aber auch empirisch. Jener relativ einzige und erste Gott ist bei ihm der Himmelsgott, d. h. so gefasst, dass der Mensch in seinem Bewusstsein Gott zwar enthalten trug, dieses Bewusstsein aber zum Erfassen des in seiner Tiefe ruhenden Gottes durch den sichtbaren Himmel und dessen Anblick angeregt wurde, so dass der äussere Himmel als mit den göttlichen Eigenschaften versehen und Gott in der Form des äusseren Himmels gefasst wurde. „Die Unterscheidung, die wir jetzt zwischen beiden machen und die uns das Verständ-

niss für die Mythologie am meisten zu erschweren pflegt, hat die ursprüngliche Phantasie durchaus noch nicht gemacht; sondern indem sie „Himmel“ sagte, dachte sie an ein lebendiges und beseeltes, handelndes Wesen, und indem sie „Gott“ sagte, dachte sie an den erscheinenden, klaren, blauen Himmel“ [1]. Weil diese religiösen Uranschauungen „so einfach und gehaltreich, so unbestimmt und vieldeutig waren, eben darum lag in ihnen die Möglichkeit der verschiedensten Entwicklungen, Fortschritte sowohl wie Rückschritte.“ „Auch die Entwicklung zur Göttervielheit war schon in der Urform angelegt; abgesehen davon, dass Himmel und Erde schon eine Mehrheit sind, wurden auch von Anfang an schon andere Elementarkräfte und Erscheinungen wie Feuer und Wasser und Wind oder einzelne Sterne göttlich verehrt. Die weitere Ausbildung der Vielheit konnte dann wieder entweder nach geistiger Seite hin erfolgen, durch bestimmte Hervorhebung oder Uebertragung geistig-sittlicher Attribute, durch Ethisirung der Naturgötter; so entstand der Polytheismus; oder nach der rein natürlichen Seite hin, durch völlige Entleerung der Naturgötter von allem geistigen und allgemeinen Gehalt, so dass ihnen nur noch die ganz farb- und inhaltslose Lebendigkeit blieb; damit hörte nothwendig auch ihre Allgemeingültigkeit auf und sie verfielen der schrankenlosen Zersetzung in blosse Einzelgeister; so entstand der Fetischismus.“ „Wir haben daher den Fetischismus als unbedingten Rückschritt vom Standpunkte der Urreligion aus zu betrachten.“ „Wie sich diese Religionsform gebildet haben mag, lässt sich vielleicht annäherungsweise vorstellig machen, wenn wir auf verwandte Seiten der polytheistischen Naturreligion reflectiren. Wir sahen, wie das Auseinandergehen der allgemeinen Naturgottheit

---

[1]) Otto Pfleiderer, Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte. Bd. II, S. 47 ff.

in die einzelnen Göttergestalten wesentlich zusammenhing mit dem Auseinandergehen des Urstammes in einzelne Stämme, indem diese je eine besondere Seite der gemeinsamen Gottheit heraushoben, fixirten und personificirten und zu ihrem aparten Stammesgott machten. Diese Vereinzelung erhielt dann aber dort ein Gegengewicht durch die Combinirung der einzelnen Stammesgottheiten zu einem Nationalgötterkreis und dies war eine Wirkung vom Zusammentreten der einzelnen Stämme zu geordnetem Verkehr unter einander oder zum Volksganzen. Denken wir uns nun aber den andern möglichen Fall, dass die einzelnen Stämme, statt zu einem Volksganzen zusammenzutreten, vielmehr immer mehr in die Besonderheiten der Geschlechtsverbände, der Familien und Häuser sich zersetzen, so wird dem entsprechend auch der Glaube an das Göttliche einen fortgehenden Zersetzungsprocess durchmachen; wie vorhin jeder Stamm sich seine aparte Stammesgottheit bildete, so wird nun jede Horde, jede Familie, schliesslich jedes Individuum sich seinen aparten Gott machen" [1]).

Mit dieser im Schelling'schen Sinne gegebenen Erklärung stimmt Hegel in soweit überein, als auch bei ihm der Erklärungsgrund transscendent gefasst ist, als auch bei ihm Gott im menschlichen Bewusstsein allmählich zum Durchbruch kommt. In der näheren Bestimmung aber, wie dieser Process vor sich geht, machen sich bei Hegel gleich die bedeutendsten Abweichungen bemerkbar. Eine ursprüngliche reinere Religion wird entschieden von ihm zurückgewiesen. Zwar ist „die Einigkeit des Menschen mit Gott, mit der Natur im allgemeinen Sinne als Ansich allerdings die substantielle, wesentliche Bestimmung des Menschen. Der Mensch ist Vernunft, ist Geist; durch diese Anlage ist er an sich das Wahrhafte. Das ist indess nur

---

[1]) Ebenda S. 104.

der Begriff" [1]). Aber der Begriff, das Ansich, ist nicht schon Zustand, Existenz, sondern die Realisirung des Begriffes macht erst Zustände, Existenz" [2]). Der Begriff entwickelt sich erst allmählich in Stufen. Der natürliche Mensch entspricht nicht sogleich seinem wahren Begriff. Nun ist der Mensch seinem Begriff nach „wesentlich als Geist; aber der Geist ist wesentlich dies, für sich zu sein, frei zu sein, das Natürliche sich gegenüber zu stellen, aus seinem Versenktsein in die Natur sich herauszuziehen, sich zu entzweien mit der Natur und erst durch und auf diese Entzweiung sich mit ihr zu versöhnen, und nicht nur mit der Natur, sondern auch mit seinem Wesen, mit seiner Wahrheit. Diese Einigkeit, die durch die Entzweiung hervorgebracht ist, ist erst die selbstbewusste wahre Einigkeit" [2]). Es ist also das Geistige nicht gleich von vornherein in unmittelbarer Einheit seiner Natur, es hat vielmehr, um dahin zu gelangen, „den Weg durch seine unendliche Entzweiung hindurchzumachen und erst die zustandegekommene Versöhnung zu erringen; diese wahrhafte Einheit ist erst durch die Trennung von seiner Unmittelbarkeit zu erlangen" [3]). „Das ist die ewige Geschichte der Freiheit des Menschen, dass er aus dieser Dumpfheit, in der er in seinen ersten Jahren ist, herausgeht zum Licht des Bewusstseins. Dass der Mensch vor dieser Entzweiung, in dieser Dumpfheit das höchste Wissen der Natur und Gottes gehabt, auf dem höchsten Standpunkt der Wissenschaft gestanden, ist eine thörichte Vorstellung, die sich auch historisch als ganz unbegründet erwiesen" [4]). „In Wahrheit ist jene erste natürliche Einigkeit als Existenz nicht ein Zustand der Unschuld, sondern der Roh-

---

[1]) Hegel's Werke. Berlin 1832. Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Bd. I. S. 192.

[2]) Ebenda S. 193.

[3]) Ebenda S. 196.

[4]) Ebenda S. 195.

heit, der Begierde, der Wildheit überhaupt"[1]). „Die natürliche Unmittelbarkeit ist somit nicht die wahrhafte Existenz der Religion, vielmehr ihre niedrigste, unwahrste Stufe"[2]).

Diese niedrigste Form der Religion, die Naturreligion, entwickelt sich nun nach Hegel in folgenden, näher charakterisirten Stufen: „Die ganz erste Form der Religion, wofür wir den Namen der Zauberei haben, ist dieses, dass das Geistige die Macht über die Natur ist, aber dies Geistige ist noch nicht als Geist, noch nicht in seiner Allgemeinheit, sondern es ist nur das einzelne, zufällige, empirische Selbstbewusstsein des Menschen, der sich höher weiss in seinem Selbstbewusstsein, obgleich es nur blosse Begierde ist, als die Natur, der weiss, dass es eine Macht ist über die Natur"[3]). „Der Zauberer selbst ist der Beschwörer und Besieger der Natur; es ist dies die Religion der sich selbst noch unendlichen Begierde, also der sich selbst gewissen sinnlichen Einzelheit"[4]).

In der Zauberei als solcher übt der Mensch directe Macht über die Natur. Eine höhere Stufe ist es, wenn der Mensch nicht mehr direct die Natur bezaubert, sondern wenn er einsieht, dass ein Ding auf das andere wirkt, und er nun vermittelst dieses Dinges den Zauber ausübt. „Dies ist die Sphäre der indirecten Zauberei durch Mittel, während die erste die directe war. Es ist dies eine Objectivirung, die nur ein Zusammenhang äusserlicher Dinge ist und so, dass das Subject sich nicht die directe Macht nimmt über die Natur, sondern nur über die Mittel"[5]).

Der Inhalt dieser Art der Zauberei „betraf Gegenstände, die eine Macht haben über andere einzelne Dinge,

---

1) Ebenda S. 194.
2) Ebenda S. 200.
3) Ebenda S. 220.
4) Ebenda S. 227.
5) Ebenda S. 230.

über die der Mensch unmittelbar Macht ausüben kann; ein Weiteres ist nun ein Verhältniss zu Gegenständen, die eher als selbständig angesehen werden können, und so als Macht, dass sie dem Menschen als Anderes, was nicht mehr in seiner Gewalt ist, erscheinen. Solche selbständige natürliche Dinge sind z. B. die Sonne, der Mond, der Himmel, das Meer, Mächte, elementarisch grosse Gegenstände, die dem Menschen rein als unabhängig gegenüber zu treten scheinen"[1]. So lange indess diese Objecte sich nicht dem Menschen in einer ihm ungewöhnlichen Weise bemerkbar machen, kümmert er sich nicht um sie. Aber beim Erdbeben, bei der Ueberschwemmung, der Verfinsterung kann er Furcht vor ihnen haben und Bitten an sie richten, da erscheinen sie erst als Macht, das Andere ist ihr gewöhnliches Thun, da braucht er nicht zu bitten. Dies Bitten hat aber auch den Sinn des Beschwörens, mit dem Bitten erkennt man an, dass man in der Macht des Andern ist. Man fordert die Wirkung, die Bitte soll die Macht sein, die über den Andern ausgeübt wird; beides vermischt sich, die Anerkenntniss der Uebermacht des Gegenstandes und anderer Seits das Bewusstsein meiner Macht, wonach ich die Uebermacht ausüben will über diesen Gegenstand"[2].

Auf dieser Stufe erkennt der Mensch ein nicht beseeltes Naturobject als Macht über sich an: „Die nächste Objectivirung ist die, dass der Mensch eine selbständige Macht ausser ihm anerkennt und findet in der Lebendigkeit. Das Leben, die Lebendigkeit im Baume schon, noch mehr im Thiere ist ein höheres Princip als die Natur der Sonne oder des Flusses. Es ist deswegen geschehen unter einer unendlichen Menge von Völkern, dass Thiere verehrt als Götter sind"[2]. An die Erläuterung des Thierdienstes

[1]) Ebenda S. 233.
[2]) Ebenda S. 235.

knüpft Hegel nun die Erklärung dessen an, was er Fetischismus nennt. „Bei dem Thierdienst, sagt er, ist dies ein wichtiges und wesentliches Moment, dass mit dieser Lebendigkeit sich die Idee von einem innewohnenden Geistigen verbindet, so dass dies eigentlich verehrt wird. Hier in diesem Kreise, wo das unmittelbare Selbstbewusstsein die Grundbestimmung ist, ist es die Lebendigkeit überhaupt, die hier verehrt wird, daher ist denn diese Verehrung zufällig und betrifft bald dies Thier, bald ein anderes; fast jeder unerfüllte Wunsch bringt einen Wechsel hervor. Es ist hiermit denn auch jedes andere Ding hinreichend, ein selbstgemachtes Idol, ein Berg, Baum etc. So gut die Kinder den Trieb haben zu spielen, und die Menschen den, sich zu putzen, so ist auch hier der Trieb vorhanden, etwas gegenständlich zu haben als ein Selbständiges und Mächtiges, und das Bewusstsein einer willkürlichen Verbindung, die ebenso leicht wieder aufgehoben wird, als die nähere Bestimmung des Gegenstandes zunächst als gleichgültig erscheint. Es entsteht so der Fetischdienst“[1]).

An Hegel schliesst sich auf das engste an Karl Rosenkranz, dessen „Naturreligion“ nur eine weitere Ausführung der Hegel'schen Grundgedanken ist[2]). Ebenso steht ganz auf Hegel'schem Boden Adolf Wuttke, der wohl in den Einzelheiten, doch nicht in den Principien von Hegel abweicht[3]).

Was diese Hegel'sche Erklärung ohne Zweifel auszeichnet, ist der Versuch einer genetischen Entwicklung von niederen Stufen zu höheren hinauf, obgleich die von Hegel gegebene Reihenfolge der Stufen der Wirklichkeit

---

[1]) Ebenda S. 237.

[2]) Karl Rosenkranz, die Naturreligion. Ein philosophisch-historischer Versuch. Iserlohn 1831.

[3]) Adolf Wuttke, Geschichte des Heidenthums. Erster Theil. Breslau 1852.

und ihren Erscheinungen nicht entspricht. Es ist eben der Mangel an empirischer Beobachtung, der diesen transscendenten Erklärungsversuchen insgesammt zum Vorwurf gemacht werden muss. Sie setzen an den Anfang ihrer Entwicklung einen Begriff, den Begriff des Menschen, den Begriff Gottes — ohne doch zu wissen, ob dieser Begriff der wirklichen Erscheinungswelt auch entspricht. Erst aus der Beobachtung der Menschheit selbst in allen ihren Daseinsformen wird sich der wahre Begriff des Menschen bilden, erst aus der Beobachtung der verschiedensten Religionsgestaltungen der wahre Begriff der Gottesvorstellung abstrahiren lassen. Sowohl ein aprioristisch gefasster Begriff des Menschen als Gottes muss also gänzlich aus der Erklärung des Fetischismus ausgeschlossen bleiben. Nicht aus irgend einem beliebigen Systeme oder beliebigen Begriffe dürfen wir das Wesen des Menschen und der Erscheinungen uns zurechtstellen, sondern aus diesen Erscheinungen müssen wir unsere Begriffe zurechtstellen.

II.

Die psychologischen Erklärungsversuche.

Es war David Hume, der in neuerer Zeit zuerst jeden transscendenten Erklärungsgrund für die Religion bei Seite schob und statt dessen aus dem empirischen Wesen des Menschen heraus psychologisch die Factoren abzuleiten suchte, welche die Religion bilden. „Man kann bei den Urmenschen nur die gewöhnlichsten Empfindungen des menschlichen Lebens voraussetzen, das Streben nach dem Glück, die Furcht vor dem Unglück, das Schaudern vor dem Tode, Rachedurst, Verlangen nach Nahrung und andere Bedürfnisse: nur diese Motive beeinflussen sie“[1]). Zu diesen Motiven der

[1]) David Hume, Works, Vol. IV. Natural history of religion. Section II.

Furcht und der Hoffnung fügt Hume nun einerseits die Unkenntniss der Menschen von der Natur und ihren Erscheinungen, andererseits die menschliche Einbildungskraft, die Fantasie hinzu als die götterbildenden Factoren. „Wir schwanken beständig zwischen Leben und Tod, zwischen Krankheit und Gesundheit, zwischen Ueberfluss und Mangel. Verborgene Ursachen giessen über das Menschengeschlecht diese Güter und diese Uebel aus; oft, wenn man es am wenigsten vermuthete, wirken sie, und ihre Wirkungsweise ist ein Geheimniss. Diese unbekannten Ursachen sind die beständigen Objecte unserer Furcht und unserer Hoffnung, und während die Erwartung einer ungewissen Zukunft uns quält und unsere Ruhe stört, arbeitet die Einbildungskraft ihrer Seits, sich eine Vorstellung von den Mächten zu bilden, von denen wir so sehr abhängig sind. Der ungebildete Haufe erfasst die Ursachen nicht auf philosophische, sondern auf unbestimmte und confuse Weise; aber seine Einbildungskraft, immer beschäftigt mit demselben Gegenstand, ist bemüht, sich eine bestimmtere Vorstellung davon zu bilden. Je mehr der Geist sich auf die Ursachen richtet, um so mehr sieht er ein, wie ihre Bethätigungen unerfasslich sind, um so weniger aber befriedigen ihn seine Nachforschungen: er würde gezwungen sein, ein so mühsames Unternehmen aufzugeben, wenn nicht ein der menschlichen Natur innewohnender Hang ihn zu einem System führte, das ihm einleuchtend erscheint. Die Menschen sind im Allgemeinen geneigt, sich alle Wesen menschenähnlich vorzustellen, alle Gegenstände mit Eigenschaften zu bekleiden, welche ihnen selbst eigenthümlich sind und welche sie in sich selbst bemerken. Wir sehen ein menschliches Gesicht im Monde, Heere in den Wolken und haben Alle die Neigung, einen guten oder bösen Willen allen Dingen ohne Unterschied zuzuschreiben, welche uns gefallen oder uns zuwider sind.“ Daher stammt der häufige Gebrauch der Personification und die Schönheiten, womit dieselbe die

Poesie bereichert: „die Bäume, die Berge und die Flüsse werden personificirt, die unbeseelte Natur erhält Leben und Gefühl.“ „Kann man sich also wundern, dass bei der gänzlichen Unkenntniss der wahren Ursachen das Menschengeschlecht, bei dem Gedanken an die Zukunft zitternd, sich der unmittelbaren Herrschaft gewisser unsichtbarer Mächte unterworfen hat, in denen es Intelligenz und Gefühl voraussetzte?“ [1]) Auf diese Weise will Hume den Polytheïsmus erklären; er selbst macht die Anwendung seiner Theorie auf den Fetischismus noch nicht, so viel Richtiges auch in Bezug auf diesen in seinen Auseinandersetzungen liegt, die er im Einzelnen auf das scharfsinnigste begründet.

Von Hume schon beeinflusst, ist es Benjamin Constant, der, insofern er die Quelle der Religion im Menschen selbst sucht, zu dieser zweiten Classe gehört; der aber, insofern er als Quelle der Religion ein besonderes Seelenvermögen, „das religiöse Gefühl,“ annimmt, das als solches nicht constatirbar ist, den empirischen Standpunkt wieder verlässt. Er versteht unter diesem religiösen Gefühl „das von dem Menschen empfundene Bedürfniss, sich mit der ihn umgebenden Natur und den unbekannten Kräften, die ihm diese Natur zu beleben scheinen, in Verbindung zu setzen“ [2]). Dies religiöse Gefühl ist „ein unter allen Wesen dem Menschen allein eigenthümlicher Trieb, der ihm den Wink zu geben scheint, dass die Macht, welche jene unbekannten Kräfte belebt, nicht ohne irgend eine Beziehung zu ihm ist“ [3]). Auf den Fetischismus wendet Constant diesen Satz so an: Der Wilde verehrt auf Grund dieses Gefühls „verschiedene Gegenstände, weil er etwas verehren muss,“ und „weil der Mensch seine religiösen Vorstellungen stets in

---

[1]) Ebenda, Sect. III.

[2]) Benjamin Constant, die Religion nach ihrer Quelle, ihren Gestalten und ihren Entwicklungen. Deutsch herausgegeben von Dr. Ph. Aug. Petri, Berlin 1824. Bd. I. S. 247.

[3]) Ebenda, S. 252.

das Unbekannte setzt, dem Wilden aber Alles unbekannt ist, so wendet sich sein religiöses Gefühl an Alles, was er antrifft, zumal da ihm jeder Gegenstand belebt erscheint." „Auf solche Weise von mächtigen und thätigen Gegenständen umgeben, die einen beständigen Einfluss auf sein Schicksal haben, bringt er unter diesen Gegenständen demjenigen seine Verehrung dar, der auf seine Einbildungskraft am stärksten wirkt. Der Zufall entscheidet darüber. Bald ist es der Felsen, bald der Berg, zuweilen ein Stein, oft ein Thier" [1]). Man kann sagen, dass Constant, dessen „religiöses Gefühl" eine grosse Aehnlichkeit mit Schleiermacher's „schlechthinnigem Abhängigkeitsgefühl" hat— nur erst das zu lösende Problem gestellt habe. Es muss eben dieses religiöse Gefühl in seine Elemente, in die uns bekannten empirischen Seelenthätigkeiten zerlegt und der Antheil aufgezeigt werden, den ein jedes an der Erzeugung der Religion und hier speciell des Fetischismus hat.

Auf diesen rein empirischen Standpunkt stellt sich, im Bewusstsein seines unmittelbaren Zusammenhangs mit Hume, C. Meiners in seiner allgemeinen kritischen Geschichte der Religion. Er wiederholt einfach die Hume'sche Theorie und macht dann die Anwendung davon auf den Fetischismus in folgenden Worten: „Der Fetischismus ist unläugbar nicht nur der älteste, sondern auch der allgemeinste Götterdienst. Er beweist am unwidersprechlichsten, dass der Mangel einer richtigen Kenntniss der Natur die einzige Ursache der Vielgötterei war: dass dem ungebildeten Menschen Alles Gott ist, oder Gott wird, und dass er noch jetzt, wie von jeher, alle gewöhnlichen und ungewöhnlichen Begebenheiten für Vorbedeutungen oder Wirkungen des Zorns und der Gnade höherer Naturen ansieht" [2]). Das ist aber eigentlich auch alles, was Meiners an allgemeinen Gedanken

---

[1]) Ebenda, S. 253, 254, 255.

[2]) C. Meiner's Allgemeine kritische Geschichte der Religionen. Hannover 1806. Bd. I, S. 143.

über den Fetischismus zu sagen weiss: über die Unmasse des historischen Materials vernachlässigt er eben so sehr den leitenden Gedanken, wie jene transscendenten Versuche über den leitenden Gedanken das historische Material ausser Acht liessen, so dass der Schriftsteller, den wir nun zu nennen haben, ihm mit Recht den Vorwurf macht, „dass er nicht genug auf den Menschencharakter zurückgehe.“ Es ist dies Gottl. Phil. Chr. Kaiser in seiner biblischen Theologie. Kaiser will die Quellen der Religion nicht blos in dem einen oder andern Affecte der menschlichen Natur finden; sondern „subjectiv in dem allgemeinen Menschencharakter, in allem rein Menschlichen zusammengenommen“, wovon er ein specificirtes Inventarium aufstellt, und „objectiv in der Natur, zu welchem das Menschengeschlecht ein Verhältniss hat“ [1]). Indem er sich polemisirend gegen Schelling wendet [2]), will er von einer ursprünglichen Vollkommenheit des Menschen nichts wissen: „Noch ohne Ausdruck des Geistes war das Urschema des sogenannten Adam. Der erste Mensch war kein Ungeborner. Anfangs pflanzenähnlich vegetirend, unwillkürlich passiv, dann thierähnlich, unbändig und halbwild mit Instinct (um nicht unterzugehen) nennt der Mensch das Thier seine Mutter. Forster fand noch gewisse Bewohner der Insel von Mallicoli den Affen am ähnlichsten“ [3]). Unter diesen allgemeinen Voraussetzungen entwickelt er seine Ansicht über den Fetischismus folgendermassen: „Was dem werdenden Menschen, wenn er Kind wird, wenn die kräftige Erregung durch Noth geschieht, beim ersten Träumen der Phantasie erscheint, das hält er für Wirklichkeit. Denn die Thätigkeit

[1]) Gottl. Phil. Christ. Kaiser, die biblische Theologie oder Judaismus und Christianismus nach der grammatisch-historischen Interpretationsmethode und nach einer freimüthigen Stellung in die kritisch-vergleichende Universalgeschichte der Religionen und in die universale Religion. Erlangen 1813, Theil I. S. 2.

[2]) Ebenda S. 49, Anm.

[3]) Ebenda S. 43.

der Phantasie ist so prädominirend, dass er das Träumen nicht für Nichtwachen hält. War er dumpfsinnig und träg wie ein Pesseräh, so wird nunmehr schon seine Vorstellung von einem Gegenstande ihm anschauende Vorstellung, also auch das Göttliche ist ihm vor den Sinnen. Freilich muss daher die allererste Urform der Religion uns unwürdig und niedrig erscheinen. Das erste, das beste Stück Holz, ein Stein, ein Thier, ein Stern, der dem Menschen da aufstösst, den er zum Schutz wählt, wird ihm ein neuer Gott. Kein Wunder, dass ohne Uebung der Seelenkräfte, ohne Kenntniss und Erfahrung, noch ohne sonderliche Erfindungen und ererbte Cultur, ohne Entwicklung des sittlichen Triebes die sinnliche Attention, die Einbildungskraft und mit der Zeit die Nöthigung des beginnenden Verstandes, für die Wirkung irgend eine Ursache zu suchen, wobei die nächste Ursache für die letzte und höchste gilt, das sinnliche Gefühl der Bewunderung, des Schmerzes, der Furcht, der grobsinnliche Trieb nach Erhaltung und Eigennutz, Dankbarkeit und Zuneigung dem rohen Naturkinde für Vernunft gelten, und dass ein religiös schüchternes Gefühl wirkender wohlthätiger und feindlicher, gleichviel, ob belebter oder unbelebter Kräfte (denn beide scheinen ihm Willen und Kraft zu haben, ihm etwas anzuthun) im ganzen Chaos der Wesen jedem ausgedrückten Begriffe von Gott, jeder abstracten Vernunftidee vorausgeht. Die weite Idee einer Totalität der Welterscheinungen vermag der Urmensch im Kreise des ihn Umgebenden nicht zu begreifen. Dahin gehören aber zu allererst die ihn umgebenden gemeinen und einzelnen, durch ihre äussere Anschauung bestimmten sichtbaren oder wenigstens hörbaren und fühlbaren, kurz wahrnehmbaren leblosen Dinge, Wirkungen, Eigenschaften und Begebenheiten auf der Erde, worauf sich seine Aufmerksamkeit wie bei lauschenden Kindern lenkt, besonders die durch Glanz, Schnelligkeit, Grösse, Stärke des Schalls, des Eindrucks etc.

die schlafende Attention anregen und daher für belebt gelten, die auf der untersten Stufe der Cultur nicht einmal eigentliche Götter heissen können und keine eigentliche Verehrung, aber denn doch Aberglaube, Fetism, voraussetzen und als besondre Zauberkräfte angesehen werden." „Die Natur der Sache und selbst die Geschichte und Erdbeschreibung bezeugt, dass Fetismus, Verehrung der sinnlichen Gegenstände und Wirkungen der Natur, die allererste Religion der Nationen ist. Auf der Erde ist die Leiter menschlicher Bildung mit dem Fusse und verliert sich mit der Spitze in den Himmel, in's Unendliche" [1]).

Mit dieser Erklärung Kaiser's, worin er von Hume abweicht und mit Meiner's übereinstimmt: dass der Fetischismus die allererste Religion sei, ist Theodor Waitz in der Anthropologie der Naturvölker nicht einverstanden. Im engsten Anschluss an Hume hält er vielmehr „einen rohen systemlosen Polytheismus" für die ursprüngliche Gestalt der Religion. Seine Begründung dieser Ansicht ist genau die Hume'sche, wie wir sie oben entwickelten [2]). Aus diesem ursprünglichen Polytheismus soll nun nach ihm der Fetischismus abgeleitet werden. Ganz dieselbe Aufgabe hatte vom Schelling'schen Standpunkte aus Pfleiderer zu lösen; die Theorien beider haben daher gewisse Berührungspunkte mit einander. Beide suchen aus dem Allgemeinen das Besondere abzuleiten. Darin liegt die Aehnlichkeit beider Theorien; der charakteristische Unterschied indessen darin, dass das treibende Motiv der Entwicklung bei Pfleiderer in einem äusseren Geschehen, der Trennung des Urstammes in immer kleinere Partikeln gefunden wird; bei Waitz dagegen innerlich, psychologisch gefasst ist. „Der Neger, sagt er, treibt die Beseelung der Natur auf die äusserste Spitze; da aber sein Verstand zu ungebildet ist, um die

[1]) Ebenda S. 45. ff.

[2]) Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. I. S. 324, 325, 457.

eine allgemeine Beseelung derselben zu fassen und festhalten zu können, verirrt sich seine Phantasie mit dieser Vorstellung bis zu den unbedeutendsten Kleinigkeiten, wie es seine besondere Lebenslage gerade mit sich bringt: nach seiner Ansicht sitzt in jedem sinnlichen Dinge ein Geist oder kann doch darin sitzen, und zwar in ganz unscheinbaren Gegenständen oft ein grosser und mächtiger. Diesen Geist denkt er sich nicht als fest und unabänderlich gebunden an das körperliche Ding, in dem er wohnt, sondern er hat nur seinen gewöhnlichen und hauptsächlichsten Sitz in ihm. Der Neger trennt wohl in seiner Vorstellung nicht selten den Geist von dem sinnlichen Gegenstande, den er inne hat, setzt beide sogar einander bisweilen entgegen, das Gewöhnliche aber ist, dass er beide zusammenfasst als ein Ganzes bildend, und dieses Ganze ist (wie die Europäer es nennen) „der Fetisch", der Gegenstand seiner religiösen Verehrung [1]).

Diese Definition des Fetisches, wie sie Waitz giebt, ist unzweifelhaft zutreffend: das Factum ist richtig constatirt. Aber das Warum gerade dieser eigenthümlichen Erscheinung, dass der Wilde in einem Dinge ein belebtes Ding sieht, welches also mehr ist als eine todte Sache, denn es ist belebt, und doch weniger ist als ein Geist, denn es ist und bleibt ein greifbar körperliches Ding — das Warum dieser Erscheinung bleibt bei Waitz doch unerklärt. Das ist indessen gerade der Punkt, um den es sich handelt, auf den besonders ein volles Licht zu werfen ist.

Gerade diesen Angelpunkt finde ich klarer und treffender als bei Meiners, Kaiser und Waitz bei einem Schriftsteller beleuchtet, welcher der Zeit nach früher ist als jene, seiner Gedankenreife nach jedoch später als sie erwähnt werden muss. In seinem lesenswerthen „Abriss einer Ge-

[1]) Ebenda Bd. II. 174. Vergl. damit S. 183, wo eine Erklärung gegeben ist, die nicht im völligen Einklange mit der obigen steht.

schichte der Entstehung und Ausbildung der religiösen Ideen" giebt Phil. Christ. Reinhard die folgende Entwicklung: „Die Geschichte der Menschheit, sagt er, stellt auffallende Verschiedenheiten und auffallende Aehnlichkeiten in den Handlungs- und Denkarten der Völker dar. Der Grund von jenen liegt in der äusseren Lage — der Grund von diesen in den natürlichen Anlagen des Menschen. Einer derjenigen Punkte, worin die Völker überall einander ähnlich sind, ist das Dasein der religiösen Ideen. Ihr Entstehungsgrund muss demnach im Menschen selbst liegen. Sie müssen, weil sie auf jeder Stufe der menschlichen Cultur vorhanden sind, mit allen menschlichen Trieben und Seelenvermögen Zusammenhang haben. Eben darum aber kann ihr Charakter nicht anders als wandelbar und zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern verschieden sein. Will man den Ursprung der religiösen Ideen in der Geschichte aufsuchen, so muss man in die Zeiten der äussersten Rohheit der alten Völker zurückgehen. Dass die Religion derselben ein Monotheismus gewesen sei, ist nicht erweislich. Auf der niedersten Stufe der Cultur findet man den Fetischismus" [1]). Der Mensch befindet sich hier in der hülflosesten Abhängigkeit von der Natur. „Es lässt sich erwarten, dass während dieser traurigen Periode die Seelenkräfte nur im höchstgeringen Grad ihre Thätigkeit äussern. Als ein sinnlichverständiges Wesen schaut er die Gegenstände, von welchen Eindrücke auf seine Sinne gemacht werden, als nebeneinander und nacheinander an: doch lenkt sich seine Aufmerksamkeit, so wie bei Kindern, vornehmlich auf sichtbare oder äusserlich-anschauliche Gegenstände und auf diejenigen der hörbaren, welche zugleich ein starkes Gefühl in ihm rege

---

[1]) Phil. Christ. Reinhard, Abriss einer Geschichte der Entstehung und Ausbildung der religiösen Ideen. Jena 1794. Plan und Einleitung.

machen. Der höchste Grad seiner Verstandesthätigkeit ist vielleicht der, dass er auf die Ursachen derjenigen Erscheinungen aufmerksam wird, welche sein Gefühlsvermögen in Bewegung setzen. Dieses Gefühlsvermögen ist dann auch um so wirksamer. So wie gebildetere Menschen sich bemühen, seine Macht zu schwächen und einer höheren Herrschaft zu unterwerfen, so ist es bei ungebildeten das herrschende und wirksamste. Gefühl ist vom Begehren unzertrennlich. Es ist in der sinnlich modificirten Natur des Menschen ein Trieb, der auf Erhaltung des Körpers abzielt, und mit dessen Befriedigung Lust — mit dessen Hinderung Unlust verbunden ist. Demnach theilt sich der sinnliche Trieb in den begehrenden und verabscheuenden: der Grad der Stärke, worin er sich äussert, wird durch den Grad der Lust oder Unlust bestimmt. Wird eine Wirkung, welche Unlust oder Schmerzen erweckt, vorausgesehen, so entsteht durch Anticipation des Gefühles — Furcht, und wir streben die Wirkung zu vermeiden oder zu hemmen. Das Gefühl, mit eigner Kraft sie hemmen zu können, heisst Muth. Ist die Furcht excessiv oder die wirkende Kraft der unsrigen weit überlegen oder unerreichbar, so verliert der Schwache alles Gefühl eigner Kraft, schmeichelt, bittet, gelobt, giebt, was er geben kann. Kommt die Wirkung schnell und unbeobachtet, so erschüttert sie die Organe auf eine ihrer jetzigen Richtung entgegengesetzte Weise: daher der augenblickliche Stillstand aller Vorstellungen und der schleunig veränderte Lauf der Säfte des Körpers. Eine schnell- und starkafficirende Wirkung, die aber nicht als gefahrdrohend sich ankündigt, erregt Erstaunen. — Dies sind diejenigen Gefühle, welche in der körperlichen Organisation selbst ihren Entstehungsgrund haben, und welche den Menschen in seinem rohesten Zustande um so unumschränkter beherrschen, je weniger er auf der einen Seite mit der Wirkungsart der Natur bekannt, und je weniger er auf der

andern im Stande ist, ihren Wirkungen Massregeln der Klugheit oder Grundsätze der Vernunft entgegenzustellen. Indess wirken diese Gefühle auf den Gegenstand zurück, der sie erregt hatte. Derjenige, der Schrecken und Erstaunen erregte, wird als etwas Ausserordentliches betrachtet und ausgezeichnet; derjenige, der Furcht oder Schmerzen erregte, wird entfernt; aber beide werden als Dinge mächtiger Art gefürchtet. Derjenige Gegenstand, welcher Lust erregte, wird, durch Uebertragung der Wirkung auf ihre Ursache, Gegenstand des Wohlgefallens und der Dankbarkeit, oder als Mittel die Lust zu erneuern oder die Erinnerung daran festzuhalten, Gegenstand der Zuneigung, welche, durch Gewohnheit verstärkt, Anhänglichkeit wird. — Aber der Mensch von ganz ungeübter Verstandeskraft bleibt natürlicherweise immer beim nächsten stehen; er weiss nichts von Verkettung der Ursache und Wirkungen, nichts von mechanischen Kräften und organisirter Materie. Er macht daher keinen Unterschied, ob der Gegenstand lebend oder leblos sei, ob er Willen oder nur Kraft habe, ihm Gutes oder Uebles zu thun; auch giebt er sich keine Mühe, jedesmal den wahren Urheber der Wirkung kennen zu lernen. Es kann also leicht geschehen, dass er statt der wahren Ursache denjenigen Gegenstand dafür anerkenne, der ihm im Augenblicke der erfolgten Wirkung gerade in's Auge fiel, oder denjenigen, den er vorher schon als Urheber seiner Lust oder Unlust erkannt hatte. Eben so wenig ist es zu verwundern, wenn er, dessen Gedankenkreis nicht über seinen Gesichtskreis hinausreicht, und der aus Trägheit und Ungeübtheit nur bei dem verweilt, was ihm von aussen gegeben und anschaulich im Raume ist, nicht geneigt ist, unsichtbare Ursachen der wahrgenommenen Wirkungen aufzusuchen, oder unfähig, die unsichtbare Ursache anders als enthalten in einem gewissen Raume und in einem sichtbaren Dinge zu denken. Vermöge seiner Verstandesgesetze denkt er eine Ursache der Wirkung, die er empfunden hat, bannt

sie in einen sichtbaren Gegenstand, und erwartet von demselben fernere ähnliche Wirkungen. Folglich legt er diesem Gegenstande dasjenige bei, was wir nicht anders als mit den Ausdrücken Kraft, Seele, Leben bezeichnen können, und auf solche Weise ist dem Wilden, nach unserer Art zu reden, die ganze Natur beseelt, Alles voll Zauberei, und alle Erscheinungen in der Körperwelt nichts als ein Spiel verborgener Zauberkräfte. — Ohne Unterschied also wird Alles, was wohl oder wehe thun kann, nicht nur das Thier, das ihn zu zerreissen droht, sondern auch der Baum, der ihn erquickt, der Fluss, der ihm Wasser und Fische reicht — ebenso jeder Gegenstand, an den die Erinnerung an einen widrigen oder angenehmen Zufall geknüpft ist, oder dessen Bild sich im Traume darstellt, oder der durch die blosse Coexistenz mit irgend einem Zufall das Ansehen, Ursache desselben zu sein, erlangt hat — alles dergleichen wird liebgewonnen oder gefürchtet, und durch solche instinctmässige Zuneigung und Abscheu vor anderen ausgezeichnet"[1]. Das ist also die Art und Weise, auf welche die natürlichen Objecte den Menschen zu Fetischen werden.

Obgleich die Entwicklungen Ludwig Feuerbach's unter der energischen Wucht selbstbewusster Opposition weit blendender gerathen sind, als die Reinhardischen, so enthalten sie doch im Grunde keine anderen Gedanken, als wie sie schon Reinhard gegeben. Das Abhängigkeitsgefühl als der Inbegriff all' der Affecte des Fürchtens und Hoffens, des Schmerzes und der Freude, überhaupt alles rein Menschlichen zusammengenommen, um den Kaiser'schen Ausdruck zu gebrauchen, ist nach Feuerbach der Grund der Religion, deren Verständniss aus der Anthropologie zu gewinnen ist. Der ursprüngliche Gegenstand dieses Abhängigkeitsgefühls ist aber nothwendig die Natur, die Natur ist also der erste

---

[1]) Ebenda S. 13. ff.

Gegenstand der Religion [1]). Da nun der einzelne Mensch nicht Mensch überhaupt, sondern dieser bestimmte, besondere Mensch ist, diese Charakterbestimmung seines Wesens aber unabsonderlich, abhängig von diesem bestimmten Boden, diesem besondern Klima ist — so ist es nicht zu verwundern, dass die Menschen ursprünglich Berge, Flüsse, Thiere und zwar ihre Berge, ihre Flüsse, ihre Thiere verehrten [2]). Feuerbach zeichnet diesen Process der Entstehung des Fetischismus in zu allgemeinen und deshalb weniger überzeugenden Strichen, während Reinhard den psychologischen Process detaillirter und darum einleuchtender darstellt; es möchte diesem letzteren deshalb in dieser Hinsicht auch der Vorzug gebühren. Denn es kommt, was nun speciell den Fetischismus betrifft, darauf an, nicht blos in ungefähren, abstracteren Umrissen, sondern in concreten, greifbaren, der Wirklichkeit entnommenen Gestalten die Factoren aufzuweisen, aus denen derselbe erwächst. Genaue Beobachtung derjenigen Menschen, welche noch in den Sphären des Fetischismus stehen, und ihres Treibens ist daher nothwendig. Hier bieten die Reisebeschreibungen mit ihren Beobachtungen ein reiches Material; doch sind diese Beobachtungen von verschiedenem Werthe je nach dem Scharfblick und dem besondern Interesse des Beobachtenden. Unter allen Reisebeschreibungen ist in Bezug auf den Fetischismus kaum eine ausgiebiger und belehrender, als A. Bastian's „Ein Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo, ein Beitrag zur Mythologie und Psychologie". Indem der Verfasser zumal die Klippe vermeidet, an der Viele scheiterten, aus dem eigenen höher entwickelten Bewusstsein dem Bewusstsein

---

[1]) Ludwig Feuerbach, das Wesen der Religion. Vorlesungen über das Wesen der Religion. Nebst Zusätzen und Anmerkungen. Leipzig 1851. Dritte und vierte Vorlesung.

[2]) Ebenda. Fünfte Vorlesung.

des Wilden Gedanken und Motive unterzuschieben, die dieser noch gar nicht hat, weiss er die Vorgänge in den Vorstellungen des Wilden psychologisch so treffend zu zeichnen, dass er sein Werk mit Recht einen Beitrag zur Psychologie nennt, und mit nicht minderem Recht einen Beitrag zur Mythologie, insofern in dem Verständniss des Fetischismus, als der Ausgangsstufe der Religion, in der That das Verständniss des Wesens der Religion überhaupt enthalten liegt. Welchen Werth im Uebrigen die Betrachtung des Fetischismus nicht blos für das Verständniss der Religion, sondern auch für die Psychologie, für die richtige Kenntniss des Menschen und damit für die Erfassung einer gesunden Philosophie habe, hat dieser Verfasser vollständig erkannt, und ich brauche in dieser Hinsicht nur seine eigenen Worte anzuführen: „Eine Philosophie, sagt er, die sich nicht auf Psychologie begründet, ist ein Unding, denn wie kann man gesunde Resultate von einer Wissenschaft erwarten, der die Zusammensetzung des Instrumentes, mit dem sie operirt, nicht bekannt ist. Die Philosophie ist nicht sich selbst Zweck, ihr Zweck ist der Mensch. Bisher hat sie allerdings denselben kaum eines Blickes gewürdigt und ihn lieber nach ihren Phantasien gedacht, jetzt aber stellen sich ihr zwei Gehülfinnen dar, die das Darlehen ihrer Operationsmethoden reichlich vergelten werden: die Psychologie und die Mythologie. Das Feld derselben liegt noch brach und kaum ist hier und da der erste Spatenstich geschehen, denn ich verstehe unter Mythologie nicht die abgezogenen Systeme der Schulen oder die Ausschmückungen der Poeten, sondern die eigentlichen Volksreligionen, die überall aus der tiefen Sehnsucht der Menschennatur emporgewachsen sind. Die Geschichte der Mythologien, d. h. der Erscheinungsweisen, wie sich die religiösen Bedürfnisse in den Anfängen des erwachenden Bewusstseins zu verwirklichen streben, muss der Psychologie die Stelle der Experimente vertreten. Auf die Naturreligionen zurückgehend, werden wir einen Blick

in die aufgeschlossene Werkstatt des arbeitenden Geistes thun und Schritt vor Schritt verfolgen können, wie die durch sinnliche Erfahrungen angeregten Gehirnfunctionen jene Begriffe erst schaffen, von denen die Philosophie, als gegebenen, aussetzt. So könnte der religiöse Ideenkreis des Fetischanbeters die Embryologie des menschlichen Geistes ersetzen, um die mechanischen Associationsgesetze der Vorstellungen zu verdeutlichen. Auch in der Psychologie haben wir vor Allem zu vergessen, auch hier haben wir auf den Beginn zurückzugehen; und vorläufig wird die Betrachtung des einfachsten Fetischdienstes lehrreicher sein, als alle idealistischen Wolkenflüge. Gerade je höher wir uns schon aufgeschwungen haben, je tiefer die Nächte der Barbarei unter uns liegen, desto dringender wird es, die versäumte Untersuchung derselben nachzuholen, ehe sie ganz aus den Augen entschwinden, denn je weiter man eine Leiter hinaufklimmt, desto gefährlicher würde es sein hinabzustürzen, und um so wünschenswerther ist es, sich selbst versichert zu haben, dass ihr Fuss auf sicherem Boden ruht. Erst seit den neueren Entdeckungen wurde wieder eine Gelegenheit gegeben, den Menschen in den einfacheren Verhältnissen seiner Existenz zu betrachten, aber bisher nur wenig benutzt. Die nach Europa gesandten Mittheilungen rührten von ungebildeten Schiffern oder bigotten Mönchen her und konnten in ihrer entstellten Form nur zu verkehrten Folgerungen führen. Gegenwärtig aber, wo sich die entfernteren Gegenden dem Reisenden mit Leichtigkeit aufschliessen, ist die Möglichkeit gegeben, auch unter den Wilden wissenschaftliche Beobachtungen anzustelleu, aber der günstige Augenblick wird rasch vorübergehen, da mit dem Eindringen höherer Lehren und dem Austausch der Ideen sich die Originalitäten bald verwischen müssen. So sollte man nicht säumen, wie die Museen mit Steinen und Pflanzen, so die Psychologie mit Begriffen zu bereichern, oder vielmehr mit primitiven Gedankenassociationen, von

denen sie vielleicht einige brauchbar finden mag, um sie unter ihre Bausteine aufzunehmen oder sich ihrer, als vergleichender Maasse, zu Illustrationen zu bedienen“ [1]).

---

[1]) Afrikanische Reisen von Dr. A. Bastian. Ein Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo. Bremen 1859. S. 322 ff. a. a. O.

Zweites Capitel.

Der Bewusstseinszustand des Wilden in logischer und ethischer Beziehung.

Unter Fetischismus versteht man die religiöse Verehrung sinnlicher Gegenstände. Soll nun der Mensch diese Gegenstände verehren, so müssen ihm dieselben vor Allem verehrungswürdig erscheinen, oder, was dasselbe sagt, er muss sie als verehrungswürdig vorstellen. Der Fetisch, z. B. ein Stückchen Metall, bleibt aber seiner äusseren Gestalt und seiner Wesenbeschaffenheit nach ganz dasselbe Ding, ob nun ein Europäer oder ein afrikanischer Neger es betrachtet. Es kann also dasjenige, welches das Ding verehrungswürdig oder zum Fetische macht, nicht in dem Dinge selbst, sondern nur in der Vorstellungsweise des Menschen davon liegen. Um das Wesen des Fetischismus zu verstehen, gilt es also, die Vorstellungsweise oder das Bewusstsein derjenigen Menschen zu untersuchen, welche Fetischisten sind. Der Fetischismus findet sich historisch bei denjenigen Völkern, die an geistiger Entwicklung noch am niedrigsten stehen, bei den sogenannten Wilden. Wir können also unsere nächste Aufgabe auch kurz so formuliren: Es gilt, den Bewusstseinszustand der Wilden zu verstehen. Wir

entwerfen daher zuerst das Bild des wilden Bewusstseins einmal in logischer, zweitens in ethischer Beziehung.

I.

Das Denken des Wilden.

Der Mensch hat im Bewusstsein nur dasjenige, was er in Erfahrung gebracht hat. Sein Bewusstsein reicht also stets nur so weit, als seine von ihm in Erfahrung gebrachten Objecte. Und welche Objecte bringt er in Erfahrung? Diejenigen, welche er in seiner Welt findet. Sein Bewusstsein reicht also immer nur so weit, als seine Welt. Wir sagen: seine Welt, d. h. also diejenige Welt, welche er kennt, denn wir verstehen unter der Welt eines vorstellenden Wesens den Inbegriff seiner Objecte. Wir müssen also, um den Bewusstseinszustand eines Menschen zu verstehen, fragen, was an Objecten und was für Objecte dieser Mensch in Erfahrung gebracht hat.

Da das Bewusstsein nur die Vorstellungen haben kann, welche es aus seiner Welt schöpft, so muss sowohl die Beschaffenheit als die Zahl dieser Vorstellungen oder Objecte d. h. der empirische Inhalt des Bewusstseins, so verschieden sein, als diese Welt, in welcher sich der betreffende Mensch befindet, verschieden ist von der Welt eines andern Menschen. Der Vorstellungsinhalt eines Bergbewohners ist ein anderer, als der eines Seefahrers. Ein Eskimo hat andere Vorstellungen im Bewusstsein, als ein Hindu, so weit verschiedene Vorstellungen, als ihre Welten verschieden, und so weit gleiche Vorstellungen, als ihre Welten gleich sind. Auch die Zahl der Objecte ist so verschieden, als die Welt des Menschen verschieden ist. Die Zahl der Objecte eines Wilden ist ganz beschränkt, die Menge der Vorstellungen eines gebildeten Europäers unendlich viel grösser. Aus der

Verschiedenheit der Zahl der Objecte, gerade aus der grösseren oder kleineren Menge derselben ergeben sich für das Verständniss des Thuns und Lassens der verschiedenen Menschen die bedeutendsten Folgerungen. Je mehr Objecte ein Mensch im Bewusstsein hat, um so reicher und ausgebildeter ist sein Bewusstsein, um so geübter sein Denken, um so höher entwickelt in summa der Mensch. Je weniger Objecte er im Bewusstsein hat, um so weniger entwickelt ist er. Der Mensch wächst in jeder Beziehung nur an seinen und durch seine Objecte.

Das höchst ausgebildete Bewusstsein ist daher dasjenige, welches die meisten Objecte hat. Um aber viele Objecte zu haben, muss ich sie alle scharf und genau von einander scheiden und unterscheiden. Denn schiede und unterschiede ich sie nicht von einander und hielte ich sie dadurch nicht auseinander, so flössen ihre Grenzen in einander, und die Zahl meiner Objecte verringerte sich natürlich. Nur in dem Grade also, in welchem ein Bewusstsein die Objecte unterscheidet, hat es verschiedene und zahlreiche — und umgekehrt also: nur in dem Grade, als ein Bewusstsein viele verschiedene Objecte hat, unterscheidet und scheidet es scharf. Je schärfer also ein Bewusstsein unterscheidet, um so mehr Objecte hat es, und umgekehrt: je weniger Objecte ein Bewusstsein hat, um so schwächer unterscheidet es. Die Schärfe des Unterscheidens oder des Denkens hängt also eng und untrennbar mit der Zahl der Objecte zusammen, so dass man folglich aus der Zahl der Objecte eines Menschen die Stärke oder Schwäche seines Denkens und seiner geistigen Bildung beurtheilen kann. Da nun diese verschiedenen Objecte nur dadurch sind, dass das Bewusstsein sie unterscheidet, so hängt also die Zahl der Objecte von der grösseren oder kleineren Fülle der Unterschiede ab, welche das Bewusstsein statuirt.

Die Höhe der Civilisation bezeichnet sich deswegen dadurch, dass die gebildete Menschheit überall die minu-

tiösesten Unterschiede macht. Die tiefste Stufe der Bildung muss sich also dadurch charakterisiren, dass sie die vielen Unterschiede nicht macht, welche die höchste setzt. Im Gebiete des Denkens erreicht nur der eine wirkliche Höhe, der selbst da, wo Andere nicht mehr unterscheiden, noch Unterschiede aufzufinden weiss. Alles falsche, unlogische Denken hat seinen Grund in einer Schwäche des Geistes, die keine Unterschiede mehr sieht, wo deren noch sind. Der Kritiker kritisirt nur dadurch, dass er die Unterschiede und also die Ungleichwerthigkeit der Vorstellungen nachweist, welche ein Anderer für gleichwerthig nahm. Einen im gesellschaftlichen Sinne des Wortes feingebildeten Menschen nennen wir den, der in jeder Lage jedem Menschen gegenüber das angemessene Betragen zu zeigen weiss. Das kann aber nur der, welcher die Unterschiede sowohl der Charaktere Anderer als auch der Umstände genau kennt. Der Ungebildete und Rücksichtslose behandelt Alle unter allen Umständen, als ob sie gar nicht verschieden wären. Ein sittlich wahrhaft feinfühlender Mensch ist der, welcher in der Beurtheilung dessen, was jedem gebührt, die feinsten Unterschiede macht. Je gröber die Unterschiede, welche die Menschen auf sittlichem Gebiet machen, um so ungerechter, um so parsteiischer, um so unsittlicher sind sie.

Die tiefste Stufe des Bewusstseins charakterisirt sich also dadurch, dass sie die vielen Unterschiede noch nicht macht, welche die höhere hat, oder, was ja dasselbe heisst, dass sie die vielen Objecte noch nicht hat, welche die höhere Stufe besitzt.

Das niedrig entwickelte Bewusstsein kann mithin im Gegensatz zu dem hochentwickelten nur eine ganz beschränkte Zahl von Objecten haben. Die Welt, die es hat, seine Objectenwelt muss nach Umfang und Inhalt eng und klein sein. Man vergleiche doch nur des Thieres Bewusstseinsstufe und die Zahl seiner Objecte; beide stehen ganz

parallel niedrig. Des kleinen Kindes Bewusstseinsstufe ist weder in logischer noch in ethischer Beziehung so weit entwickelt, wie die eines Mannes. Denn seine Objecte sind noch ganz gering an Zahl und Beschaffenheit. Die Objecte, welche ein Erwachsener hat, sind ihm noch völlig unbekannt. Abstractere Vorstellungen wie Tugend und Laster, philosophische Begriffe sind ihm fremd und unbegreiflich. Es hat zuerst nur die concreten Vorstellungen, welche seine Welt ihm bietet, und seine Welt reicht zuerst nicht weiter als die Kinderstube, das Vaterhaus, die Stadt als sinnliche Vorstellungen genommen. Des Kindes Welt weitet sich allmählich; nur dadurch aber, dass sich ihm stets neue und neue Objecte zur Ueberwältigung entgegenstellen, erreicht es die Höhe der Bildung, auf welcher seine Zeit und sein Volk steht. Würden diese Objecte sich ihm nicht entgegenstellen, so bliebe auch seine Bewusstseinsentwicklung für's ganze Leben in den Kinderschuhen stecken. Des Kindes Welt ist eng; so ist auch sein Bewusstsein; aber diese enge Welt liegt — und das ist von der grössten Bedeutung — unmittelbar in einer grösseren; zwischen beiden ist die engste Verbindung und ein fortgesetzter Verkehr, und deshalb erweitert sich fortgesetzt des Kindes Welt und Bewusstsein.

Gerade dieses letztere fehlt aber vollständig bei der Welt des Wilden, um nun zu diesem überzugehen, und darum fehlt auch naturgemäss die weitere Fortentwicklung über eine gewisse Stufe des sinnlichen Anschauens hinaus. Wenn unser Kind bis dahin gelangt ist, wo es mit blos sinnlichen Vorstellungen operiren kann, so schliesst sich an diese eine ganze Welt abstracter, wissenschaftlicher Objecte an, die dem Kinde in der Schule geboten werden. Es lernt lesen und schreiben, es hört von Himmel und Erde, fremden Ländern und Völkern. Was Jahrhunderte langsam und mühevoll errungen und erlernt haben, wird ihm jetzt gleichsam auf einem Brette ausgezahlt. Sein Wille ferner

wird gelenkt, seine Triebe gezügelt, das ihm Zuträgliche wird ihm gezeigt, ohne dass es dasselbe durch eine Kette schmerzlicher Erfahrungen hindurch, so wie es seine Vorwelt allmählich that, erst selbst zu suchen brauchte. Dieses zu den sinnlichen Vorstellungen hinzutretende Reich geistiger Objecte aber fehlt nun dem Wilden in seiner Welt vollständig. Er bleibt auf der Stufe der blossen sinnlichen Anschauung während seines ganzen Lebens stehen. Und selbst diese bietet ihm noch nicht einmal so viel, wie unserm Kinde die seinige, denn man kann immer nur anschauen, was die umgebende Welt enthält. Und was sieht denn ein Wilder, z. B. ein Eskimo? Eis und Schnee, Bären und Fische und — Eskimos! Das ist Alles! Denn „das ungeheure Grönland von etwa 25,000 Q. M. ist grösstentheils mit Eis bedeckt, dessen Dicke nach den Gletscherstücken, die in's Meer hinausgeschoben werden, 2—3000′ beträgt.“ Die Natur bietet mithin dem Eskimo keine anderen Objecte als Eis, da ist kein Wechsel, da herrscht das ewige Einerlei, da bleibt auch der Mensch stets derselbe Eskimo und entwickelt sich nicht. Capitän Parry erzählt von ihnen: Sie wissen nicht, dass sonst eine Welt ist, dass es eine andere Natur giebt. Die Welt des Wilden ist eng, die Zahl seiner Objecte beschränkt, sein Bewusstsein daher unentwickelt.

Je reicher also eines Menschen Welt ist, je mehr und je mehr verschiedene Vorstellungen er hat, um so geübter wird er vorzustellen und zu unterscheiden, um so ausgebildeter sein Gehirn im Denken. Umgekehrt, je enger seine Welt ist und je weniger Vorstellungen er im Leben gehabt, um so weniger ist sein Gehirn geübt, Vorstellungen zu unterscheiden, um so weniger kann er denken. Es bestätigt ja eines jeden Erfahrung, dass auch das Denken wie jede andere Fertigkeit will geübt sein, und dass trotz etwaiger natürlicher Anlage ohne angestrengte und fortgesetzte Uebung keine Fertigkeit erlangt wird. Wer erst im vier-

zigsten Jahre anfangen wollte zu studiren, ohne vorher jemals ein Buch in der Hand gehabt noch aus einem gehört zu haben, der würde an sein schon steifes Gehirn eine Forderung stellen, die es eben so wenig erfüllen könnte als eine Chinesin mit klumpigen Füssen die Bitte, wie Pepita zu tanzen. Denn „passé cet âge, les opinions sont faites; quant aux fondements, ils sont bâtis, maçonnés, inébranlables; autour d'eux l'habitude, la paresse d'esprit, les occupations pratiques sont comme un ciment que rien ne peut dissoudre [1]).

Betrachten wir unter diesen Gesichtspunkten doch solch ein armseliges Wesen wie einen Pescheräh im öden Feuerland. Nie berührte ihn die Civilisation, nicht eine abstractere Vorstellung drang in sein Ohr, er weiss nichts von der übrigen Welt; er hat die alte Welt noch eben so wenig entdeckt wie der Europäer vor Columbus die neue. Er kennt nur die kahlen Wüsteneien seiner öden Heimath, wo kein Haus steht, keine reiche Stadt. Er ging nie in die Schule, er wollte immer nur essen, zeugen und ruhen. Er hat nur ganz sinnliche Vorstellungen, und wie viele denn? Nur die, welche die paar Meilen Feuerland ihm zeigten, welche er bewohnt: vegetationslose Einöden, kahle Felsen, Vögel und Seinesgleichen. Er hat also nicht einmal eine Fülle concreter Vorstellungen, vielmehr nur die allerdürftigste Zahl; und diese vergrössert sich nie, denn er verlässt sein Land nicht, er sieht nicht neue Objecte. Daher ist es denn psychologisch ganz nothwendig, dass er und so jeder Wilde nicht das zu denken und zu begreifen vermag, was ein gebildeter Europäer denkt. Daher werden z. B. die meisten den Wilden von den Missionaren überlieferten Lehrbegriffe „nur als begriffslose Worte aufgenommen und von den Fetischsystemen rasch absorbirt, ohne irgend einen

---

[1]) Taine, les philosophes classiques du XIX[e] siècle en France.

nachhaltigen Einfluss ausgeübt zu haben"[1]. Es ist psychologisch ganz nothwendig, dass seine Vorstellungskraft nur die allergeringste ist und dass „er sein Gehirn nicht viel um scharfe Unterscheidungen quält"[2]. Nun verstehen wir, warum „das Denken für die meisten Wilden sehr schwer ist; wenn man sie über irgend geistige Dinge frägt, so klagen sie sehr bald über Ermüdung und Kopfschmerz"[3]. Die Denkthätigkeit der Buschmänner erlahmt schon bei den kindlichsten Begriffen und geht in Stumpfsinn über[4]. Die relativ gebildeteren Abiponen haben nur Zahlen bis drei; vier summiren sie aus drei und eins; fünf bezeichnen sie durch die Finger einer Hand; zehn durch beide Hände, zwanzig durch Hände und Füsse; was mehr als zwanzig ist, wird durch einen in die Hand genommenen Haufen Sand ausgedrückt[5]. Mit Anstrengung vermögen die südafrikanischen Coranna nur wenig über drei zu zählen[6]; ein Guineavolk zählt bis fünf[7], einige Brasilianer bis vier; was darüber ist, ist viel[8]. Ein denkender Mensch kann sich kaum in einen so niedrigen geistigen Zustand hineinversetzen; aber man sieht doch seine Möglichkeit ein, aus denselben Gründen wie bei den Wilden resultirend, wenn man unsere Kinder vergleicht, die ja auch eine Zeit

---

1) Bastian, San Salvador S. 102. Anm.

2) Ebenda S. 143. Es ist damit nicht gesagt, dass das Kind eines Wilden, wenn es unterrichtet würde, nicht zu einer höheren Stufe geistiger Fähigkeit gelangen könnte. Bastian S. 140: „Der Neger ist ziemlich anstellig, aber seine ganze Entwicklung hängt ab von den ersten Anleitungen, die er erhält. Bei Aufnahme in die Factoreien ist sein Gehirn eine tabula rasa, aber jedes Eindrucks fähig."

3) Burchell, Reisen in das Innere von Südafrika II. S. 307.

4) Ebenda I. S. 338.

5) M. Dobrizhofer, Historia de Abiponibus. Viennae 1784. a. a. O.

6) Campbell, zweite Reise in Süd-Afrika 1823. S. 71. 281.

7) Bowdich, Mission von Aschanti, 542.

8) Eschwege, Journal von Brasilien I. 168.

lang in ihrem Leben, wie die Redensart im Doppelsinne sagt, keine fünf zählen können. In einer reicheren Natur mit mehr Objecten, im Kampf mit wilden Bestien und anderen Feinden führt der Indianer vielfach schon ein bewegteres Leben. Er hat mehr Objecte, mehr Vorstellungen, daher ist auch seine geistige Kraft schon bedeutender. Seine Vorstellungen sind aber beinahe nur ganz sinnlicher Art. Diese übt er sein ganzes Leben lang. Deshalb muss er gerade in der Unterscheidung dieser sinnlichen Vorstellungen eine Schärfe entwickeln, welche uns, die wir uns weit mehr in abstracten Begriffen bewegen, nothwendig abgeht. Daher die feine Unterscheidung von kaum bemerkbaren Spuren in der Prairie, von kaum sichtbaren Zeichen im Urwalde. Daher auch die schon grössere Kraft, abstractere Vorstellungen zu bemeistern, die man indess nicht allzu hoch anschlagen darf. „In Nordamerika können manche Indianer durch Striche bis tausend zählen“ [1]. Also auch nur bis tausend und auch nur durch das sinnliche Hülfsmittel der Striche. Einige afrikanische Völker haben statt des Decimalsystems die fünf oder sechs zur Grundzahl, so dass mithin $5 + 2$ oder $6 + 1 = 7$ ist [2]. Alle die Segnungen, welche der Mensch dem Zählen zu verdanken hat, müssen diesen Völkern demnach abgehen. Sie können nicht rechnen. Auf das blosse einfache Rechnen in den sogenannten vier Species aber stützt sich aller geordnete Handel und Wandel. Das suum cuique tribuere auf dem Gebiete des Mein und Dein ist ohne Messen, als welches doch nur durch Zählen und Rechnen geschieht [3], nicht möglich. Von einer gerechten Anerkennung dessen, was dem Einen und dem Andern gehört, kann bei diesen Völkern, abgesehen von anderen Gründen, auch deshalb schon

[1]) Wuttke, Geschichte des Heidenthums. Bd. I. S. 156.

[2]) Th. Winterbottom's Account of the native Africans in the Neighbourhood of Sierra Liona. Lond. 1803. S. 230.

[3]) vergl. Kuno Fischer, Logik, 2. Aufl. §. 94. ff.

nicht die Rede sein. Dass alle Wissenschaft, die sich auf's Messen stützt, ihnen abgehen muss, ist selbstverständlich.

„Die Zeit pflegt nach den Jahreszeiten, nach dem Monde und den Tagen in ungenauer Weise eingetheilt zu werden; bei manchen weiss man über die Tage hinaus keine Zeiteintheilung. Der Tag selbst wird nur nach dem Sonnenlaufe in drei oder vier unsicher begrenzte Theile getheilt" [1]). Chronologie giebt es mithin nicht; versuchen sie eine chronologische Bestimmung, „so klingt sie bei ihnen, die sich kaum von Gestern auf Heute erinnern, lächerlich genug" [2]). Eine blosse Aufzählung geschichtlicher Thatsachen wäre schon deshalb unmöglich, wenn diese Völker überall Geschichte hätten. Da aber bei ihnen nichts geschieht, so kommen sie nicht einmal in die Lage, Geschichte zu haben. Was fällt denn bei ihnen vor, das nur des blossen Aufmerkens würdig wäre. Der Tag beginnt, es rührt sich der Hunger, ein Stück Wild wird erjagt, dann wird geschlafen, um nachher wieder alles das da capo zu thun. „Denn in der Scheu vor jeder Arbeit einander gleich, unterscheiden sich die Amerikaner durch ihre unbegrenzte Sucht nach Ruhe von den Afrikanern und Polarvölkern, welche lieber in Spiel und Genuss sich versenken; die Indianer thun weiter nichts, als was sie durchaus thun müssen. Nach der Jagd stete Ruhe in der Hängematte" [3]). So geschieht bei den Wilden nichts. Ihr Leben windet sich im ewig gleichen Einerlei hin; bei ihnen herrscht der Stillstand. Entwicklung bis zu einem gewissen Grade hat nur das Individuum, nicht der gesammte Stamm. „Die ganze Entwicklung aller successiven Geschlechter eines Buschmannstammes ist gewissermassen nichts Anderes als die

---

[1]) Wuttke, I. S. 156.
[2]) Bastian, San Salvador S. 100.
[3]) Wuttke I. S. 164.

Entwicklung des ersten Buschmannes"[1]). „Bei einigen sind nur vereinzelte Kriegsthaten der Vorfahren in Erzählungen und Liedern, aber auch diese Erinnerungen reichen nicht weit hinauf. Die wilden Völker leben meist alle so geschichtslos, als ob sie das erste, eben erst geschaffene, Menschengeschlecht wären. Die ziemlich geweckten Grönländer haben statt der Geschichte nur Ahnenreihen, manchmal von zehn Geschlechtern[2]). Aehnliche, aber nicht weit hinaufreichende Namenreihen finden sich auch bei Negern, Indianern und in der Südsee, nirgends aber wirkliche Geschichte, auch nur um einige Generationen hinauf. Den Völkern ist überhaupt die Vergangenheit sehr gleichgültig und den geweckteren sind Märchen lieber als Geschichte".

Da die Welt dieser wilden Völker sowohl dem räumlichen Umfang, als auch dem Inhalte der Objecte nach ganz eng und beschränkt ist, so kann auch die Zahl der Vorstellungen, welche sie haben, nur eine ganz geringe sein. Sie stellen nur wenig und auch nur ganz äusserlich Sinnliches vor — sie denken, wenn wir dies Wort in dem Sinne der Verarbeitung nicht unmittelbar sinnlich anschaubarer Vorstellungen nehmen, so gut wie nicht. Wer keinen Gedanken hat, kann auch keinen aussprechen. Daher ist es eine aus der Lebenslage dieser wilden Völker nothwendig sich ergebende Thatsache, dass ihre Sprache gerade so unentwickelt und armselig sein muss, als ihre Vorstellungswelt[3]). Sie können nur für die Objecte, welche sie vorstellen, Wörter haben. Diese Objeete sind wenige, folglich muss ihr Wortschatz ärmlich sein. Denn der Wortvorrath eines Menschen reicht jedenfalls nicht weiter, als

---

[1]) Vergl. des Verfassers „Die Thierseele, eine Psychologie der Thiere," Leipzig 1868. Cap. I. § 2.

[2]) D. Cranzen's Historie von Grönland. Barby 1765. I. S. 261.

[3]) vergl. Steinthal, die Mande-Neger-Sprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet. Berlin 1867.

sein Vorstellungsvorrath. Da nun die Vorstellungen dieser Wilden noch gar nicht abstracterer Natur sind, so müssen ihnen einmal alle diejenigen Wörter fehlen, welche nicht unmittelbar sinnlich anschauliche Objecte bezeichnen; zweitens müssen auch diejenigen Sprachformen sehr mangelhaft entwickelt sein, welche blosse Verhältnisse und Beziehungen der Vorstellungen zu einander ausdrücken, als welche Beziehungen durch das Denken des Menschen gesetzt werden, wie z. B. Flexionsformen, Conjunctionen, Präpositionen. Daher sind auch die Negersprachen meist sehr mangelhaft; die Sprache von Akra und Fantih soll keine Adverbien und Präpositionen, keinen Comparativ, kein Passivum bilden [1]). Woraus man sieht, dass die Völker, welche diese Sprachen reden, noch nicht einmal zu den nothwendigsten und uns gewöhnlichsten Unterscheidungen der Vorstellungen gekommen sind. Sie stehen also ihr ganzes Leben lang auf derselben niedrigen Stufe, auf welcher unsere Kinder sich befinden, wenn sie anfangen das Sprechen zu lernen. Die Buschmänner Südafrikas sollen einander noch nicht einmal durch Namen unterscheiden [2]), was Herodot ebenfalls von einem in der Sahara lebenden Volke des Alterthums, den Ataranten, erzählt: Sie sind die einzigen unter allen Menschen, von denen ich je vernommen habe, dass sie keinen Namen führen [3]).

Da der Vorstellungskreis dieser wilden Völker fast nur ganz sinnliche Objecte umfasst, so müssen sie einerseits durch die fortgesetzte Uebung, und weil sie andererseits wegen des Mangels an abstracteren Gedanken ihre ganze Gehirnkraft nur auf jene verwenden können, gerade in der Unterscheidung dieser sinnlichen Gegenstände schärfer verfahren, als wir im Durchschnitt, vorausgesetzt, dass sie überhaupt schon eine beträchtlichere Anzahl von Objecten

---

[1]) Bowdich, S. 470.

[2]) Lichtenstein, R. im südl. Afrika (1803—6). I. 192. II. 82.

[3]) Herodot IV. 181. cf. Plin. hist. nat. V. 8.

vorstellen, wie z. B. die Indianer Nordamerikas. Daher sie als gesondert und besonders vorstellen und auch mit besonderen Wörtern bezeichnen, was wir zusammenfassend mit einem Worte belegen. So haben sie für unser Wort Fuss besondere Wörter, je nachdem der Fuss eines Menschen, Hundes, Raben u. s. w. gemeint ist. So für „gehen" besondere Wörter, je nachdem sie am Morgen oder Abend, in Stiefeln u. dgl. gehen meinen. Jeder Vorgang wird als ein für sich gesonderter und besonderer in seiner concreten Einzelheit aufgefasst, als ob er gar nicht mit anderen in Beziehung stände und nichts mit anderen gemeinsam hätte; was eben eine Folge davon ist, dass man die Vorstellungen noch nicht unter einander vergleicht und gegeneinander abmisst, ein Process, der nicht durch die Sinne, sondern durch das Gehirn vollzogen wird, das eben, weil es zu wenig begrifflich vorstellt, in dieser Hinsicht wenig geübt ist. Daher kommt es denn, dass die Sprachen der Indianer überreich sind an ellenlangen Wortverbindungen, welche stets nur einen ganz besondern concreten Fall ausdrücken und daher an eigentlichem Gedankeninhalt eben so arm sind, als sie in der Bezeichnung jedes ganz äusserlich gefassten, nebensächlichen Theilchens des betreffenden Vorganges genau sind, so genau, dass über die blosse sinnliche Auffassung und Beschreibung aller Nebenumstände gar keine Zeit mehr bleibt, den eigentlichen Kern der Sache, worauf es ankommt, zu fassen. Man denke daran, wie tölpelhafte Personen es in ihren Erzählungen ganz ähnlich machen: statt einfach zu berichten, worauf es ankommt, fallen sie aus dem Hundertsten in's Tausendste und erzählen so viel und so genau, dass sie zuletzt selbst nicht mehr wissen, was sie eigentlich mittheilen wollten.

Dieser Ueberschwall von Wörtern ist im Grunde ein Zeichen von Kritiklosigkeit und geistiger Schwäche, welche noch nicht die Fülle des Materials durch Zurückführung auf eine höhere Einheit zu überwältigen und zu verein-

fachen vermag. Jede neue Erscheinung wird für eine in ihrer Art einzige gehalten und mit einem Worte belegt. Solche Sprachen müssen daher, vollkommen abhängig wie sie sind von dem geringsten äusseren Wechsel der Objecte, selbst nothwendig in beständiger Veränderung begriffen sein, um so mehr, als sie nicht durch die Schrift fixirt werden. „In den südafrikanischen Dörfern, in denen die Kinder monatelang sich selbst überlassen bleiben und bei der Zurückkunft ihrer Eltern oft eine diesen unverständliche Sprache reden, haben die Missionäre beobachtet, dass sich dieselbe fast mit jeder Generation ändert, und in Australien, wo bei dem Tode eines Familiengliedes alle nur durch den Laut an seinen Namen erinnernde Worte verbannt und neue substituirt werden, muss dies noch öfter geschehen. Der Wilde der Naturvölker bildet neue Begriffe, so oft er deren bedarf, und leitet jeden Augenblick, wenn ihm die grammatikalischen Verhältnisse nicht genügen oder die von Anderen angewandten nicht bekannt sind, für das vorliegende Bedürfniss entsprechende ab. Sprachen, so lange sie sich nicht durch die Schrift in bestimmten Normen verkörpert und fixirt haben, sind stets in einem lebendigen Umbildungsprocesse begriffen, und die complicirten Grammatiken, die die alten Missionäre aus ihren daran unschuldigen Beichtkindern herausconstruirten, würden diesen eben so unbegreiflich sein, als die ihnen angedichteten Religionssysteme“ [1]). „Die amerikanischen Sprachen, meist reich an grammatischen Formen und Zusammensetzungen, aber arm an Inhalt, weil die Gedanken fehlen, sind eine so weiche Masse, dass einer äusseren Trennung von Familien und Horden meist auch alsbald eine merkliche Abweichung der Sprache folgt“ [2]). Natürlich! Die Getrennten gelangen jeder unter andere, wenn auch nur wenig verschiedene Verhältnisse ihres verschiedenen Aufenthaltsortes. So abweichend wie dort die

[1]) Bastian, San Salvador S. 38. 39. 40.
[2]) Max von Neuwied, Reise in Brasilien II. S. 213.

Objecte sind, so abweichend müssen ihre Vorstellungen, also auch ihre Sprache werden, denn Bewusstsein und Welt sind ganz abhängig von einander. Bei der Leichtigkeit nun, mit welcher sich die kleinen Stämme der wilden Völker von einander trennen — fesselt sie doch kein besonderer Besitz oder ein Bedürfniss gerade an den Erdfleck, auf dem sie sitzen; steht doch ihrem häufigen Ortswechsel Uebervölkerung des Terrains nicht im Wege — ist es daher ganz erklärlich, dass fast jeder kleine Stamm seine besondere Sprache spricht. So ist es in Amerika. Prinz Max von Neuwied führt Proben von dreiundzwanzig verschiedenen Sprachen der nordamerikanischen Indianer allein aus seiner Erfahrung an [1]). In dem ehemals spanischen Nordamerika soll es über zwanzig und in Amerika überhaupt gegen fünfhundert von einander oft völlig verschiedene Sprachen geben [2]).

II.

Die Sittlichkeit des Wilden.

Wie eng und beschränkt die Bewusstseinswelt, der geistige Horizont der wilden Völker in Folge ihrer natürlichen Daseinszustände ist, haben wir damit angedeutet. Ihr Denken ist schwach wie das eines Kindes, sind sie doch, ob körperlich entwickelt, geistig auch nichts weiter als Kinder. Aber der Mensch stellt nicht blos vor, sondern er will auch. Sein Wollen giebt ihm seinen sittlichen Charakter. Die Willensrichtungen der Wilden, ihren sittlichen Charakter kennen zu lernen, ist daher nun unsere Aufgabe.

Der Mensch kann nicht etwa abstract, so in's Blaue hinein, an sich nur wollen, sondern stets ist es ein be-

---

[1]) Reise in Nordamerika II. S. 455—645.

[2]) Humboldt, Essai polit. I. p. 352. Adelung und Vater, Mithridates III. 2. 370. M. v. Neuwied, Brasilien II. 302. Beechey, Reise nach dem stillen Ocean II. 139. Von den Negersprachen das Gleiche bei Bowdich, Mission von Aschanti, 454.

stimmtes Object, das er will. So wenig wie das Bewusstsein im Menschen jemals an sich ohne ein Object auftritt, so wenig auch sein Wille jemals ohne ein bestimmtes Willensobject. Nun hat er aber kein Object, wenn er es nicht vorstellt. Er kann also immer nur das wollen, was er vorstellt. Was ganz und gar nicht als sein Object in seinem Bewusstsein liegt, kann auch nicht Gegenstand seines Willens sein. Er kann also nur die Objecte seiner Bewusstseinswelt wollen. Diese ist aber bei den verschiedenen Menschen sehr verschieden: des einen weitere Welt enthält viel, des andern engere Welt wenig Objecte. Des Wilden Welt war ganz beschränkt. Betrachten wir nun, welche nothwendige Wirkung auf das Wollen des Menschen die grössere oder geringere Zahl der Objecte haben muss.

Der Mensch kann nur wollen, was ihm sein Bewusstsein zeigt. Das nächste Object seiner Vorstellung und zwar dasjenige, welches er, von ihm unabtrennbar, stets haben muss, ist er selbst [1]), sein Organismus und alles das, was nothwendig aus seinem Organismus entspringt. Der Mensch ist ein Organismus: alles das, was dieser Organismus so entwickelt, dass es in des Menschen Vorstellung tritt, als da sind all' die natürlichen Triebe (Hunger, Geschlechtsdrang, Müdigkeit), die der Mensch fühlt, d. i. vorstellt, sind daher nothwendig für den Menschen Willensobjecte. Da jeder Mensch Organismus ist, so müssen diese Willensobjecte auch in jedem Menschen sein, welche Bildungsstufe er sonst auch einnehmen möge. Zu diesen jedem Menschen anhaftenden Objecten treten nun aber noch andere hinzu, je nach den Weltverhältnissen, in welchen sich der Mensch befindet; und je nachdem nun diese ihn umgebende Welt reicher oder ärmer, vielseitiger oder einförmiger ist, empfängt sein Bewusstsein auch mehr oder weniger Objecte.

Wir müssen also die Willensobjecte des Menschen in

---

[1]) vergl. Schopenhauer, vierfache Wurzel. 3. Aufl. §. 22.

zwei Klassen theilen: einmal in die ihm mit seinem Organismus unmittelbar gegebenen natürlichen Willensobjecte, die wir die natürlichen Triebe nennen wollen; zweitens in die aus seiner besondern Welt sich ergebenden Objecte. Der Mensch, wie er ist, will beide. Aber es ist doch klar, dass ein Mensch in demselben Grade weniger Willenskraft auf die einzelnen Objecte verwenden kann, je mehr Objecte er will. Es ist ferner klar, dass in demselben Maasse, als sein Wille sich auf die einen Objecte hier richtet, derselbe von den anderen dort abgezogen wird. Je mehr folglich der Mensch solche Objecte hat und will, welche nicht unmittelbar mit seinem Organismus gegeben sind, sondern aus seiner besondern Welt resultiren — um so mehr wird sein Wille abgezogen eben von diesen sich unmittelbar aus der Natur seines Organismus ergebenden, d. i. von den natürlichen Trieben. Umgekehrt aber, je weniger solcher aus seiner besondern Welt stammender Objecte (Weltobjecte) ein Mensch hat und je weniger daher sein Wille durch solche in Anspruch genommen wird, um so mehr muss sich sein Wille richten auf die natürlichen Triebe, um so grösseren Eifer, um so mehr Zeit muss er auf die Befriedigung gerade dieser verwenden. Die Erfahrung jedes einzelnen Menschen bestätigt das. Es ist daher gar nicht zu verwundern, dass die sogenannte gebildete Menschheit (Bewusstsein von vielen Objecten), eben weil ihr Wille auf so viele Weltobjecte gerichtet ist, es in der Zähmung und Zügelung der natürlichen Triebe weiter gebracht hat, als wilde Völker. Es ist aber andererseits auch eben so wenig zu verwundern, dass jene wilden Völker gerade in der Stärke dieser natürlichen Triebe und in der vollen schrankenlosen Bejahung derselben eine Höhe erreicht haben, die unserm Geschmacke nothwendig viehisch und schamlos erscheint.

Es fehlen dem Wilden alle geistigen Objecte, es fehlt ihm mithin alle geistige Beschäftigung. Beschäftigen kann er sich nur mit dem, was er vorstellt und will; also nur

mit demjenigen, was nach Abzug der geistigen Objecte bleibt; das sind die natürlichen Triebe: Hunger, Geschlechtsdrang, Müdigkeit. Da er so gut wie keine Weltobjecte hat, so kann er auch keine bearbeiten. Er hat, wenn er für die Stillung des Hungers gesorgt hat, nichts mehr zu thun. Was bleibt ihm zu thun übrig? Nichts als entweder zu spielen, zu schlafen oder zu wollüsteln, und da er nur dieses zu thun hat, das alles in excessiver Weise zu thun. Der Wilde muss nothwendig so, er kann nicht anders handeln; und man kann ihm nicht als Schuld anrechnen, was das nothwendige Product seines Daseinszustandes ist. Die rücksichtslose Bejahung seiner natürlichen Triebe ist in demselben Grade das aus seiner Welt heraus sich nur so gestalten könnende Recht des Wilden, als sie für uns, die wir eine ganz andere Welt haben, Unrecht wäre. Sittlichkeit in unserm Sinne kann es daher für jenen nicht geben. Die haarfeinen Unterschiede, welche wir auf sittlichem Gebiete allmählich gemacht haben, existiren für den Wilden nicht; bei der Stumpfheit seines Denkens kann er sie gar nicht einmal erfassen. Die Unterscheidung von Gut und Böse in unserm Sinne gilt deshalb für ihn eben so wenig wie für das Thier. Es wäre Unrecht, ihn mit diesem Massstabe zu messen, ihn danach zu richten. Kein anderes Gesetz gilt für ihn als die Bejahung seiner Triebe, so lange seine Welt nicht erweitert wird. Was seinen Trieben entspricht, das sucht er; was ihnen widerspricht, das meidet er. Da sein Wille nur auf die geringfügigsten Dinge gerichtet ist, als welche er ja allein hat, so muss ihm an solchen für uns geringen Dingen eben so viel liegen, als uns an bedeutenden, die für ihn noch nicht gelten. Daher uns ganz gleichgültige Dinge für ihn eine sittliche, wenn man so sagen darf, Bedeutung annehmen müssen, und wiederum für uns Bedeutungsvolles ihm ganz gleichgültig sein muss, da auf diese sein Wille noch nicht gerichtet its. Daher erklären sich denn Züge wie diese: Die Busch-

männer wussten einem Europäer auf die Frage, was sie für gut und was sie für böse hielten, gar keine Antwort zu geben; sie erzählten einen Brudermord als etwas ganz Harmloses [1]). Die Kamtschadalen meinen, nur das sei Sünde, wodurch man Schaden hat, z. B. wenn man an heisse Quellen geht, weil dort Geister kochen; wenn man ausserhalb der Wohnung den Schnee von den Schuhen abkratzt; wenn man beim Tabackanzünden die Kohle anders als mit den blossen Fingern anfasst, den ersten gefangenen Fuchs in die Hütte trägt, in eines Bären Fusstapfen tritt u. s. w. [2]). Die Orangu-Neger halten es für Sünde, auf die Erde zu spucken [3]), während die Einwohner von Labrador weiter nichts für böse halten, als einen Unschuldigen zu ermorden [4]).

Sucht nach Ruhe, Stillung des Hungers und des Geschlechtsdranges — in der Befriedigung dieser natürlichen Bedürfnisse musste der Wilde völlig maasslos sein, hat er doch in Weltobjecten, wie wir sie nannten, gar kein Gegengewicht, welches ihn von seinen Trieben abzöge. Dazu kommt noch ein anderer Grund, der diese Maasslosigkeit sozusagen absichtlich steigert. Die natürliche Selbstsucht jedes einzelnen möchte das eigne Selbst gern über alle anderen herrschen lassen. Daraus entspringt der Kampf und Wetteifer der Menschen gegen einander; jeder möchte den andern übertreffen, jeder mehr Fertigkeit besitzen als der andere. Es kann aber natürlich der Wetteifer sich nur auf die Thätigkeiten erstrecken, welche man ausübt, und da die Stillung der drei genannten Triebe die Hauptbeschäftigung dieser unentwickelten Menschen ist, so muss auch hier die schon natürlich gegebene Maasslosigkeit sich durch den Wetteifer zu einer wahrhaft viehischen

---

[1]) Burchell, R. i. Afr. I. 338. 340.

[2]) G. W. Steller's Beschreibung von Kamtschatka, Frankfurt und Leipzig 1774, S. 274.

[3]) Bastian, S. Salvador S. 261.

[4]) Nachrichten aus der Brüdergemeinde. 835. Nr. 5.

Virtuosität der Faulheit, Gefrässigkeit und Wollust steigern. Die Missourie-Indianer trieben die Buhlerei als Ehrensache [1]). Ebenso war es auf Tahiti und den benachbarten Inseln der Bund der Arreoi, der in verschiedenen Abstufungen und Graden die Unzucht als Ehrensache pflegte [2]).

Der Indianer thut nur das Allernothwendigste; nach der Jagd ungestörte Ruhe. Die Arbeit gehört der Frau, wie überall bei den Wilden. „Ein indianischer Häuptling sagte zu einem Weissen: „Ach, mein Bruder, du wirst nie das Glück kennen lernen, Nichts zu denken und Nichts zu thun; dies ist nächst dem Schlafe das Allerentzückendste. So waren wir vor der Geburt, so werden wir nach dem Tode sein;“ und mit einem verächtlichen Hinblick auf die rastlose Thätigkeit der Weissen fuhr er fort: „Wir dagegen leben nur der Gegenwart; die Vergangenheit ist nichts wie Rauch, den der Wind vertreibt; die Zukunft aber, wo ist die? Da sie noch nicht gekommen ist, werden wir sie vielleicht nie sehen. Lasst uns also den heutigen Tag geniessen, morgen wird er schon weit von uns sein“ [3]). Es leuchtet ein, dass bei solchen Menschen, denen die Vergangenheit keine Aufgabe zu lösen und keine Zwecke zu verwirklichen hinterlassen hat, und die selbst auch der Zukunft keine hinterlassen, von einem Streben in der Richtung des Wissens oder der Sittlichkeit gar keine Rede sein kann. „Der Knabe begleitet den Vater; treibt derselbe irgend ein Geschäft, z. B. Fischfang, so erlernt es der Sohn ebenfalls. Da aber die Neger den grössten Theil ihrer Zeit mit Nichtsthun hinbringen, so begreift man, dass

---

[1]) M. v. Neuwied. Nordamerika II. 131.

[2]) Forster, Bemerk. auf einer Reise um die Welt. S. 357 ff. Aehnliches von den Pelew-Inseln Chamisso III. 137. Waitz, Anthr. V. 2. 148.

[3]) Crevecoeur, Voyage dans la haute Pensylvanie et dans l'état de New-York, traduit et publié par l'auteur des lettres d'un Cultivateur americain. Paris 1801. Vol. I. pag. 362.

auch diese Lehre unerheblich ist"[1]). Auf den Südsee-Inseln lassen sich die Vornehmen beim Essen sogar die Bissen einzeln in den Mund stecken[2]). Als auf Tahiti die Missionäre versuchten, das Tuchweben einzuführen, verliessen nach wenig Tagen alle zum Lernen desselben herbeigekommenen Mädchen die Arbeit und sagten: „Warum sollen wir arbeiten? Haben wir nicht so viel Brotfrüchte und Cocusnüsse, als wir essen können? Ihr, die ihr Schiffe und schöne Kleider braucht, müsst wohl arbeiten, aber wir sind zufrieden mit dem, was wir besitzen"[3]).

Geschlechtslust und Völlerei ist die höchste irdische Glückseligkeit fast aller Naturvölker. Grossartiges leisten darin die asiatischen Nordländer. Drei Menschen verzehren bei den Jakuten ein Rennthier auf eine Mahlzeit, den Koth in den Gedärmen dazu; Einer ass einmal achtundzwanzig Pfund Mehlbrei mit drei Pfund Butter[4]). Die getauften Kamtschadalen pflegten in der Erinnerung an ihre heidnische Vergangenheit zu sagen: „Was haben wir jetzt für lustige Tage? Vormals spieen wir täglich drei- bis viermal über die ganze Wohnung hinweg; jetzt kommen wir selten und kaum einmal dazu. Vormals gingen wir bis an die Knöchel im Gespeie, jetzt macht man sich die Fusssohle nicht nass"[5]). Deshalb ist auch der „Bauch (belly) ein in den Negersprachen vielsagendes Wort"[6]). Es ist eine Pflicht der Höflichkeit, sich zu erkundigen, ob es um Eines Bauch wohl steht. Auf den Südsee-Inseln

---

1) Hermann Halleur, das Leben der Neger West-Afrikas. Ein Vortrag. Berlin 1850. S. 31. vergl. Bosmann, Reise nach Guinea 1708. S. 148.

2) Forster, S. 206.

3) Beechey, Reise nach dem stillen Ocean, Bd. I. S. 337.

4) Cochrane, Fussreise durch Sibirien S. 155. J. Sarytschew's achtjährige Reise im nordöstlichen Sibirien, auf dem Eismeere und dem nordöstlichen Ocean. Aus dem Russischen übersetzt. Leipzig 1805. I. S. 129.

5) Steller, Kamtschatka. S. 286.

6) Bastian, S. Salvador. S. 35.

heissen Gedanken: words in the belly in der Uebersetzung der Eingeborenen. Der Magen des Todten wird wohl als Reliquie aufbewahrt, und die Kruneger sagen, dass beim Sterben der Magen zum Himmel steigt [1]).

Was nun gar die Geschlechtslust anbetrifft, so übersteigt hierin der unbefangene Cynismus der Wilden alle unsere Vorstellungen. Die Buschmänner haben für Mädchen, Jungfrau und Weib nur ein Wort; sie leben wie das Vieh und ohne wirkliche Ehe; die Männer tauschen ihre Weiber im häufigen Wechsel unter einander aus [2]). Denn „das Weib ist ein Besitz, daher fast immer durch Kauf zu erringen, ohne selbst Wahl oder Weigerungsrecht zu haben. Gegenstand des Besitzthums, nicht der Liebe, ist sie ausser dem Zweck und der Zeit der sinnlichen Lust ein unberechtigtes, gleichgültiges Wesen, oft selbst den eigenen Kindern gegenüber rechtlos, von den religiösen Handlungen ausgeschlossen, oft selbst als etwas Unreines vom heiligen Orte ferngehalten und beim Tode oft nicht der Trauer werthgeachtet“ [3]). Auf Nukahiwa gehört die Braut zwei bis drei Tage allen männlichen Gästen an [4]). Buschmänner und Californier kümmern sich nicht um Blutsverwandtschaft; Blutschande ist bei manchen Indianern nichts Seltenes [5]). Bei den Aleuten leben Geschwister, Kinder und Eltern ohne Unterschied in geschlechtlicher Gemeinschaft; sie berufen sich auf das Beispiel der Seehunde [6]). Ganz unbekleidet gehen viele südamerikanische Wilde, die Botokuden, Puris und andere, die meisten Neuholländer, bei sehr vielen Südsee-Insulanern beide Geschlechter oder

---

[1]) Ebenda S. 207.

[2]) Lichtenstein, Reise in Afrika II. 376. Campbell, Reise in Südafrika 13.

[3]) Vergl. Wuttke, Geschichte des Heidenthums I. 177.

[4]) Langsdorf, Reise I. 132.

[5]) Eschwege, Journal von Brasilien I. 121. Mackenzie, Reisen durch Nordamerika S. 108.

[6]) Langsdorff, Reise II. 58; 43.

wenigstens die Männer. Einige Indianerstämme haben die Kleidung nur gegen die Witterung und lassen die Scham unbedeckt [1]). Mädchenkeuschheit ist den meisten Indianern keine Tugend, und schon sehr früh wird den Kindern das Geschlechtsgeheimniss bekannt und von ihnen ausgeübt [2]). Selbst Sodomiterei ist bei einigen Stämmen sehr verbreitet [3]). Die Südsee-Insulaner überlassen sich sehr frühzeitig schon der zügellosesten Unzucht; ihre Gesänge, ihre Tänze und Schauspiele athmen Wollust [4]). „Die Tungusen haben üppige Tänze, die mit Abwerfen der Kleider und mit Unzucht endigen [5]); und unsittliche Tänze sind durch ganz Nordasien verbreitet [6]). Grönländer und Eskimos sind übelberüchtigt; viehisch aber war ehedem das Leben der Kamtschadalen; alle ihre Gedanken und ihre Phantasie waren auf Unzucht gerichtet, der sich schon die kleinen Kinder zur Freude der Eltern ergaben; Ehebruch ganz allgemein, die Weiber rühmten sich dessen. Fremdlinge mussten alle Dienste durch Beischlaf bezahlen, Männer und Weiber trieben unnatürliche sodomitische Unzucht; und die Syphilis war nach eigener Aussage der Einwohner schon lange vor Ankunft der Europäer dort einheimisch“ [7]).

Wo noch kein sittliches Familienleben sich gebildet hat, da giebt es auch keine Familienglieder in dem Sinne, wie wir dies Wort fassen: Familienglieder, die sich als in Liebe und Freundschaft zusammengehörig betrachten. Der Stärkste hat die Macht; der Mann gilt Alles. „Die Staatsidee ist nirgends [8]) zur Entwicklung gekommen, und das Individuum, statt sich durch Vereinigung zu kräftigen,

---

[1]) Mackenzie S. 547. Vergl. Wuttke I. S. 182 ff.
[2]) Eschwege, Journal I. 132. Franklin, erste Reise; 72, 73.
[3]) Mackenzie S. 108.
[4]) Forster, Bemerk. S. 207.
[5]) Ermann, Reise um die Erde II. 36.
[6]) Cochrane, Fussreise S. 298.
[7]) Steller, Kamtschatka 287, 350, 357.
[8]) Bei den Wilden.

glaubt sich nur dadurch sicher, dass es Alles neben sich unterdrückt. Der Vater macht Sclaven von seinen Kindern, der Mann von seiner Frau, um selbst frei zu sein, und ist es so lange, bis er einem Mächtigeren begegnet, der dann für ihn ein eben so unerbittlicher Herr wird. Seinen Nächsten kennt er nur als seinen Feind. Das Dogma allgemeiner Gleichberechtigung steht Niemandem entfernter als dem Wilden und dem Naturzustande"[1]). „Auch das Kind hat kein Recht für sich, sondern ist rein ein Besitzthum der Eltern, mit welchem sie machen können, was sie wollen; gegen welches sie keine Pflicht haben. Selten ist eine wahre elterliche Liebe gegen das Kind, die über die Liebe der Thiere zu ihren Jungen hinausreicht; und wenn es ungelegen kommt, wenn es die Eltern nicht mögen, so wird es getödtet, und die schauderhafte Sitte des Kindermordes (Abtreiben der Frucht, Erzwingen von Fehlgeburten, Verschenken und Verkaufen, Schlachten und Essen der Kinder) ist so allgemein, dass dies hinreicht, um die so häufigen sentimental idyllischen Tiraden von dem unverdorbenen Leben der Naturvölker völlig zunichte zu machen"[2]).

Bei einem solchen Verhältniss zwischen Eltern und Kindern kann von Erziehung keine Rede sein. Die Indianer haben vielmehr ihre Freude daran, wenn z. B. die Mutter von den Kindern geschlagen wird und keinen Gehorsam findet. „Das wird einst ein tüchtiger Krieger werden", sagen sie. Gehorsam und Achtung vor den Eltern ist sehr selten[3]). Bei den Kamtschadalen bitten die Kinder die Eltern niemals um etwas, sondern nehmen es ohne Weiteres. Freude über das Wiedersehen der Eltern nach langer Trennung

---

[1]) Bastian, S. Salvador. S. 67. 68.

[2]) Wuttke, Gesch. des Heidenthums I. S. 185, wo eine Menge wirklich schauderhafter Belege zu finden sind.

[3]) M. v. Neuwied, Nordamerika II. 129. Mackenzie, Reise, S. 106. Franklin, erste Reise, S. 73. Eschwege, Journal I. 121. Spix und Martius, Reise I. S. 380.

kennen sie nicht[1]). Bei den Tungusen kommen Zweikämpfe zwischen Vater und Sohn häufig vor, die nicht selten einen tödtlichen Ausgang nehmen[2]). Für die Pädagogik der Wilden ist es charakteristisch, dass die Arekuna in Guiana Kinder und Affen gleichmässig erziehen: die Affen gehören zur Familie, essen mit ihr, werden von den Weibern gesäugt und lieben ihre menschlichen Ammen dann zärtlich. Man sieht da manchmal Weiber mit einem Kinde und einem Affen an der Brust, die sich mit einander raufen[3]).

So wenig wie die Eltern für die Kinder, so wenig sorgen umgekehrt diese für jene. Greise und Schwache, die nicht folgen können, werden von den Nordamerikanern auf ihren Wanderungen oft hülflos zurückgelassen[4]); und bei den meisten Indianerstämmen werden Alte und Sieche von den Angehörigen getödtet, ohne dass sie sich selbst dessen weigerten[5]). Die Betschuanen achten die Greise geringer als das Vieh und geben sie erbarmungslos dem Elende preis[6]). Die benachbarten Coranna werfen die Alten den wilden Thieren hin, weil sie ja, wie sie sagen, nichts nützen und Anderen nur die Nahrung wegessen[7]). Bei den Buschmännern schleppen manchmal Töchter ihre alte Mutter hinaus und lassen sie von den wilden Thieren zerreissen; Söhne ermorden ungerügt ihren Vater[8].) Die Kamtschadalen werfen ihre Kranken oft aus den Häusern und den Hunden vor[9]). Bei den Grönländern und Eskimos werden

---

1) Steller, Kamtschatka S. 353. Vergl. Wuttke I. 187. ff.
2) Georgi, Beschreibung einer Reise durch das russische Reich im Jahre 1772. S. 249. Vergl. M. v. Neuwied, Reise in Brasilien I. 141; 146.
3) Rich. Schomburgk im „Ausland" 1843, Nr. 288.
4) Mackenzie, 431; Franklin, erste Reise, 192, zweite Reise, 91.
5) Robertson, Geschichte von Amerika I. 466. Mackenzie ebenda.
6) Campbell, Reise in Süd-Afrika. 49. 245.
7) Ebenda, zweite Reise. 258.
8) Ebenda, 272.
9) Steller, Kamtschatka, 271.

alte kranke Wittwen oft lebendig begraben und kränkliche Greise lässt man nicht selten gleichgültig verschmachten [1]).

III.

Schluss.

Wir haben damit den geistigen und sittlichen Zustand der Wilden, soweit es hier nöthig war, entwickelt. Die Kritik, im Bunde mit der empirischen Forschung, entrollt vor unseren Augen ein ganz anderes Bild, als denjenigen Schwärmern lieb sein mag, welche den Zustand ihrer eigenen Zeit für eine treulose Entartung von der ursprünglichen Reinheit des natürlichen Menschen ansehen. Ein faulenzender Naturmensch ohne zu bearbeitende Objecte, ohne Zwecke und Bestrebungen kann niemals sittlich sein.

Dass das entworfene Bild natürlich nicht auf alle Wilde ganz gleichmässig passt, braucht kaum erwähnt zu werden. Auch die Wildheit hat ihre höheren und niederen Stufen. Die specifischen Differenzen derselben zu entwickeln, war hier nicht unsere Aufgabe; es genügte, eine Skizze ihres mittleren Durchnittszustandes zu geben.

Die Welt des Wilden ist eng und beschränkt und bietet nur wenig Objecte. Darum hat der Wilde nur wenig Vorstellungen. Je weniger er aber Vorstellungen hat, um so weniger unterscheidet er Vorstellungen, d. h. um so weniger denkt er, um so ungeübter bleibt sein Denkvermögen, um so grösser sein Stumpfsinn. Sein Wille zweitens kann nur auf die Objecte gerichtet sein, welche er vorstellt. Da er von Weltobjecten (im oben gefassten Sinne) so gut wie nicht in Anspruch genommen wird, muss er all' seine Energie auf solche Willensobjecte richten, die sich un-

---

[1]) Cranz, Grönland 201. Beechey II. 394. Aehnliches bei den Negern, s. Bastian, S. Salv. S. 320.

mittelbar aus seinem Organismus heraus ihm bemerkbar machen. Daher denn die viehische Zügellosigkeit in der Befriedigung aller leiblichen Triebe. So ist der Wilde, so muss er sein; denn Bewusstsein, Welt und Wille sind solidarisch verbunden; keins ist je ohne das andere; sie sind immer zugleich oder gar nicht; man darf nicht fragen, welches das erste ist; sie drei zusammen bilden das Wesen des Menschen: sein Bewusstsein reicht nur so weit als seine Welt; sein Wille reicht nur so weit als sein Bewusstsein oder als seine Welt. Umgekehrt reicht auch seine Welt nur so weit als sein Bewusstsein und sein Wille.

Drittes Capitel.

Das Verhalten des wilden Bewusstseins zu seinen Objecten.

Wir haben durch die vorausgeschickten Erörterungen jetzt einen Unterbau für das Verständniss des Fetischismus gewonnen. Umfang und Inhalt des wilden Bewusstseins sind uns klar geworden. Da der Fetischismus eine Vorstellungsweise ist, so mussten wir zuerst die Beschaffenheit desjenigen Bewusstseins kennen lernen, in welchem ein sinnliches Object die Bedeutung eines Fetisches annimmt. Es wird nun in diesem Capitel unsere Aufgabe sein, zu zeigen, wie das so beschaffene, wilde Bewusstsein sich nothwendig zu seinen Objecten verhalten muss, woraus eben die fetischistische Vorstellungsweise von den Dingen resultiren und sich erklären wird.

I.

Der Schätzungswerth der Objecte.

Da alle Dinge nur unsere Vorstellungen sind, so beruht ihr ihnen von uns zugeschriebener Werth für uns nur in der Vorstellung, welche wir von den Objecten haben. Das Bewusstsein gewinnt aber von jedem Objecte eine

schärfere und genauere Vorstellung in dem Grade, als es scharf unterscheidet. Je schärfer also das Bewusstsein eine Vorstellung oder ein Ding bis in seine kleinsten Einzelheiten hinein unterscheidet und versteht, desto genauer wird es seinen Werth taxiren können. Es unterscheidet ja aber eine Vorstellung nur dann genau, wenn es dieselbe von anderen Vorstellungen unterscheidet. Um also eine Vorstellung richtig zu verstehen und zu taxiren, muss ich auch die anderen mit jener in Verbindung stehenden Vorstellungen genau verstehen und einsehen. Nur dann also erst werde ich ein Ding richtig taxiren können, wenn ich möglichst viel andere auch erkannt habe. Die Werthschätzung der Dinge muss sich also nothwendig ändern in dem Maasse, als die Erkenntniss sich über mehr Objecte erstreckt, d. h. als die Zahl der Objecte wächst. Da nun alle Dinge im Causalzusammenhang stehen, so würde die vollkommen richtige Schätzung eines jeden erst dann zu erreichen sein, wenn man alle insgesammt kennte. De impossibilibus nemo obligatur. Richtiger wird die Schätzung schon mit dem Wachsen der Zahl der Objecte. Denn je grösser die Zahl derselben ist, um so mehr versteht man den Zusammenhang aller unter einander, also auch den Causalwerth, den jedes für das andere hat. Immer ungenauer muss aber die Schätzung werden, je geringer die Zahl der Objecte ist.

Das Bewusstsein also, dessen Objectenwelt ganz eng und beschränkt ist, muss nothwendig die Dinge ganz anders und zwar ungenauer schätzen, als ein Bewusstsein von vielen Objecten; und so viel steht daher fest, dass die Schätzung der Dinge von Seiten sowohl der Kinder als der Wilden, weil ihre Welt ganz eng und die Zahl ihrer Objecte ganz beschränkt ist, eine von der unsrigen sehr verschiedene sein muss. Und zwar wie?

Ein noch gering ausgebildetes Bewusstsein, welches in dem Maasse, als es wenig Objecte hat, schwach unter-

scheidet, kann den wahren Werth der Dinge nicht unterscheiden. Es ist vielmehr einer zwiefachen Gefahr ausgesetzt: die Objecte entweder zu *über-* oder zu *unterschätzen*. Schätzen kann es überhaupt nur die Objecte, welche es hat. Da es nur diese kennt, andere aber noch nicht kennt, so kann es auch zwischen den gekannten und ungekannten noch nicht vergleichen. Die gekannten müssen ihm also nothwendig die höchsten und schätzenswerthesten erscheinen. Der Bauer, der nie seine Scholle verliess, hängt an dieser als dem Vorzüglichsten auf der Welt, und wenn sie zum Theil aus Morast bestände. *Seien nun die Objecte, welche das niedrige Bewusstsein hat, auch noch so gering, so dass ein Mensch, der schon mehr Objecte hat, sie gar nicht achten würde, so wird das unentwickelte Bewusstsein, eben weil sie seine einzigen sind, sie doch unendlich hoch schätzen d. h. sie überschätzen.* Umgekehrt: *Da das unentwickelte Bewusstsein eine Menge Objecte* (zumal solche, deren Werth nicht durch den blossen sinnlichen Eindruck, sondern erst durch denkende Betrachtung und Ueberlegung erkannt wird) *nicht hat, so wird es sie auch nicht richtig d. h. ihrem wahren Werthe entsprechend schätzen können: es wird dieselben nothwendig unterschätzen.* Seinen Roggen auf dem Felde schätzt ein Bauer, seltene Blumenarten in der Gegend nicht, hat er doch kein Verständniss davon. Hätte er so viele Pflanzenobjecte im Kopfe wie ein Botaniker, kennte er so genau ihre Unterschiede und ihre Bedeutung im Verhältniss zu einander, so würde auch er die seltene Blume schätzen, jetzt reisst er sie als „Unkraut“ aus und wirft sie weg. Dies unentwickelte Bewusstsein kennt noch nicht genau die Unterschiede der Dinge; in dem Maasse als es die Dinge nicht unterscheidet, sind sie ihm nicht verschieden: Blätter sind Blätter; den Unterschied von herzförmigen,

lanzettförmigen u. s. w. kennt der Bauer noch nicht. Sind die Dinge ihm nicht verschieden, so stellt er dieselben als gleich vor, steckt sie nolentes volentes sämmtlich in einen Sack und hat an ihnen nur ein einziges sozusagen: Haufenobject. Alles, was nicht Frucht ist, ist ein gleiches Object: Unkraut. An Werth gelten diese in Bausch und Bogen abtaxirten Objecte ihm auch gleich viel und gleich wenig, d. h. sie sind ihm gleichgültig. Die Objecte, die er nicht kennt, unterschätzt er in dem Maasse, als er sie nicht kennt.

Je weniger und je geringere Objecte der Mensch besitzt, um so geringere muss er schon hochschätzen; er sieht schon bedeutende Schätze in solchen Kleinigkeiten, die einem Bewusstsein von vielen Objecten eben nur als Bagatelle erscheinen. Wer eine Million Thaler besitzt, dem ist ein Groschen ein geringfügig Ding; wer nur einen Groschen hat, dem scheint ein Pfennig schon ein nicht zu verachtendes Capital. Um mithin zu beurtheilen, welche Objecte der Mensch als bedeutende schätzt, muss man in Rechnung ziehen, wie viel Objecte er hat und nicht hat. Welche Objecte muss demnach ein Kind hochschätzen? Die, welche es hat. Und welche hat es? Betrachten wir, welche es nicht hat. Alle wissenschaftlichen und künstlerischen, welcher Art sie seien, müssen abgezogen werden; sie kennt und versteht es noch nicht, sie kann es noch nicht schätzen. Alles, was der Erwachsene bei uns hochschätzt, die beharrliche Arbeit, die Producte derselben und der Gewinn dafür u. s. w. — alles das liegt noch gar nicht im Bereich des Kindes, hat noch gar keinen Werth für dasselbe. Es schätzt nur, was es kennt und hat: das sind aber all' die kleinen Trifles, die nach Abzug aller irgend wie bedeutenderen Objecte übrig bleiben: die Läppchen und Flickchen, die bunten Papierschnitzel, die Knittel und Stäbe, die Messingknöpfe, mit denen der Knabe Börsen-

geschäfte treibt, die Steinchen, Bohnen und Kugeln, die er in den Taschen mit sich trägt,

„Allerlei Wickelchen,
Allerlei Schleifchen,
Allerlei Zwickelchen,
Allerlei Streifchen.“
(Rückert.)

Den Kindern müssen diese Kleinigkeiten nothwendig bedeutend erscheinen, denn sie kennen noch gar nicht die grösseren Objecte, welche der Erwachsene kennt und schätzt. Man bedenke doch nur, wie ja das Bewusstsein erst allmählich an seinen und durch seine Objecte wächst. In dem Grade als es neue und bedeutendere Objecte empfängt, lernt es neue und bedeutendere schätzen. So lange es dieselben indess noch nicht kennt, hält es die für die wichtigsten, welche es gerade hat. Kein Mensch schätzt in seinem Jünglingsalter schon das als das Höchste, was er als Mann oder Greis als das Vortrefflichste erachtet, denn der Jüngling kannte noch gar nicht die Objecte, welche dem Manne in späterer Zeit aufgingen. Ebenso kennt auch das Kind noch nicht die Objecte des Jünglings. Das Kind kann also nur seine ihm bekannten Objecte schätzen. Diese aber müssen nothwendig geringfügige und unbedeutende sein, weil ja das Bewusstsein erst ganz allmählich zur Erfassung der bedeutenderen Objecte gelangt. Man bedenke doch, wie es für das Kind eine Zeit gab, wo es selbst den kleinsten, ganz sinnlichen Gegenstand, z. B. ein Steinchen, noch nicht kennt; wo deshalb das Steinchen, wenn es ihm bekannt wird, ihm ganz neu, ganz frappant, ganz fesselnd erscheinen muss; wie darum das Kind einmal in seinem Leben an dem Steinchen und so an jedem noch so kleinen sinnlichen Gegenstande dasselbe Interesse nehmen muss, wie wir an einem grossen geistigen Objecte. Es ist geradezu des Kindes Aufgabe, an der es genug zu thun hat, nur erst einmal die sämmtlichen Objecte der alltäglichen Aussenwelt kennen zu lernen. Daher ist es ganz auf sie bezogen,

beschäftigt sich fortgesetzt mit ihnen, hat nur Augen, Ohren und Eifer für sie und kennt keine höheren als diese. Wenn man erwachsen ist und z. B. seine Uhr kaum eines weiteren Blickes würdigt, als nöthig ist, die Tageszeit zu sehen, so vergisst man ganz, dass es auch eine Zeit gab, wo man sie noch nicht kannte, wo man sie erst kennen lernte, wo Einem die sinnlichen Gegenstände des Hauses und der Strasse noch ganz neu und unbekannt waren; so wundert man sich, wie ein Kind immer und immer wieder danach verlangt, die Uhr zu betrachten, sie an's Ohr zu halten und ihrem Ticktack zu lauschen. Und doch ist das ganz natürlich und nothwendig! Denn dem an Inhalt und Umfang noch ganz ärmlichen, kindlichen Bewusstsein ist jedes uns ganz bekannte und uns daher uninteressante Object eben noch nicht bekannt und daher neu und interessant. Wir pflegen zu sagen: die Kinder spielen mit ihren Sachen. Wenn man unter „Spielen" ein sich nur zum Spass Beschäftigen versteht, bei dem man aber im Grunde sich doch bewusst sei, dass die ganze Beschäftigung eben nur Scherz ist, dass es eine höhere und nützlichere gebe, so passt das Wort für die kindliche Beschäftigung ganz und gar nicht. In diesem Sinne spielen die Kinder mit ihren kleinen Objecten nicht; es ist ihnen vielmehr eben so sehr Ernst damit, wie einem Erwachsenen etwa mit der Verwaltung eines Staatsamtes. Des Kindes Spielen ist ein Bearbeiten, ein Kennenlernen, ein Studiren, sein ihm angemessenes Studium.

Wir haben dies Verhalten des Kindes zu seinen Objecten etwas weitläufiger entwickelt, weil es auch in Sachen der Bewusstseinsentfaltung die Ontogenie ist, welche auf die Phylogenie ihre erhellenden Schlaglichter wirft. Denn dasselbe wie vom Kinde gilt auch von dem Wilden, dessen Bewusstsein ja auf der embryonischen Stufe des Kindes steht: weil er so gut wie keine Objecte hat, deshalb muss er die für uns armseligsten Kleinigkeiten, welche er allein besitzt, nothwendig so hoch schätzen, wie wir ein grosses

Gut. Denn was besitzt nur ein nackter Wilder, z. B. ein Buschmann? Nichts von den Erzeugnissen des Gewerbfleisses und der Kunst, er spinnt und webt nicht, sät und erntet nicht, er hat keine Kleider, keine Hausgeräthschaften, kaum ein Messer, geschweige ein selbstgefertigtes, nichts von den geringen Dingen, wie sie bei uns kaum beachtet in den Winkeln liegen. All' dergleichen besitzt er überhaupt noch nicht, alles das kennt er überhaupt noch nicht; so lange er noch nicht mit Europäern in Berührung gekommen ist, hat er noch nicht einmal eine Vorstellung z. B. von einem Messingknopfe oder einem Nagel. Woraus besteht also sein Besitz? Aus dem, was er in seiner Umgebung ohne Mühe findet: was er vom Erdboden aufhebt, was die Bäume ihm darbieten, was er den Thieren rauben kann: Steine, Muscheln, Knittel, Keulen, Früchte, Häute, Gerippe, Schädel und andere Knochen, Zähne, Hörner, bunte Federn, Gräten — damit ist das Inventar eines Wilden auf der niedrigsten Stufe aufgenommen. „Die Buschmänner besitzen fast gar kein Eigenthum. Wenn sie eine Heerde Vieh geraubt haben, so wird so viel als möglich gefressen; das Uebrige lässt man liegen. Keiner würde auch dem Andern etwas gönnen“ [1]). Den Negern Westafricas hat Plutos schon freundlicher geläehelt. „Einfacher noch als das Haus ist das Hausgeräth der Neger, ein Bett aus Binsen und Blättern geflochten, ein Holzklotz zum Kopfkissen, einige Töpfe und Schalen, ein Gewehr und ein langes Messer nebst einigen grossen und kleinen Kalebassen [2]), von denen die grösseren zum Aufbewahren der Kleider (einiger Ellen Zeug, die sie um den Leib binden), des Schrotes, Bleies, Pulvers

---

[1]) Lichtenstein, Reise im südl. Afr. 1803—6. Berlin 1811. II. 321. 83.

[2]) „Fruchtschalen, die zu aller Art Geräthschaften verwendet werden. Man kann mit Recht sagen, dass dem Neger seine Töpfe und Geschirre auf den Bäumen oder wenigstens auf der Erde wachsen.“ Bastian S. Salv. S. 114.

u. s. w., die kleineren als Flaschen benutzt werden, das ist ungefähr Alles, was man in einer Negerwohnung zu finden pflegt“ [1]).

Weiter besitzt ein Wilder nichts, weiter kennt er nichts an besitzbaren Gegenständen! Nur diese Objecte kann er schätzen, diese muss er hoch und überschätzen; auf sie muss er denselben Eifer verwenden, wie wir auf kostbare Besitzthümer; muss an ihnen dieselbe Freude haben, ihnen dieselbe Bewunderung zollen, wie wir unseren Werthobjecten. Schon eine Fischgräte dient ihnen daher zum Putze [2]). „Mit Federn, Muscheln und tausend anderen Dingen, die sonst irgend für schön und schmückend gehalten werden, behängen sie sich“ [3]). Tritt nun gar zu diesen Objecten, die sich in seiner Welt finden, ein Ding, das sich nicht unmittelbar darin findet, vielmehr von aussen durch Fremde hineingebracht ist, z. B. ein Nagel, eine Glasperle, ein Stückchen Flittergold, so muss dies Object als ganz selten, als ganz seltsam und daher als ein alle seine anderen Objecte an Werth übersteigender Schatz erscheinen. Er wird Alles aufbieten, solch eine Bagatelle in seinen Besitz zu bringen, wofern er sie noch nicht erhalten hat. „Die Schwester des Königs auf einer hochgebildeten Südseeinsel stahl ohne Weiteres auf Cook's Schiff im Einverständniss mit ihrem Bruder ein paar eiserne Nägel“ [4]). „Ein Neger, wenn er europäische Kleidung trägt, avancirt sogleich zum Europäer, mag er übrigens so schwarz wie eine Kohle sein. Aber auch hier giebt es noch Rangverschiedenheiten: ein Neger, welcher ein einziges europäisches Kleidungsstück z. B. eine Weste und eine Mütze trägt, passirt schon für einen Mulatten; um aber ein vollständiger Weisser zu sein, muss der Anzug vollständig europäisch und die Kopfbe-

---

[1]) Halleur, S. 23. 18.
[2]) Bastian, S. Salv. S. 317.
[3]) Halleur, S. 19.
[4]) Forster, Bemerkungen S. 338.

deckung ein Hut sein"[1]). — „Später noch öfter, wenn ich vor (schwarzen) Majestäten stand, und diese nach einigen Libationen von dem poetischen Gotte ergriffen wurden, erklärte mir mein Dolmetscher, dass sie ein Lied zu meinem Ruhm und Preis angestimmt hätten. Dies war äusserst befriedigend und konnte nur dazu dienen, mein Selbstgefühl zu erhöhen. Unglücklicherweise als einst in einem Mandingodorfe man mich auf die treffliche Weise aufmerksam machte, womit anwesende Greots (Sänger, wilde Musikanten) mein Gedächtniss der Nachwelt überlieferten, und dass sie wohl verdienten, durch einen Kronthaler belohnt zu werden, kitzelte mich die Neugier, mir eine nähere Analysirung dieses Päans geben zu lassen. Dieselben feierten in etwas transscendentalen Metaphern meinen Hut, der in dem Augenblicke durchaus nicht nach der letzten Pariser Mode war und mir so in seinen alten Tagen den doppelten Preis kostete, den ich neu für ihn bezahlt hatte. Der Herr von Shemba Shemba besang wahrscheinlich meine Schuhe, denn diese sind dort eines der Prärogative königlichen Blutes. Nur den Prinzen ist erlaubt, sich solcher zu bedienen, wie auch sie allein das Recht haben, in Hängematten getragen zu werden und einen Sonnenschirm zu benutzen"[2]). Die Bewohner der Palaus (Südseeinsulaner) steckten in die Ohrläppchen alle Merkwürdigkeiten, welche sie von den Europäern erhaschten, Leder von alten Schuhen, Papierschnitzel u. dgl.[3]).

Dieses sich aus der Weltlage des Wilden psychologisch nothwendig ergebende Factum, dass er, eben weil er noch so gut wie keine Objecte hat, all die Kleinigkeiten, welche er hat, als werthvolle Besitzthümer ansehen muss, hat man

---

[1]) Halleur S. 19.

[2]) Bastian, S. Salv. S. 56.

[3]) Pickering, Memoir on the languages and inhabitants of Lord North's island. Cambridge. 1845. Waitz, Anthrop. Bd. V. zweite Abtheilung von Gerland. S. 63.

bei der Beurtheilung des Fetischismus wohl in Rechnung zu ziehen und zwar in doppelter Hinsicht: einmal wird diese Einsicht im Bunde mit noch anderen hinzuzufügenden uns zum Verständniss darüber verhelfen, wie ein Ding wirklich zum Fetisch werden kann; zweitens wird aber auch gerade diese Einsicht den Beobachter vorsichtig machen, dass er nicht in jedem von dem Wilden vielleicht nur in mercantilischer Hinsicht hochgeschätzten und werthgehaltenen Gegenstande gleich einen Fetisch sieht. Zwar kann jeder Gegenstand zum Fetisch werden, doch braucht nicht auch jeder schon Fetisch geworden zu sein. Es möchte hier zu beherzigen sein, was Azara von den Wilden am La Platastrom sagt: „Et voyant quelques figures, dessinées ou gravées sur leurs pipes, les arcs, les bâtons et les poteries des Indiens, ils (les Ecclésiastiques) se figurèrent à l'instant, que c'étaient leurs idoles et les brulèrent. Ces peuples emploient aujourd'hui encore les mêmes figures, mais ils ne le font que pour amusement, car ils n'ont aucune religion“ [1]).

II.

Die anthropopathische Auffassung der Objecte.

Klar ist, dass die Schätzung der Objecte von Seiten des Wilden eine ganz andere sein muss als die unsrige. Aber aus der Bewusstseinsenge des Wilden und aus der damit gegebenen Denkschwäche oder, was dasselbe heisst, aus der geringen Schärfe seines Unterscheidens folgt nothwendig, dass auch ein Ding, eine Sache, es sei was es wolle, belebtes oder unbelebtes Naturding, für den Wilden noch eine ganz andere Bedeutung hat als für uns.

Der Wilde ist noch nicht viel von den Thieren verschieden und unterscheidet sich deshalb noch nicht in der

---

[1]) Azara, Voy. dans l'Am. merid. Paris 1809. T. II. p. 3.

Art von ihnen, wie wir es thun. Da er an Bewusstsein, als welches stets nur so weit wie seine Objecte reicht, sehr wenig hat, so ist er deshalb auch bei weitem weniger als wir selbst von der bewusstlosen Natur unterschieden. Er hat sehr wenig Objecte, also unterscheidet er nur sehr wenige, und seine Kraft, die wesentlichen Unterschiede der Dinge von einander zu constatiren, ist daher ganz ungeübt, unausgebildet und schwach. Es erscheinen ihm mithin die Dinge nicht so verschieden wie uns, vielmehr leuchtet ein, dass ihm die ganze Natur mehr gleichartig erscheinen muss, ein Satz, der noch näher zu bestimmen ist.

Auch wir betrachten die ganze Natur als ein- und gleichartig, auch uns erscheinen alle Wesen dem Kerne nach gleichartig, nur freilich in einer von der des Wilden charakteristisch und sehr verschiedenen Weise. Wir jetzt, nachdem wir so viel Wege und Irrwege schon durchlaufen haben, nachdem wir den Unterschied zwischen Mensch und Natur so überspannt haben, dass wir den Menschen fast ganz von der Natur losrissen; nachdem wir gerade durch diese Scheidung die charakteristischen Unterschiede zwischen dem Menschen und der übrigen Natur begriffen, gerade dadurch aber eingesehen haben, dass im letzten Grunde der Mensch sich von der übrigen Natur dem Wesen nach nicht unterscheide, eben als Naturproduct, als die Blüthe der Elemente, wie die Chinesen sagen: auch wir betrachten jetzt die ganze Natur als gleichartig in allen ihren Theilen, aber doch ganz anders, als es der Wilde thut. Darum gerade sage ich: wir betrachten die Natur als gleichartig *in ihren Theilen*. Denn darin besteht der Unterschied, dass wir die Natur schon in so und so viel Theile zerlegt haben; dass wir durch die Vielheit der Unterscheidungen und Unterschiede hindurch wieder zur Erkenntniss der Einartigkeit gekommen sind; dass uns die Natur vor Augen liegt als ein schon vielfach zergliedertes, in vielen Theilen durchforschtes Object. Diese

Theilung und Scheidung hat aber der Wilde noch nicht gemacht, ihm ist die Natur noch ein ganz Unbekanntes, und auch ihm erscheint daher die Natur freilich gleichartig, aber in dieser Weise:

Das besondere Wesen jedes einzelnen Dinges hat er noch nicht erkannt, denn er hat sie noch nicht durchforscht. Die specifischen inneren Eigenschaften und Wesensbeschaffenheiten der verschiedenen Naturobjecte kennt er noch nicht; er kennt allein die Verschiedenheit ihrer äusseren Erscheinung nach Gestalt, Farbe, Geruch, Geschmack. Zweitens was sein eigenes Menschenwesen anbetrifft, so hat er sich auch dieses noch nicht gegenständlich gemacht; er hat nie über sich selbst weder in psychologischer noch physiologischer Hinsicht nachgesonnen. Was also den Unterschied zwischen seinem eigenen Wesen und dem Wesen der andern Natur sei, das hat er noch nicht erkannt. Wenn er also die Naturdinge vorstellt, so ist so viel klar, dass er sie nicht so vorstellen kann, wie sie wirklich ihrer inneren Natur nach sind, da er diese ja noch nicht erforscht hat, sondern dass sie ihm anders erscheinen müssen. Und zwar wie? Was überall noch nicht seine Vorstellung irgendwie geworden ist, das kann er sich auch noch nicht als das Wesen anderer Dinge vorstellen. Er kann mithin sich von einem Dinge nur solche Vorstellungen machen, als welche sich überhaupt innerhalb seines Vorstellungsvorrathes befinden. Die Vorstellung des wahren, jedem besondern Dinge eigenthümlichen Wesens ist noch nicht in seinen Vorstellungsvorrath eingedrungen. Er kann sich mithin das Ding seinem wahren, specifischen Wesen nach noch nicht vorstellen. Wenn er es vorstellt, so kann er es folglich nur mit den Vorstellungen (Eigenschaften) versehen vorstellen, welche er in seinem Vorstellungsschatze besitzt, d. h. er muss ganz nothwendig die Vorstellungen, welche er hat, auf das Ding, als seien sie dessen wirkliches Wesen, übertragen. Man mache sich völlig klar,

dass diese Uebertragung ganz unausbleiblich geschehen muss, und dass sie ganz unbefangen und ohne eine Spur von Zweifel geschehen muss. Denn der naive Mensch und zumal der Wilde weiss ja gar nicht, dass er auf das Ding Vorstellungen überträgt, die nicht auf das Ding passen. Wie sollte er nur? Um zu zweifeln, ob das vorgestellte Wesen eines Dinges nun auch das wirkliche sei, müsste doch schon der Gedanke aufgegangen sein, dass auch noch andere Vorstellungen möglich seien; da müsste man aber schon eine Ahnung von anderen, auch vielleicht noch möglichen Vorstellungen haben; da müsste man überhaupt schon eine grössere Menge von Vorstellungen besitzen; man müsste dann schon eine Menge von Dingen durchforscht haben, wodurch man eben in den Besitz einer grösseren Fülle verschiedener, möglicher Vorstellungen gelangt wäre. Gerade weil der hochentwickelte Mensch eine solche Fülle von verschiedenen Vorstellungen besitzt, die alle mehr oder weniger in dem Wesen eines ihm noch nicht bekannten Dinges möglicherweise enthalten sein könnten, so hält er die Vorstellung, welche er zuerst von einem Dinge hat, noch nicht für durchaus richtig und ausgemacht, sondern verhält sich skeptisch, indem er aus der Menge vorhandener Möglichkeiten, aus der Fülle sich ihm darbietender Vorstellungen vorsichtig prüfend die entsprechende herauszufinden sucht. Gerade diese Fülle verschiedener, diese Menge anderer auch noch möglicher Vorstellungen fehlt aber dem Wilden gänzlich. Er hat von Vorstellungen nur die seinigen, ohne die allergeringste Ahnung, dass es überhaupt noch andere giebt. So wenig wie ein Pescheräh ahnt, dass es ein Europa, Asien, Afrika u. s. w. giebt, so wenig er nur die leiseste Vorstellung z. B. von einer Brille hat, so wenig kann er auch nur im geringsten ahnen, dass es ausser seiner Weise, die Dinge vorzustellen, auch nur eine davon wenig verschiedene geben könnte, d. h. so wenig ist er im Stande, seine Vorstellungen und ihre Rich-

tigkeit zu bezweifeln. Da er gar keine Ahnung von noch anderen Vorstellungen hat, so müssen ihm die seinigen auch als die allein vorhandenen, als die einzig möglichen erscheinen. Columbus' Gegner konnten sich bei den Vorstellungen, welche sie einmal hatten, gar nicht die Möglichkeit eines ganz neuen Seeweges denken; sie hielten ihre Vorstellungen für die allein möglichen und richtigen, welche sie nicht im mindesten bezweifelten. Wer hätte sich auch nur die Möglichkeit vorstellen können, auf dem Lande ohne Zugthiere zu fahren, so lange es noch keine Dampfmaschinen gab? Der Wilde kann seine Vorstellungen gar nicht bezweifeln, da ihm gar keine andere Vorstellungsweise zu Gebote steht, als die eine seine. Da er von einer andern nun gar keine Ahnung hat, vielmehr die, welche er hat, für ihn die einzige ist, so muss er auch in ihrem Lichte Alles vorstellen, was er vorstellt; so muss er sie nothwendig auf alle Dinge übertragen und anwenden, welche er vorstellt.

Es ist also klar, dass der Wilde alle seine Objecte, die Naturdinge, was ihr inneres Wesen anbetrifft, als mit den inneren Wesensbeschaffenheiten vorstellen muss, welche er selbst als innere Wesensbeschaffenheiten vorstellt. Und welche sind das? Nicht die wirklich inneren Wesensbeschaffenheiten der Dinge, sie kennt er nicht. Unter allen inneren Wesensbeschaffenheiten ist ihm bekannt einzig und allein seine eigene menschliche innere Vorstellungswelt. Aber auch hier muss noch eine genauere Begrenzung eintreten. Denn was von diesem seinen eigenen inneren Wesen kennt er denn? Keineswegs dasselbe seinem tiefsten nur psychologisch erforschlichen, sozusagen substanziellen Charakter nach, vielmehr nichts weiter als das Accidentelle, d. h. seine vorübergehenden Empfindungen und Gefühle, seine momentanen Launen und willkürlich wechselnden Bestrebungen in ihrer ganzen wankelmüthigen Ziellosigkeit, wie wir sie oben haben kennen lernen. Diese seine innere Vorstellungs-

welt muss er also nothwendig auf die Dinge als deren inneres Wesen übertragen, da ihm einerseits das wirkliche Wesen des Dinges selbst völlig unbekannt ist, und er andererseits selbst noch gar keine anderen Vorstellungen von inneren Wesensbeschaffenheiten hat, als allein die von seinen eigenen. Gerade wie er selbst ist, empfindet und will, als gerade so seiend, empfindend und wollend muss er sich nothwendig die ganze Natur, nicht blos die Thiere, sondern selbst die unbelebten Dinge vorstellen, d. h., um es nun mit einem Worte zu sagen: er muss die ganze Natur anthropopathisch betrachten. Wir werden im Folgenden eine Menge Belege dafür finden, denn es ist dies eine Thatsache, welche als solche schon oft genug erkannt, anerkannt und ausgesprochen ist, und von der wir uns hier nur die psychologischen Ursachen klar gemacht haben. Es ist die totale Unwissenheit des Wilden, die ihn zu dieser Betrachtung der Natur unmittelbar führen muss, denn man hat wohl festzuhalten, dass dem Menschen im Anfang seiner Entwicklung, d. i. dem Wilden, jedes Ding, selbst das geringste, eben so neu, unbekannt und wundersam sein muss, wie dem Säugling das Steinchen. Bei allmählich eintretender Bildung hebt sich diese Art der Naturanschauung auf, dennoch aber langsamer und schwerer als wir zu erwarten geneigt sein möchten. Denn es ist mit dieser Anschauungsweise wie mit jedem Ideenkreise. Haben die Voreltern ihn gefasst und ihr ganzes Leben lang gehegt und für wahr gehalten, so pflanzt er sich auf die Kinder, denen er von Jugend auf inculkirt wird, schon als eine durch die Autorität der Ahnen verbürgte Wahrheit fort; immer fester wird der Glaube daran und gilt zuletzt als unbezweifelbares Dogma, welches selbst dadurch nicht gleich aufgehoben wird, dass die sinnliche Erfahrung ihm widerspricht. So erhält sich auch die anthropopathische Anschauungsweise der Dinge selbst da noch, wo sich die Un-

kenntniss des Menschen von der Natur schon nicht mehr im niedrigsten Stadium befindet.

Versetzt man sich ganz in den engen Bewusstseinszustand des Wilden, so ergiebt sich dies Resultat so nothwendig, dass das Gegentheil davon geradezu unmöglich ist. Wenn ich nun oben sagte, dass wir sowohl als die Wilden den Menschen und die gesammte Natur als gleichartig betrachten müssen, so ist der Unterschied zwischen unserer und ihrer Betrachtungsweise doch dieser: Wir haben aus der Erforschung der Natur das Wesen des Menschen als eines Naturproductes erkannt; wir sagen: der Mensch ist wie all' die andere Natur. Der Wilde dagegen kennt weder die Natur der anderen Dinge noch seine eigene, sondern von dieser letzteren nur seine wechselnden Empfindungen und Begehrungen. Er also kann allein so sprechen: Die ganze Natur ist wie der Mensch, d. h. der Mensch auf diesem kleinen, individuellen, ganz subjectiven Empfindungs- und Strebungsgebiete. Wenn Schopenhauer sagt: die Welt ist Wille, weil der Mensch im tiefsten Grunde Wille und zugleich nichts Anderes als ein Stück Welt ist, so sagt er: das allen Menschen gemeinsame Wesen ist auch das Wesen der Welt. Dagegen sagt der Wilde: Das einem Menschen, das mir allein, diesem besonderen wilden Subjecte, zukommende und in seinen persönlichen, kleinen Neigungen ganz aufgehende individuelle Wesen ist das Wesen der Dinge. Der Unterschied ist also gewaltig. Schopenhauer sagt: Die Substanz des Menschen ist das Wesen der Dinge. Der Wilde sagt: Die Accidenzen, die also bei verschiedenen Menschen unter verschiedenen Verhältnissen mehr oder weniger verschieden sind, sind das Wesen der Dinge.

Aus dem Bewusstseinszustand des unentwickelten Menschen, des Wilden, folgt also ganz klar und mit Nothwendigkeit eine Naturbetrachtung, die von der unsrigen sehr verschieden ist. Er muss den Dingen sein eigenes Wesen zuschreiben; er kann nicht anders, als alle Dinge, da er

eben noch nicht kritisch unterscheidet, sich denken als mit menschlicher innerer Wesensbeschaffenheit versehen. So ist denn jedes Ding für ihn ein lebendiges, das wollen kann, das ihm freundlich und feindlich gesinnt sein kann, das ihn daher mit Furcht und Scheu erfüllt, so sehr, „dass er kaum einen Naturgegenstand zu berühren wagt, dass selbst die Pflanze, die als Nahrung zur Lebenserhaltung nothwendig ist, nur unter sühnenden Ceremonien gepflückt werden darf" [1]). „Allen Dingen, sie mögen Werke der Natur oder der Kunst sein, schreibt man daher in Amerika und im nördlichen Asien Geister zu. Man denkt sich gewöhnlich unter diesen Geistern etwas in den Dingen Wohnendes und von den Dingen unzertrennliches, was den Menschen schaden oder nützen kann" [2]). Je ähnlicher nun die anderen Wesen ihrer ganzen Erscheinung nach dem Menschen sind, desto eher wird er sie natürlich als wesentlich menschlich betrachten. Daher zunächst die anthropopathische Auffassung der Thiere, dann aller bewegten Erscheinungen, wie des Meeres und der Flüsse, der Wolken und der Winde, des

---

1) A. Bastian, Beiträge zur vergleichenden Psychologie: die Seele und ihre Erscheinungsweisen in der Ethnographie. Berlin 1868. S. 10.

2) Meiners, Allg. krit. Gesch. der Religion. Bd. I. S. 144. Von den Amerikanern bezeugen dies: le Père Hennepin, Relation d'un Pays plus grand que l'Europe, im neunten Bande der Voyages au Nord; Lettres édifiantes, Nouvelle Edition, Paris 1780. VI. 171—174. Lafitau, sur les moeurs des Sauvages. Paris 1724. I. 370 ff. Cranz, Grönland 266. Fr. Coreal, Voyages aux Indes occidentales depuis 1666—1697. Amsterdam 1722. I. 270. Ebenso von den asiatischen Völkerschaften: Von den Lappen. P. Hogström's Beschreibung des schwedischen Lapplandes. Aus dem Schwedischen. Copenhagen, 1748. S. 197. 198. Georgi, Beschreibung der Nationen des russischen Reichs. Petersburg 1776. S. 14; von den Buräten desselben Beschreibung einer Reise durch das russische Reich im J. 1772. Petersburg. S. 318; von den Kamtschadalen Steller Kamtschatka S. 47; von chinesischen Völkerschaften Visdelou Not. de l'Yking S. 428. 29. Le Comte, Nouveaux Mémoires sur l'état présent de la Chine. Paris 1701. I. 15. De la Barbinais, Nouveau Voyage autour du monde. Paris 1728. II. 181; von den Japanesen E. Kämpfer's Beschreibung von Japan. Lemgo 1777. II. S. 1.

Blitzes und des Feuers, welches von vielen Wilden geradezu für ein Thier gehalten wird [1]), wie auch von den alten Egyptern nach Herodot [2]); nicht minder aber auch der Pflanzen, endlich sogar der Steine und Berge; wie wir dies im Einzelnen unten weiter ausführen werden. „Die natürlichen Dinge gelten für gewaltige Geister. So gilt z. B. der Bergkrystall den Australiern als heilig; von glänzenden schönen Steinen erwartet der Wilde auch besonders gute Eigenschaften (wie Leichhardt bemerkt, Tagebuch einer Landreise in Austr. 1851. S. 221). Nierenstein, Blutstein u. dgl. haben nach dem Glauben der Indianer von Südamerika wohlthätige Eigenschaften (Humboldt und Bonpland. R. IV. 334). Auch Producte menschlicher Kunst, Uhren, Fernröhre u. dgl. sind von Geistern besessen. Ein intelligenter Betschuana sagte, als er zum ersten Mal die See und ein Schiff sah, dies sei gewiss ein ungeschaffenes Ding, ein Ding, das von selbst gekommen und nicht von Menschenhänden gemacht sei (Thompson, Trav. and adv. in S.-Afr. 2. ed. 1827. I. 341)“ [3]). In der Naivetät der Auffassung, welche alle Dinge als menschlich belebt vorstellt, besteht das echte Wesen der Poesie: daher die uns poetisch erscheinende Naturbetrachtung aller Naturvölker, die diesen selbst freilich so gewohnt und daher gewöhnlich ist, dass sie gar nicht das Bewusstsein haben, die Dinge poetisch aufzufassen.

Da der Mensch nur das an Vorstellungen und Begehrungen den Dingen zuschreiben kann, was er selbst hat, so sind es nicht etwa der Qualität nach ganz andere, als er selbst hätte, die der Wilde auf die Dinge überträgt, vielmehr genau seine eigenen wilden, ungezügelten in ihrer ganzen natürlichen Ungezwungenheit, höchstens dem Grade

---

1) Wuttke. G. d. H. I. 59.
2) Herod. III. 16.
3) Waitz, Anthrop. I. 457.

nach verstärkt, als Hunger und Durst, Liebe und Hass, Zorn und Wuth. Trotzdem aber bleibt dabei das betreffende Ding seiner äusseren Erscheinung nach in der Vorstellung dieses Menschen eben nur das, was es ist. Nicht als ob dieser Mensch in dem anthropopathisch betrachteten Dinge eine für sich bestehende höhere Macht, eine für sich bestehende Seele vorstellte, welche blos vorübergehend gerade diese Erscheinungsform hier angenommen habe: Nein, Stein bleibt Stein, Fluss bleibt Fluss. Das Wasser, so wie es sinnlich wahrgenommen wird, ist es, welches mit genau dieser seiner Gestalt und Eigenthümlichkeit doch menschlich gedachtes Wesen verbindet. Bei dieser Anschauung ist gar nicht etwa blos von symbolischer Auffassung die Rede. Das Ding als dieses seiner äusseren Erscheinungsform nach sich so, wie man es sinnlich wahrnimmt, darstellende Object ist dennoch zugleich das, als was man es anthropopathisch vorstellt. Wo ein Ding erst in bewusster Weise als ein blosses Symbol für irgend eine andere Vorstellung aufgefasst wird, da hat das Bewusstsein schon eine bei weitem höhere Stufe erreicht.

Das Ding gilt also dem Wilden mehr als uns: einmal schon seinem Marktwerthe nach, zweitens auch insofern er es als anthropopathisch belebt betrachtet. „Einer der Begleiter des Gesandten Isbrand zeigte einem Haufen Ostjaken, die der Gesandtschaft Fische verkaufen wollten, eine Nürnberger Uhr, welche die Gestalt eines Bären hatte. Die Ostjaken betrachteten dies Kunstwerk mit grossem Vergnügen. Noch grösser aber wurde ihre Freude und ihr Erstaunen, als das Uhrwerk sich zu bewegen und der Bär die Stunden zu schlagen anfing, indem er zugleich Kopf und Augen verdrehte. Die Ostjaken bezeugten der Uhr eben die Ehre, welche sie ihrem vornehmsten Saitan bewiesen, ja sie zogen dieselbe allen ihren Göttern vor. Sie wünschten die Uhr zu kaufen. Wenn wir einen solchen Saitan hätten, sagten sie, so würden wir ihn in Hermelin

und schwarzen Zobel kleiden"[1]). — „Der Pater Hennepin hatte während seines Aufenthaltes unter den Wilden einen Compass und einen grossen Kessel in Form eines Löwen bei sich. Wenn er die Magnetnadel vermöge eines Schlüssels sich umherbewegen liess, so versicherte der Häuptling, bei dem er wohnte, allen Anwesenden, dass die Weissen Geister seien und ausserordentliche Dinge verrichten könnten. Die Greise weinten vor Verwunderung über seinem Haupte. Vor dem Kessel fürchteten sich die Wilden so sehr, dass sie ihn nie berührten, ohne ihn erst in einige Kastorfelle eingewickelt zu haben. Wenn Weiber anwesend waren, so musste man den Kessel fest an einen Baum binden. Hennepin wollte den Kessel mehreren Häuptlingen schenken. Aber keiner nahm das Geschenk an, weil man glaubte, dass irgend ein böser Geist darin hause, der den neuen Besitzer tödten werde"[2]).

Dieselbe anthropopathische Auffassung der Dinge findet sich bei unseren Kindern. Das Kind, welches noch völlig naiv und unbefangen mit seiner Puppe spielt, sie aus- und ankleidet, sie füttert und züchtigt, in's Bett legt und schlafen lässt, ihr einen menschlichen Namen giebt u. s. w., denkt nicht etwa daran, dass es all' seine Mühe doch nur auf ein todtes Ding verwende; es hat nicht etwa die trockene Verstandesüberlegung dabei: das Ganze ist doch nur eine Selbsttäuschung, die ich mir absichtlich ver-

---

[1]) Isbrand, Voyage de Moscou à la Chine en 1692. Im Band VIII der Voyages au Nord. S. 38.

[2]) Hennepin, in den Voyages au Nord IX. 332. 333. vergl. Constant, die Religion, I. S. 254: „Wenn der Europäer dem Wilden die Magnetnadel zeigt, so erblickt dieser darin ein seinem Vaterlande entführtes Wesen, das sich begierig und ängstlich nach ersehnten Gegenden kehrt. Ein Wilder, der zum ersten Male einen Brief sah und Zeuge von dem Eindrucke der Nachricht war, die er überbracht hatte, betrachtete ihn als ein schwatzhaftes und treuloses Wesen, das irgend ein bedeutendes Geheimniss offenbart habe."

ursache, ein Spiel, welches ich zwar treibe, aber doch stets mit dem Bewusstsein treibe, dass Alles nur Comödie ist. Dass die Puppe nicht lebt, daran denkt es nicht, sondern ihm hat die Puppe das menschliche Wesen, welches das Kind aus sich selbst heraus ihr substituirt. Dem Knaben gilt sein Steckenpferd nicht blos symbolisch. Diese anthropopathische Auffassungsweise todter Sachen findet man beim Volke allenthalben. Hauptsächlich in der Art, wie oft die Leute ihre Wuth mit Schimpfen und Stossen an todten Dingen auslassen, durch die sie in Folge ihrer eigenen Unvorsichtigkeit sich verletzt haben, zeigt sich diese anthropathische Auffassung, die bei engem Bewusstsein eintritt. Gerade in der Wuth aber hört die kritische klare Ueberlegung und Beurtheilung auf, und dann greift zeitweilig eine Bewusstseinsenge um sich, wie sie bei den Wilden permanent ist [1]). Ein Indianer, der sich in der Trunkenheit verbrannt hatte, warf dem Feuer in den schimpflichsten Ausdrücken seine Undankbarkeit vor et mingens eum-exstinxit [2]).

III.

Die causale Verknüpfung der Vorstellungen.

Machen wir uns, um eine fernere Einsicht zu gewinnen, nun klar, worin die Thätigkeit des Bewusstseins in seiner letzten uns erforschlichen Tiefe besteht. Das Bewusstsein ist eine Thätigkeit, welche wir Causalität nennen [3]).

---

1) Ebenso im Wahnsinn. Gretchen mit dem Strohwisch im Kerker: „Lass mich nur erst das Kind noch tränken! Ich herzt' es diese ganze Nacht."

2) Adair, History of the American Indians. Lond. 1775. S. 117.

3) Kant, Kritik der reinen Vernunft, hauptsächlich der transscendentalen Elementarlehre zweiter Theil: die transscendentale Logik; Schopenhauer, W. a. W. u. V., Anhang: Kritik der Kantischen Philosophie; Kuno Fischer, Gesch. der neueren Phil. 2. Aufl. Bd. III. S. 364. Anm. (1. Aufl. III. 333); Helmholtz, Handbuch der physiol. Optik. §. 26. S. 447—455.

Was wir Bewusstsein nennen, äussert sich uns dadurch, dass es empfangene Nervenreize zu Vorstellungen verknüpft, und wiederum diese Vorstellungen unter- und miteinander verknüpft und zwar causal; d. h. das Bewusstsein bezieht die Vorstellungen so auf einander, dass dieselben in einen geordneten Zusammenhang treten, nämlich so geordnet, dass eine Vorstellung stets als die erklärende oder begründende aufgefasst wird für eine andere; d. h. dass die eine Vorstellung stets als der erklärende Grund für eine andere (= einer andern) gesetz wird, oder, was dasselbe sagt, dass die eine Vorstellung als die Ursache für eine andere, und demgemäss diese letztere als die Wirkung jener aufgefasst wird. Das Bewusstsein verknüpft also seine Vorstellungen nach dem Verhältniss von Ursache und Wirkung. Das Bewusstsein äussert sich stets so und nur so, selbst im ganz gewöhnlichen Leben und seinem Vorstellungs- und Gedankengange. Jede noch so banausische Unterhaltung, jedes noch so gewöhnliche Erzählen und Mittheilen geht so vor sich, dass stets der einen ausgesprochenen Vorstellung eine andere als die erklärende, erläuternde, begründende, ursächliche hinzugefügt wird. Man kann jede beliebige Erzählung so auflösen, dass alle in ihr enthaltenen Vorstellungen ganz deutlich eben diesen ihren causalen Zusammenhang zeigen. Das Bewusstsein sucht also stets für eine Vorstellung eine andere als den Grund, als die Ursache jener ersten Vorstellung. Das also heisst es, wenn wir sagen: Das Bewusstsein verknüpft seine Vorstellungen causal.

Nun ist es aber doch klar, dass das Bewusstsein nur die Vorstellungen causal verknüpfen kann, welche es hat. Je nachdem seine Welt enger oder weiter ist, hat es aber wenige oder viele Objecte oder Vorstellungen. Es kann also, je nachdem, mehr oder weniger Vorstellungen auf einander ursächlich beziehen. Ein Bewusstsein von wenig Objecten ist eben deshalb aber leicht der Gefahr ausgesetzt,

Vorstellungen unter einander in ursächlichen Zusammenhang zu setzen, welche für das Bewusstsein von mehr Objecten nicht unmittelbar im Verhältniss von Ursache und Wirkung stehen; es kann sehr leicht, eben weil die wahren Ursachen noch nicht zu seinen Vorstellungen geworden sind, weil es aber doch zu jeder Vorstellung die ursächliche setzen muss, aus dem Kreis seiner Vorstellungen eine Vorstellung als ursächlich für eine andere (d. h. als Ursache einer andern) setzen, welche es für diese in Wahrheit nicht ist. Darin besteht das Wesen alles Irrthums, und jeder Irrthum wäre deshalb ein Beispiel für diesen unsern Satz. Wir werden in den folgenden Entwickelungen zahlreiche Beispiele dafür anzuführen haben. Hier vorläufig diese zur Erläuterung: Die wahren Ursachen des sogenannten Blutregens in Südwesteuropa kannte man lange Zeit nicht. Es war ein röthlicher, körniger Stoff, der aus der Luft niederfiel. Man verknüpfte also dieses noch unerklärte, zu erklärende Phänomen mit einer innerhalb der bekannten Vorstellungen liegenden ähnlichen Vorstellung „Blut" und glaubte, es regne Blut; bis man entdeckte, dass es der aus der Sahara vom Winde herübergetriebene Wüstensand war [1]). „Als zum ersten Male die Kiele der portugiesischen Schiffe die Wogen des atlantischen Oceans durchfurchten, sahen die Wilden staunend die weissbeschwingten Schiffe durch eine ihnen unbegreifliche Macht an ihren Küsten entlang getrieben." Sie hatten nie ein Schiff gesehen. Was war diese Erscheinung, die wie mit Flügeln dahinflog? Aus ihrem Vorstellungskreise heraus hatten sie nur eine einzige Vorstellung zur Erklärung dieses wunderbaren Phänomens: „sie hielten sie für herabgestiegene Wolkenvögel" [2]). Eben

---

[1]) M. Perty, die Natur. S. 283.

[2]) Bastian, S. Salvador. S. 269. Für das folgende Beispiel, das ich in einem Werkchen: Natur und Offenbarung (der Name des Verfassers ist mir entfallen), gelesen habe, habe ich leider das Citat verloren: An ein Kind wurde in der Schule die Frage gestellt: Wer

weil die Menschen nur die Vorstellungen als ursächlich begründende vorbringen können, welche sie haben, eben daher stammt all' der Unsinn, den man zu hören bekommt, wenn ein Mensch sich über Dinge auslässt, die ganz und gar nicht in seiner Sphäre liegen, die er aber gleichwohl nur mit den Vorstellungen dieser seiner Sphäre beleuchten kann. Im Grossen stammt daher alle solche Wissenschaft, welche von einem vorgefassten System aus nun alle Erscheinungen erklären will, wie z. B. die Erklärung der Planetenbewegung vom Standpunkte Ptolemäus' oder Tycho de Brahe's aus. Das Volk von seinem Horizonte aus konnte über die erratischen Blöcke allein die Theorie aufstellen, nach welcher sie Stücke von im Kampfe zertrümmerten Riesenkeulen sind, oder nach welcher Riesinnen sie aus ihrer Schürze haben fallen lassen [1]). Playfair's und Venetz' Erklärungen liegen ausserhalb des naiven Volksbewusstseins.

So viel ist also ganz klar, dass das unentwickelte Bewusstsein mit Nothwendigkeit eine Menge Vorstellungen causal auf einander beziehen muss, welche in Wirklichkeit nicht unmittelbar im Verhältnisse von Grund und Folge, Ursache und Wirkung zu einander stehen. Es fragt sich blos, welchen Vorstellungen am meisten und vor allen es eine ursächliche Kraft zuschreiben wird.

Die Ursache als das Erzeugende muss sich der Mensch stets vorstellen als das Mächtige, Kräftige, vorzüglich Wirksame, also mit besonderen Eigenschaften Ausgerüstete, denn nur was Kraft hat, kann hervorbringen. Das also,

---

wollte Joseph verführen? Der Begriff dieses sittlichen Verführens lag noch gar nicht innerhalb des kindlichen Vorstellungskreises. Es verknüpfte also auch hier mit dem Worte „verführen" die Vorstellung, welche es innerhalb seiner Vorstellungswelt allein davon besass, nämlich des räumlichen Führens, und antwortete demnach aus seiner Bewusstseinswelt heraus mit Nothwendigkeit: Die Botenfrau.

[1]) Grimm, Deutsche Mythologie. 1. Aufl. S. 306. 307.

was in unserer Vorstellung sehr hoch steht, was wir als ganz besonders vortrefflich, eigenthümlich und werthvoll vorstellen, das setzen wir vor Allem als Ursache für eine Erscheinung, diese als Wirkung jener auffassend, sobald nur ein zeitliches und räumliches Zusammentreffen der beiden ihre Verbindung zu erlauben scheint. Die ursächliche Vorstellung kann aber das Bewusstsein nur aus denjenigen Vorstellungen nehmen, welche es überhaupt hat. Je enger nun dieser Vorstellungskreis war, um so geringere Vorstellungen (Objecte, Dinge), sahen wir, galten schon als vorzüglich und bedeutend. Je enger mithin das Bewusstsein ist, um so geringere, aber dem engen Bewusstsein doch schon hochbedeutende Objecte (Vorstellungen) müssen schon als ursächlich für andere Vorstellungen gesetzt werden, so dass also ein für uns ganz unbedeutendes, unbeachtetes Object doch in der Vorstellung des Wilden als ursächlich (weil ihm hochbedeutend) für andere Vorstellungen (Objecte, Dinge, Ereignisse) gesetzt wird, sobald nur ein räumliches und zeitliches Zusammentreffen der beiden ihre Verbindung an die Hand zu geben scheint. Erinnern wir uns dazu nun an die anthropopathische Auffassung der Objecte von Seiten des Wilden, und das folgende Beispiel wird sich uns einerseits völlig erklären, sowie es andererseits zur Illustration unserer Entwicklungen dienen wird. Ein eiserner Schiffsanker muss den Wilden ein höchst sonderbares, eigenthümliches Object sein, denn weder verfertigen sie einen, noch sehen sie ihn alle Tage. „Ein Kaffer schlug von dem Anker eines gestrandeten Schiffes ein Stück ab und starb bald darauf. Seitdem legten die Kaffern dem Anker göttliche Bedeutung bei und verehrten ihn grüssend beim Vorübergehen, um seinen Zorn zu vermeiden“ [1]). Der Anker ist den Wilden zunächst ein so auffälliges, sonderbares Ding,

[1]) Alberti, die Kaffern S. 72. Lichtenstein, Reise I. 412. Waitz II. 187.

dessen Zweck ihnen gänzlich unbekannt ist, dass Alles herbeilief, ihn zu sehen, dass Alles ihn anstaunte. Man wurde von ihm so in Anspruch genommen, wie ein Astronom von der Entdeckung eines neuen Planeten. Dass nun von diesem höchst eigenthümlichen Dinge der Kaffer die Kühnheit hatte ein Stück abzuschlagen, war nicht minder auffallend und nahm eben so sehr das Interesse der anderen in Beschlag, wie der Anker selbst. Nun stirbt plötzlich der Arme. Was ist davon die Ursache? Eine medicinische kennen sie nicht. Aber der Anker und dass jener ein Stück von ihm abschlug — das sind Vorstellungen, von denen sie damals ganz in Anspruch genommen wurden. Der Anker, seine Verletzung und der Tod des Kaffern werden nun mit um so weniger Bedenken in causalen Zusammenhang gebracht, ein je bedeutenderes Object der Anker in den Augen der Wilden ist. Der Anker war verletzt und beleidigt, er wollte sich rächen — da sehen wir die anthropopathische Auffassung des todten Dinges; er tödtete den Frevler — da haben wir das bedeutend erscheinende Ding als ursächliche Vorstellung für eine andere, für das Ereigniss des Todesfalles. Der Anker ist mithin ein machtvolles und daher gefährliches Subject, und nun verehrt man ihn grüssend, um ihn bei guter Laune zu erhalten.

Vier verschiedene Factoren sind es, die uns an diesem Beispiele entgegentreten: erstens die Vorstellung von dem sehr seltsamen Objecte als einem gerade deshalb höchst eigenthümlichen, ganz besonderen, werthvollen; zweitens die anthropopathische Auffassung dieses Objectes als eines lebendig fühlenden und wollenden[1]); drittens die Setzung

[1]) Bastian, S. Salvador S. 227: „Im Hofe lag sorgfältig auf einem kleinen Gestelle ein Schneckenhaus, das wegen seiner Schönheit ausgewählt war (als Fetisch). Ein Gegenstand, der sich unter seines Gleichen durch besondere Eigenschaften auszeichnet, wird dem Neger zum Fetisch. Die gewöhnlichen Arten der Negerfetische sind indess nur Verkörperungen subjectiver Gefühlsanschauungen."

des Causalzusammenhanges zwischen diesem Objecte und anderen Vorstellungen; viertens die Anerkennung des Objectes als eines machtvollen, welches deshalb mit Ehrfurcht zu behandeln ist, damit es nicht feindlich, sondern freundlich gesinnt sei und wirke; d. h. also eines Objectes, welches in Folge seines ihm zugeschriebenen Wesens und Wirkens Gegenstand der Verehrung wird. Wir sind damit an den Punkt gelangt, wo uns das Wesen des Fetisches klar wird. Wird ein Object, so sagen wir nun, in der angeführten, vierfachen Weise aufgefasst und demgemäss behandelt, so wird es dadurch zum Fetisch. Fetische sind mithin diejenigen Objecte, in welchen jene vier Factoren sich vereinigen [1]). Die Objecte, die hier in Betracht kommen, sind alle sinnlichen Naturgegenstände.

Aus dem Bewusstseinszustande des Wilden folgte mit empirischer Nothwendigkeit die Ueberschätzung geringer Dinge als bedeutender, die anthropopathische Auffassung der Objecte, die causale Verbindung nicht unmittelbar im causalen Zusammenhang stehender Vorstellungen die Verehrung der vermeintlich ursächlichen Objecte. Aus ganz natürlichen, rein empirischen Elementen folgt also ganz nothwendig und unumgänglich die fetischistische

---

[1]) Der Name Fetisch wurde durch de Brosses' Schrift: du culte des dieux Fétiches, welche er 1760 ohne Nennung des Druckortes und anonym herausgab, in die Schriftsprache eingeführt. Ueber den Ursprung des Wortes sagt er p. 18: ... certaines Divinités, que les Européens appellent Fétiches, terme forgé par nos commerçans du Sénegal sur le mot Portugais Fetisso, c'est-à-dire, chose fée, enchantée, divine, ou rendant oracles; de la racine latine fatum, fanum, fari. Winterbottom in seinem Account of the native Africans in the neighbourhood of Sierra Liona leitet das Wort ab von dem portugiesischen Worte faticeira, Zauberin, oder faticaria, Zauberkraft. Nicht blos das Wort Fetisso, sondern auch ein anderes entsprechendes Wort nahmen die Neger von den Portugiesen an: Gree-gree. Nach Bastian S. Salv. S. 95 ist in Westafrika der allgemeine Name für Fetisch Enquizi; ein anderer Name ist Mokisso oder Juju (ebenda S. 254, S. 81); auch Wong, Waitz II. 183; bei manchen Amerikanern Manitus, s. oben S. 72. Anm. 2.

Betrachtung der Dinge. Nimm ein solches Bewusstsein, und der Fetischismus ist da, als ein unausbleibliches Product dieser menschlichen Natur, wie sie nun einmal im Stadium der Kindheit ist. Der Bewusstseinszustand des Naturmenschen findet seinen Ausdruck in dem Fetischismus, das ist seine ihm congruente Weltanschauung, Philosophie, Religion; und darum findet der Fetischismus, diese Weltanschauung, diese Philosophie, diese Religion, seine Erklärung in der richtig erfassten Psychologie des Naturmenschen.

Hier noch einige Beispiele, an denen die Fetischentstehung auf Grund der genannten Factoren recht deutlich zu Tage tritt: „Ein angesehener Neger, welchen Römer[1]) kannte, wollte sich mit seiner Familie und seinen besten Sachen in das dänische Fort retten, um einem herandringenden grausamen Feinde zu entgehen. Als er Morgens aus seiner Hütte ging, trat er so stark auf einen Stein, dass er heftige Schmerzen davon empfand. Dieser Zufall machte ihn auf den Stein als einen Fetisch aufmerksam. Er hob den Stein augenblicklich auf und liess ihn nie wieder von sich, da er seine Absicht erreichte und den Gefahren, die ihn bedroht hatten, glücklich entnommen wurde.“ — „Ein amerikanischer Wilder wählte die Figur des Kreuzes und ein kleines Bild der Mutter Gottes, die ihm in die Hände gefallen waren, zu seinem Manitus. Er trennte sich nie von ihnen, nachdem er gefunden zu haben glaubte, dass sie ihn gegen die wiederholten Schüsse eines Feindes gesichert hätten“[2]). „Als die Jakuten gerade während des Ausbruchs der Pocken zum ersten Male ein Kameel erblickten, erklärten sie es für eine

---

[1]) L. F. Römer's Nachrichten von der Küste Guinea. Kopenhagen 1769. S. 63. 64.

[2]) Charlevoix, Journal historique d'un Voyage de l'Amérique septentrionale. Paris 1774. p. 387.

feindliche Gottheit, welche die Pocken über sie gebracht“ [1]).

Mit dem Fetische seinem begrifflichen Inhalte nach ist das Tabu der Südseeinsulaner oftmals nicht blos verglichen, sondern auch identificirt worden. Nach der Darstellung jedoch, welche Gerland (im fünften Bande von Waitz' Anthropologie) von dem Tabu giebt, scheint diese Identificirung nicht richtig zu sein. Waitz definirt den Fetisch treffend dahin: er sei derjenige Gegenstand religiöser Verehrung, in welchem das sinnliche Ding und der Geist in dem Dinge als ein, ein untrennbares Ganzes bildendes aufgefasst würden. Der Fetisch ist, wie wir gesagt haben, das anthropopathisch aufgefasste Ding. Tabu dagegen ist nach Gerland's Darstellung ein Object, welches nur deshalb religiös verehrt wird, weil es den zeitweiligen Wohnsitz eines Geistes oder eines Gottes bildet. Er sagt: „Es ist bekannt, welche Bedeutung das Tabu, der religiöse Bann in Polynesien hat, und es fragt sich, ob wir dieselbe Sitte auch in Mikronesien finden. Dies muss bejaht werden; nur dass das Tabu in Mikronesien, obwohl eben so häufig als in Polynesien, nicht so übertrieben ist wie dort (Gulick, Micronesia, nautical Magazin 1862. 417.). Es findet sich angewendet auf Essen und Trinken, wie die vornehmen Marianer keine Aale, die einzelnen Bewohner Ponapis, Kusaies, der Marshall- und Gilbertinseln u. s. w. dies oder jenes Thier nicht essen durften, das gemeine Volk den Kawa und auf Kusaie die Kokosnuss entbehren musste u. s. w.; wie es manche Bäume giebt, die heilig und dem gewöhnlichen Gebrauch entzogen sind (Mertens, recueil des actes d. l. séance publ. de l'Ac. imp. Scienc. de St. Petersburg, 29. Dec. 1829. 177), wie der Regenbeschwörer die Pandanusblüthe nicht gebrauchen darf. Auch Plätze, Tempel, Personen, wie z. B.

---

[1]) Wuttke, Gesch. d. H. I. 72.

die vornehmsten Fürsten, sind für das Volk Tabu. Wer fischen wollte, musste 24 Stunden vorher sich der Weiber enthalten (Mertens 137). In der Unterhaltung mit den letzteren waren einzelne Worte verboten; und so könnte man noch eine Menge Einzelheiten zusammenstellen. Auch das Wort Tabu kommt vor (Kotzebue, Entdeckungsreise II. 59. Hale, Ethnographie, im Tarawavocabular s. v. tabui; Pickering, Memoir etc. s. v. tabu u. s. w.), und auf Morileu gebraucht man ganz ebenso das Wort pennant: pennant war mancher Baum, mancher Ort u. s. w. (Mertens 134). Auch waren die Festlichkeiten, um ein Tabu aufzuheben, in manchen Gegenden nicht geringer als in Polynesien, wie z. B. Cheyne ein solches sehr weitläufiges Fest auf Eap beschreibt (a description of islands etc. 157 f.), bei welchem die Hauptceremonie war, dass der Gott des Meeres durch den Priester gebeten wurde, das Schiff, welches Tabu war, zu verlassen und in sein Element zurückzukehren. Darauf war das Schiff enttabuirt. Man sieht hieraus, worin das Tabu besteht. Der Gott hat sich auf etwas niedergelassen (daher die erwähnten heiligen Steine, Thiere, Oerter, die Priester in der Ekstase u. s. w. Tabu sind) und es dadurch dem gewöhnlichen Gebrauch entzogen; da nun die Häuptlinge göttlichen Geschlechtes sind, so ist auch ihr Eigenthum und Alles, was zu ihnen gehört, dem Volk Tabu, sowie ebenso das, was sie für Tabu erklären: obgleich dieser Gebrauch in Mikronesien sehr selten ist. Nirgends trat hier das Tabu als wirklich lästige Fessel auf wie in Polynesien"[1]). Bei der Ausdehnung, welche gerade auf den Südseeinseln der Seelen- und Geistercult hat, hat diese Auffassung des Tabu grosse Wahrscheinlichkeit für sich. Doch möchte man es kaum als entschieden hinstellen dürfen, dass in Poly- und Mikronesien nur diese Auffassung des Tabu sich finde; es fragt

[1]) Waitz, Anthrop. Bd. V. Abtheil. 2. Gerland. S. 147.

sich, ob in vielen Fällen das Tabu nicht ein wirklicher Fetisch sei. Auf Nukunono Fakaafo verehrte man den Tui Tokelau, d. h. Herrn von Tokelau in Gestalt eines Steines, welcher mit Matten umgeben und so heilig war, dass ihn nur der König sehen durfte, und auch dieser nur einmal im Jahre, wenn er mit neuen Matten umkleidet wurde (Turner, nineteen years in Polynesia. 527). Dies 10′ hohe Steinidol stand an der Front des Tempels und hatte, als Hale es sah, durch die massenhafte Mattenumwicklung 10′ im Umfang (Hale 158; Turner 527.). Der Tui-Tokelau war es, welcher Krankheiten schickte, daher denn Kranke sofort jenes Steinidol mit neuen Matten bekleiden lassen, um durch dies (nicht geringe) Opfer den Gott zu beschwichtigen [1]). Wenn der Stein einen so hohen Grad von Heiligkeit hatte, wird sich da in den Augen des Volkes der Gott mit dem Stein nicht ganz identificiren? Was man dem Stein Gutes erweist, thut man dem Gotte; will man sich an den Gott wenden, so wendet man sich an den Stein. Wer ist hier der Gott, der Stein oder der Gott? Wird hier der Stein zum Fetisch oder bleibt er Tabu? Der vornehme und gebildete Insulaner, der in den religiösen Vorstellungen genauer von den Priestern unterrichtet ist, mag den Stein als Sitz des Gottes und den Gott vielleicht auseinanderhalten. Vielleicht! Ob aber auch der Nichtunterrichtete? Und thäte er es nicht, so wäre damit das Tabu zum Fetisch geworden.

Eine Bemerkung wird hier am Platze sein. Die sogenannte Naturreligion, d. i. die Religion der wilden Völker, schliesst zwei Gebiete ein, welche man, will man zu einiger Klarheit darüber gelangen, scharf auseinanderhalten muss: das eine umfasst die Verehrung der sinnlich wahrnehmbaren Dinge, das andere die Verehrung der Seelen und Geister. Nicht als ob das eine früheren Ur-

---

[1]) Waitz, Anthrop. V. Abth. 2. S. 195.

sprungs sei als das andere: beide sind Naturerscheinungen, die aus dem unentwickelten Bewusstsein nothwendig entspringen. Die Verehrung der sinnlichen Gegenstände geht hervor aus dem Verhältniss dieses Bewusstseins zu den Naturobjecten mit Einschluss gewisser Menschen, die Verehrung der Geister aus dem Verhältniss dieses Bewusstseins zu dem Menschen und zwar zu dem todten Menschen. Wie zwei Ströme fliessen diese beiden Entwicklungsreihen neben einander her: es giebt einen Punkt, wo sie in einander übergehen und einen einzigen, neuen Strom bilden. Ich hoffe das an einem andern Orte zu zeigen. Hier haben wir es zunächst nur mit der Verehrung der sinnlichen Naturgegenstände, dem Fetischismus, zu thun, und es geschieht mit Absicht, wenn wir der Klarheit wegen die andere Seite der Religion des Wilden unberücksichtigt lassen. Nicht also, als ob die Religion z. B. eines Negers nur Fetischismus wäre — nur dass wir den Neger hier allein in sofern betrachten, als er Fetischverehrer ist. Auch wollen wir dem Irrthume vorbeugen, der entstehen könnte, als ob nun jeder Wilde ohne Unterschied gleichmässig Fetischverehrer sei. So gut wie in höheren Bildungsformen die einzelnen Individuen in ihrer geistigen Entwicklung die mannichfachste Verschiedenheit zeigen, und der Eine höher steht als der Andere, so zeigt sich auch der eine Wilde intelligenter als der andere; so schwingt sich schon der eine auf eine höhere religiöse Stufe, als welche der andere einnimmt, so tief immer auch diese höhere noch unter der unsrigen liegen mag. So verräth es schon eine höhere Einsicht, wenn der Wilde erkannt hat, dass das Ding kein anthropopathisch belebtes ist, dass es nicht an und für sich das wirken kann, was er früher etwa von ihm erwartet hat, und wenn er nun als das Wirkende einen selbständigen, von dem Dinge unabhängigen Geist in das Ding setzt. Hier haben wir schon eine Aufhebung und Erhöhung des Fetischismus durch

den Geisterglauben, wodurch der Fetisch zum höher stehenden Tabu wird. Der schon über die niedrigste Stufe der Wildheit hinausgehobenen Bildung der Südseeinsulaner wäre deshalb auch der Tabuismus entsprechender als der Fetischismus. Von intelligenten Negern wird deshalb auch der Fetisch manchmal schon als Tabu aufgefasst. Halleur führt die folgende Erzählung als Beispiel der Intelligenz mancher Neger an: „Ich wollte einem Neger begreiflich machen, wie thöricht es sei, den Fetischen, z. B. dem Fetischbaume, in der Mitte des Hofes, Speisen und Getränke, Citronen und Palmenöl zum Salben hinzustellen, da er ja selbst sähe, dass derselbe nichts davon gebrauche. „O," sagte der Neger, „der Baum selbst ist nicht Fetisch. Der Fetisch ist ein Geist und unsichtbar, aber er hat sich hier in diesem Baum niedergelassen. Freilich kann er unsere körperlichen Speisen nicht verzehren, aber er geniesst das Geistige davon und lässt das Körperliche, welches wir sehen, zurück" [1]. Hier ist der Fetischist Tabuist geworden, wenn anders die obige Auffassung des Tabu die richtige ist.

[1]) Halleur S. 39.

Viertes Capitel.

Der Fetischismus als Religion.

I.

Der Glaube an den Fetisch.

Welcher Gegenstand zum Fetische wird, darüber entscheidet das zufällige Zusammentreffen der Ereignisse und Objecte, wie das ja aus den angeführten Beispielen genügend hervorgeht. Der Wilde kann aber die Macht seines Fetisches gar nicht bezweifeln, weil er ja seine Wirksamkeit offenbar vor Augen hat, weil er ja mit Augen sieht, wie dies Object dies Ereigniss, dieser Anker diesen Todesfall, dies Kameel diese Krankheit verursacht, es sei denn, dass ihm durch eine bedeutende Anzahl von Fällen, in denen der Fetisch sich stets als unwirksam bewies, endlich der Staar gestochen würde. Aber es geschieht selten, dass ihm bei seiner Stumpfheit die Einsicht kommt, dass die Ursache eines Ereignisses doch wohl in anderen Umständen liegen könnte. Und kommt ihm diese Einsicht auch einmal, so dient sie nur dazu, den Glauben an diesen einen besondern Fetisch, doch nicht an die Fetische überhaupt zu erschüttern. Er urtheilt nur nach dem oberflächlichsten Augenschein: in Molembo wurde eine bald nach dem dort

erfolgten Tode eines Portugiesen ausgebrochene Pest auf diesen bezogen, und das Volk suchte daher, so lange die Erinnerung frisch war, auf jede Weise zu verhindern, dass ein Europäer innerhalb der Grenzen seines Gebietes stürbe [1]) Fälle, wo der Wilde nach seiner Meinung das Wirken des Fetisches unmittelbar sieht, bestärken deshalb seinen Glauben und machen denselben unerschütterlich. Bastian erzählt: „An einer gelichteten Stelle sah ich seitlich am Wege ein Fetischhaus stehen und wünschte es genauer zu besichtigen, aber meine (schwarzen) Träger waren nicht zu bewegen, mich dorthin zu bringen. Als ich ausstieg, um allein zu gehen, suchten sie mich fast mit Gewalt davon abzuhalten, und ich sah beim Zurückkommen in ihren Blicken, dass sie mich als fortan dem Tode verfallen betrachteten ... Ermüdet langte ich gegen Abend in Quimolenzo an, als es plötzlich meine Augen schwarz überzog und ich mich ohnmächtig niederfallen fühlte. Ein wüthendes Fieber raste in meinen Adern, das die ganze Nacht anhielt. Auch am nächsten Tage währte es fort, und es war mir unmöglich, mich nur aufzurichten. Meine Leute wechselten bedenkliche Blicke; der Zauber des beleidigten Fetisches hatte gewirkt, und sie waren sicher, mich noch am Abend zu begraben“ [2]). „Vor dem Hause des Amerikaners (in Shemba Shemba in Westafrika) war ein grosser Zusammenlauf von Menschen, in deren Mitte ein Fetischpriester mit lautem Schreien auf und ablief, eine mit bunten Lumpen behangene Holzpuppe hin und her schüttelnd und mit Ruthen im Gesicht und auf den Schultern peitschend. Wie ich hörte, war einem der Neger ein Messer gestohlen worden, und er hatte sich für dessen Wiedererlangung an diesen Priester gewandt, der einen für die Einschüchterung der Diebe weitbekannten Fetisch

---

[1]) Bastian S. Salv. S. 104.
[2]) Ebenda S. 50. 53.

besass. Der arme Gott schien mir seine Berühmtheit etwas theuer erkauft zu haben, denn er erhielt schon im Voraus unbarmherzige Schläge, damit er ja nicht die Sache auf die leichte Achsel nähme. Nachdem der Zauberer sich in den exaltirten Zustand prophetischen Hellsehens gearbeitet hatte, verkündete er den Zuschauern mit dem Tone zweifelloser Bestimmtheit, dass sie das Messer am nächsten Morgen an der Seite des Fetisches, den er der Thür der Factorei gegenüber postirte, finden würden. Am nächsten Morgen lag das Messer in der That daselbst, denn um der Wiederholung ähnlicher Proceduren für die nächsten acht Tage vorzubeugen, hatte der Kaufmann vorgezogen, lieber die Unfehlbarkeit des Fetisches zu bestätigen, als in ferneren Zusammenläufen die Plünderung seines ganzen Eigenthums zu riskiren" [1]).

Die Wirksamkeit des Fetisches steht dem Wilden also ausser Frage, und sein Glaube daran lässt um so weniger den mindesten Zweifel dagegen auftauchen, als er von Kindheit an seine ganze Umgebung demselben Glauben hat huldigen sehen, als von Jugend auf sein ganzes Wesen damit durchtränkt und verwachsen ist. Man weiss ja, welch' eine Macht gerade die dem Menschen in seiner zarten, empfänglichen Jugend eingeflössten Vorstellungen auch in späteren Lebensaltern über ihn haben; wie die meisten Menschen sich der Herrschaft derselben nie wieder entziehen, und diejenigen, welche sich davon frei machen, nur unter schweren inneren Kämpfen sich von ihrem Joche erlösen. Eben weil nun aber der Wilde an die Macht des Fetisches unumstösslich glaubt, so befördert seine Furcht vor demselben auch die scheinbare Wirksamkeit des Fetisches, und dadurch wieder den Glauben an diese Macht. „Wenn den Negern etwas gestohlen ist, so bitten sie irgend einen grossen Fetisch, dass er den Thäter entdecke. Der

---

[1]) Bastian S. 61.

ceremonielle Pomp, womit der Fetisch gefragt wird, setzt sehr oft die Diebe so in Schrecken, dass sie das Gestohlene wieder hergeben"[1]). Denn der Dieb selbst ist überzeugt, dass der Fetisch Kraft habe, ihn zu schädigen, und eingeschüchtert durch diese seine Furcht, bringt er das Gestohlene zurück oder gesteht seinen Diebstahl. „Reichere bedienen sich häufig des Kassatrankes, um Verdächtige unter ihrem Hausgesinde zum Geständniss zu bringen"[2]). „In Gross-Bassam braucht man dem Angeklagten nur ein Fetischholz auf den Leib zu legen. Wenn er schuldig ist, kann man sicher sein, ein Geständniss von ihm zu erhalten: die Furcht erpresst es ihm[3]). Unter der Thürschwelle des Palastes des Königs von Dahomey ist ein Zauber verborgen, der den Weibern desselben, wenn sie einen Fehltritt begehen, Schmerzen in den Eingeweiden verursacht, daher sie sich oft zum freiwilligen Geständniss ihrer Schuld genöthigt finden[4]). Hierher gehört auch das sogenannte Gericht der Eidechse, welches bei den Sererern in Gebrauch ist. Es besteht darin, dass ein Schmied eine Eidechse hämmert: man will den Dieb durch die Furcht vor dem Unglück, welches dieses Verfahren über ihn bringen wird, zum Geständniss zwingen, und der Erfolg bleibt nicht aus[5]). Aehnliche Wirkungen der Phantasie werden vielfach erzählt; vorzüglich berühmt ist in dieser Beziehung das sogenannte Obia (Obeah) in Westindien, besonders auf Jamaica, ein Zauber, dessen schädlichen Wirkungen man vergebens durch die strengsten Gesetze zu begegnen strebte. Allein durch seinen Einfluss auf die

---

[1]) Proyart's Geschichte von Loango, Kakongo u. s. w. Aus dem Französischen. Leipzig 1777. I. 167.

[2]) Bastian S. Salv. S. 61.

[3]) Hecquard, Reise an die Küste und in das Innere von Westafrika. Leipzig 1854. S. 48.

[4]) Forbes, Dahomey and the Dahomans. Paris 1851. S. 55.

[5]) Boilat, Esquisses Sénégalaises. Paris 1853. S. 102.

Einbildungskraft der Neger hat er bald eine grosse Sterblichkeit unter ihnen erzeugt, bald unter der Vorspiegelung der Unverwundbarkeit sie zu Aufständen gereizt" [1]).

Die Fetische dienen deshalb auch zu Ordalien, welche bei den Negern hauptsächlich im Trinken von Giften, Brech- und Purgirmitteln bestehen [2]). Der Fetisch hat die Macht, den Schuldigen zu bestrafen; dem Unschuldigen wird er nichts anthun. Angeklagte können also ihre Unschuld beweisen, wenn sie sich der Entscheidung des Fetisches aussetzen. Da natürlich im Sinne des Wilden der Fetisch ganz körperlich applicirt werden muss, so dient dazu das mitunter aus der Schale des wilden Mandioka, doch auch aus anderen Substanzen, bereitete Fetischwasser [3]), das getrunken werden muss; nach Halleur ist es „eine ziemliche Quantität Wasser, in welchem man die Rinde eines Baumes, Odum genannt, hat auslaugen lassen. Man glaubt, dass, da dieser Baum Fetisch ist, auf diese Weise der Fetisch in den Beschuldigten hineinkomme und in ihm seine Schuld oder Unschuld erkennen könne. Erbricht sich der Angeklagte, so hat ihn der Fetisch ohne Schuld gefunden und kommt wieder heraus; bleibt aber das Erbrechen aus, so hat der Fetisch die Schuld erkannt und verlässt den Verbrecher nicht eher, als bis er seine Strafe erhalten hat" [4]). — „Angeklagte können, wenn sie das Recht oder das Vermögen dazu haben, einen Sclaven senden, dem an ihrer Statt der gefährliche Trank administrirt wird. Manche verlangen indess aus freien Stücken das Fetischwasser zu trinken, um aus dem Ordale gereinigt hervor-

---

[1]) Bryan Edwards, Hist. civile et commerciale des col. angl. dans les Indes occ. Paris 1809. S. 266. ff. Vergl. Waitz, Anthrop. II. 190.

[2]) Winterbottom S. 172. Köler, Einige Notizen über Bonny Göttingen. 1848. S. 127 ff. Cavazzi, Histor. Beschr. der Königreiche Congo etc. 1694. 94. 108 ff. Proyart S. 141.

[3]) Bastian, S. Salv. S. 84. 306. vergl. S. 203.

[4]) Halleur S. 34.

zugehen"[1]). Häufig wird dem Verdächtigen auch ohne sein Wissen der Zaubertrank beigebracht, so dass der Wilde in beständiger Furcht schwebt, ob nicht jemand gegen ihn den gefürchteten Fetisch in Anwendung bringe; denn so häufig ist das Verfahren, dass z. B. der zwischen dem Calabar und dem Cameroonflusse (Fernando Po gegenüber) gelegene Handelsplatz Bimbia, früher eine Missionsstation, fast ganz entvölkert sein soll durch die maasslose Anwendung des Giftwassers, das dort von den Vornehmen schon seit Jahren bei der geringsten Gelegenheit in Requisition gesetzt wird[2]). Auch das Ordal des Feuers und die Wasserproben sind in Afrika nicht unbekannt. Auf Madagascar hat der Angeklagte die Probe des glühenden Eisens zu bestehen[3]), mit dem auch die malaiischen Lampongs dem Angeklagten über die Zunge streichen[4]) oder er muss, was zumal bei den Antaymours in Gebrauch ist, durch einen Fluss schwimmen, in welchem sich Kaimans aufhalten.

Hat ein Fetisch, der zuerst durch Zufall zum Fetisch wurde, auch in späterer Zeit seine Macht wiederholt gezeigt, so erwirbt er sich sehr leicht die Anerkennung nicht blos eines Individuums, sondern auch die eines ganzen Stammes oder bei besonderer Kraft die eines noch grösseren Menschencomplexes. So hat denn in Amerika, Afrika und Sibirien[5]) sowohl jedes Individuum seine persönlichen und

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 85.

[2]) Ebenda S. 306.

[3]) Leguével de Lacombe, Voy. à Madagascar (1823—30). Paris 1840. I. 233.

[4]) Waitz, Anthrop. V. Abth. 1. S. 149. Vergl. II. 523.

[5]) Charlevoix p. 344. 346. Lettr. édif. Nouv. Ed. VI. 174. De Bry, descriptio auriferi regni Guineae im VI. Theil der India orientalis. VI. 21. Oldendorp, Gesch. der Mission der evangelischen Brüder auf den Caraibischen Inseln St. Thomas, St. Croix und St. Jean, herausgegeben von J. J. Bassonet. Barby 1777. I. 320 ff. Des Marchais, voyage en Guinée, Isles voisines et à Cayenne en

jede Familie ihre Hausfetische, als auch jede Gemeinde und Völkerschaft ihre gemeinschaftlichen. Diese letzteren verehrt man andächtiger und beständiger, besonders deswegen, weil sie schon seit langer Zeit ihre Vorzüglichkeit bewiesen haben [1]). So giebt es denn auch weitgefürchtete „grosse Fetische", die den Fürsten oder das Land beschützen, in Gestalt grosser Berge, Bäume, Felsen u. s. w.[2]). Von der heiligen Wampumschnur der Indianer hängt das Glück der Menschheit ab. Das Oberhaupt der Muemba ist Chiti Muculo „das grosse Holz, der grosse Baum". Den Mittelpunkt des religiösen und politischen Lebens der Wanika bildet der Muansa, für den lärmende Feste gefeiert werden und der nur dem Häuptlinge selbst zugänglich ist; das Mysterium desselben ist ein Instrument von Holz, das eigenthümliche brummende Töne von sich giebt [3]). Die grossen Fetische wissen ihren geheimnissvollen Zauber dadurch zu vermehren, dass sie sich dem Auge des Ungeweihten so wenig wie möglich aussetzen. „Der grosse Fetisch, erzählt Bastian von einem solchen in Congo, lebt im Innern des Buschlandes, wo ihn Niemand sieht und Niemand sehen kann. Wenn er stirbt, sammeln die Fetischpriester sorgfältig seine Knochen, um sie wieder zu beleben und ernähren sie, damit er auf's Neue Fleisch und Blut gewinne" [4]).

Auch in dem christlichen Cultus sehen die Neger nichts

1725—27 par le P. Labat. Amsterdam 1731. II. 131. 152. Georgi, Beschreibung. S. 384.

[1]) J. B. Müller, Moeurs et Usages des Ostiakes im Recueil des Voyages au Nord. Amst. 1731. Bd. VIII. 413. 414: Les Ostiakes ont beaucoup plus de véneration pour leurs idoles publiques, qu'ils ne depouillent pas et n'abandonnent pas comme les autres; mais ils les estiment au contraire, et les revèrent comme étant d'ancienne date et d'une autorité reçue et avérée.

[2]) De Bry VI. 21. Des Marchais I. 297. Les rois et les païs en ont d'autres qu'ils appellent les grands Fétiches, qui conservent le prince ou le païs; telle est quelquefois une grande montagne, un gros rocher, un grand arbre etc.

[3]) Waitz, Anthrop. III. 190. II. 422. 424.

[4]) Bastian, S. Salv. S. 82.

als den Dienst eines grossen Fetisches. So war San Salvador (von den Eingeborenen, als es sich mit Kirchen und Klöstern füllte, Congo dia Gunga (Geläute der Glocken) genannt) weithin durch Südafrika bekannt und gefürchtet als der Sitz eines gewaltigen Fetisches [1]). Der Neger lebt und webt so sehr in seiner Anschauungsweise, dass er stets wieder in dieselbe zurückfällt oder, richtiger gesagt, gar nicht aus ihr herausgerissen wird. „Die Missionäre haben sich von jeher bemüht, die Scheusslichkeiten des Fetischismus zu mildern, und es ist ihnen mit Hülfe der Staatsgewalt auch gelungen, die krassesten Gebräuche seines mexicanischen Molochdienstes abzuschaffen, aber ohne gerade etwas Anderes an die Stelle zu setzen, und der Neger versteht von ihrer Religion noch jetzt wenig mehr, als das Salzessen“ [2]). Und dieses war ihnen nur deshalb interessant, weil sie glaubten, dass die Kinder dick und fett danach würden. Deshalb liessen sie auch bald davon ab, einmal weil ihnen der Preis für die Ceremonie zu hoch war, besonders aber, weil, wie sie sagten, der Elephant auch ohne Salz zu essen dick und fett würde [3]). „In Congo, wo die Kirchenruinen die Erinnerung an das Christenthum lebendiger erhalten haben, entschuldigt das Volk seine Unkenntniss damit, dass der portugiesische Desu ein zu starker Fetisch für den gemeinen Mann sei und nur dem König überlassen bleiben müsse, während sich seine Unterthanen besser mit den Fetischen aus der Zeit des, das heilige Feuer hütenden, Chitome begnügen“ [4]). Der christliche Priester mit seinen Ceremonien ist ihnen nur ein anderer Fetischpriester mit anderen Fetischceremonien. „Wenn die ihren Familien und ihren Freunden entrissenen Sclaven in die Böte geschmiedet wurden, um jenseits des

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 173.
[2]) Ebenda S. 96.
[3]) Ebenda S. 77.
[4]) Ebenda S. 96.

weiten Oceans unter einem fremden Himmel und im fremden Lande ihr qualvolles Leben hinzuschleppen, sass der fromme Bischof von Loanda auf dem noch jetzt erhaltenen Steinsitze am Ende des Wharfs und garantirte ihnen durch seinen apostolischen Segen die unaussprechlichen Seligkeiten einer Zukunft, wogegen die kurze Prüfungszeit auf Erden nicht in Betracht kommen konnte. Die armen Neger verstanden freilich nichts von dieser Ceremonie, als dass ihnen durch den Fetisch des weissen Mannes jetzt auch ihre letzte Hoffnung, nach dem Tode in ihre Heimath zurückzukehren, genommen sei, aber ihre Namen standen in dem von der Gesellschaft de propaganda fide dem römischen Statthalter eingeschickten Berichte, um von demselben bei St. Petrus seiner Zeit beglaubigt zu werden"[1]).

In allen seinen Anschauungen und Lebenseinrichtungen ganz verwachsen mit dem Fetischismus, sieht der Wilde in seinem Glauben an die Fetische die erhaltenden Grundbedingungen seiner Existenz. Eine rücksichtslose Verletzung dieses ihm heiligen Kreises von Ideen und Gebräuchen empfindet er deshalb nicht minder bitter, als ein Andersgläubiger die Entweihung des seinigen, und der Hass der Schwarzen gegen die Weissen rührt zu einem grossen Theile daher, dass die Weissen diesen Zustand des Negerbewusstseins meistens unbeachtet liessen und das Gefühl desselben daher täglich und stündlich auf das roheste empörten. Bastian wünschte in einem Flusse in der Nähe eines Negerdorfes ein Bad zu nehmen. Auf dem Wege zum Flusse stellte sich ihm der Mafooka, der Dorfälteste, entgegen, umringt von seiner ganzen Gemeinde. „Auf meine Frage nach seiner Meinung erfuhr ich, dass er mich bitte, mich dem fraglichen Flusse nicht weiter zu nähern, und dass er mir ein ewiges Fortleben in den Poesien des Thales verspräche, wenn ich seinem unterthänigsten

[1]) Bastian S. 98.

Gesuche Gehör geben würde. Die Absurdität dieses Ansinnens, das absichtlich gemünzt schien, mir eine lang ersehnte Freude zu verderben, hielt ich kaum einer Antwort werth, liess dem faselnden Alten den Besuch einer sein Heimathland noch an Wärme übertreffenden Gegend anrathen und gab den Trägern Befehl, fortzugeben. Demselben nachzukommen, war ihnen indess unmöglich, da schreiende Kinder überall angeklammert an ihren Beinen hingen und sich vor ihnen niederwarfen, um den Weg zu versperren. In herzzerreissenden Klagetönen stimmte gleichzeitig der Mafooka einen Wehgesang an, dessen Effect durch den Chorus der jammernden Gemeinde auf das peinlichste erhöht wurde. Auf allen Gesichtern malte sich der Ausdruck hoffnungslosester Verzweiflung. Und sie hatten Recht, die armen Leute; denn bei näherem Eingehen erfuhr ich, dass der Bach bei meinem Anblicke für immer versiegen und ihnen die einzige Quelle brauchbaren Trinkwassers verloren gehen würde. Um nicht die Schuld einer so traurigen Katastrophe auf meine Seele zu wälzen, kehrte ich lieber unerquickt zurück.“ — „Als wir uns einem andern Dorfe näherten, hielten meine Träger an und der Dolmetscher sagte, dass es nöthig sei, meine Ankunft vorher anzukündigen. Ich schickte ihn deshalb voraus und wartete am Wege auf seine Zurückkunft, bei der er mir mittheilte, dass die Landessitte nicht erlaube, in einer Hängematte durch das Dorf getragen zu werden. Um keinen Aufenthalt zu haben, gab ich nach, als er aber am nächsten Orte dasselbe Spiel wiederholen wollte, beorderte ich die Träger, ohne Verzögerung ihren Weg fortzusetzen. Dieselben zauderten und waren erst nach erneuten Aufforderungen zum Weitergehen zu bewegen. Kaum erreichten wir die ersten Hütten, als mit wildem Geschrei die ganze Bevölkerung mit Speeren, Stöcken und Flinten bewaffnet meine Hängematte umringte und die Träger zu misshandeln begann. Ich hatte indess die für Geschenke mit-

genommenen Gewehre unter die Coolies vertheilt, und — indem ich bei ihrem Herankommen selbst aus der Hängematte sprang, war bald eine freie Bahn gebrochen. Alle weiteren Dörfer passirte ich fortan ohne besondere Schwierigkeiten und ersparte so viele Zeit, die nutzlos bei Beobachtung aller durch alte Gewohnheiten vorgeschriebenen Gebräuche verloren gegangen sein würde. Bemerkte ich, dass das Uebersehen derselben die Leute allzu tief verletzte, so genügten ein paar unter die Aeltesten ausgetheilten Geschenke, um das gute Vernehmen wieder herzustellen" [1]).

So steht der Wilde ganz unter der Herrschaft seiner Gebräuche, so albern uns dieselben erscheinen mögen; ganz unter dem Joche zumal seiner religiös-fetischistischen Vorstellungen, deren Wahrheit er so wenig bezweifelt, dass viele Neger in der Missachtung der Europäer gegen ihre Fetische und Zaubereien nur einen Beweis für die Dummheit der Weissen sehen [2]); unter deren Scepter er sich beugt, sei er sonst auch noch so sehr Autokrat und Despot. „Unter dem heiligen Baume bei Gimbo Amburi hatten der Herzog und die Herzogin von Sundi alljährlich einen symbolischen Ringkampf mit dem Oberpriester und seiner Frau zu bestehen, wobei sie besiegt werden und die Macht des Fetisches anerkennen mussten" [3]). Und geben auch die Neger die Absurdität ihres Glaubens und Cultus bisweilen zu, so behalten sie dieselben doch bei, weil alte Ueberlieferung es so mit sich bringt und sie selbst nichts Besseres wissen [4]).

---

[1]) Bastian S. 60. 108.

[2]) Livingstone, Missionsreisen und Forschungen in Südafrika. Leipzig 1858. II. 83.

[3]) Bastian S. 204.

[4]) Bosmann III. 281. Proyart a. a. O.

II.

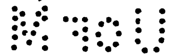
Der Wirkungskreis des Fetisches.

Die Wirksamkeit des Fetisches steht ausser allem Zweifel. Es giebt nichts, auf das nicht ein Fetisch einen Einfluss ausüben könnte. Nicht zwar, als ob jeder Fetisch Jedes bewirkte, doch giebt es nichts, das sich nicht unter die Einwirkung irgend eines Fetisches bringen liesse. Es kommt nur darauf an, zu erkennen, in Bezug auf welche Objecte welches Ding als Fetisch wirksam ist. Abgesehen von den besonderen Entdeckungen, welche auf diesem Gebiete der einzelne Wilde noch täglich macht, giebt es viele Dinge, deren fetischmässige Macht in Bezug auf bestimmte Objecte schon längst erkannt und von Allen anerkannt ist. Die Macht des Fetisches nun kann freundlich für mich und feindlich gegen mich wirken. Freundlich erstens kann der Fetisch für mich wirken, indem er mir entweder etwas Gutes verschafft oder etwas Böses von mir abwehrt. Die Cabindaneger tragen ihre kleinen Götzen (Manipancha) stets bei sich, unterreden sich in einem Zustande nervöser Aufregung mit ihnen, fragen sie um Rath über die Zukunft, erhalten von ihnen Nachrichten über die Heimath und die Familie und glauben fest an die Offenbarungen, die sie von den Fetischen erhalten zu haben meinen [1]). Die Knisteno-indianer führen ähnliche Figuren, sorgfältig eingewickelt, stets in ihrem sogenannten Medicinsacke mit sich. Bei feierlichen Anlässen werden sie herausgenommen und mit grosser Ehrfurcht behandelt [2]). Ueberhaupt wird nichts von Bedeutung, keine Jagd, kein Kriegszug, kein Fischfang unternommen, ohne die Fetische vorher darüber zu befragen, ob das, was man vorhabe, gelingen werde und auf welche

---

1) Bastian S. 81. Tams, die portug. Besitzungen in Südwestafrika, Hamb. 1845. S. 89.

2) Schoolkraft. Information u. s. w. V. 169.



Weise es am besten anzufangen sei. [1]) Wie bei dem Ordal, so erscheint auch hier der Fetisch als der das Verborgene, dort das Vergangene, hier das Zukünftige Wissende; schon hier nimmt das Orakelwesen seinen Anfang. Auf der Goldküste ist das berühmteste Orakel in Mankassim [2]). Nicht blos Nachricht und Auskunft, auch andere Güter verleihen die Fetische. So dienen sie „für gutes Glück"; um ihres Beistandes in dieser Hinsicht sicher zu sein, nimmt man sie mit auf den Fischfang, auf die Jagd, in den Krieg. Man hat ihrer für Flussfische und Seefische, für günstige Winde, für billige Einkäufe, für Gesundheit, für klare Augen, starke Beine u. s. w. u. s. w [3]). „Die gewöhnliche Form des besonders von Reisenden getragenen Fetisches ist ein rother, kugliger Tuchballen, in den von dem Fetischpriester eine starke Medicin, meistens ein Pflanzenextract (milongo) eingenäht ist. Oft sah ich meine Leute, wenn sie ermüdet waren, daran riechen. Ausserdem sind es Schnüre, in der vielfachsten Weise zusammengeknotet, Wurzeln, Kugeln und was ihnen sonst aufstossen mag, mit denen der Neger sich behängt. Der Buschmann, den ich in Shemba Shemba zum Führer annahm, hatte ein drei Fuss langes Götzenbild am Gürtel baumeln, und würde nie daran gedacht haben, es abzulegen. Im Gegentheil, je schwerere Lasten man einem Neger aufladet, desto mehr Fetische wird er noch seinerseits hinzufügen, um jene zu compensiren" [4]). Die Form der gewöhnlichen Fetische ist meist sehr einfach. Es genügen manchmal schon ein paar Baumblätter [5]). „Die är-

---

[1]) Vergl. Meiners, allg. krit. Gesch. d. R. Bd. I. S. 176.

[2]) Cruickshank achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküste (1834 ff.) p. 227.

[3]) Bastian, S. Salv. S. 80; Des Marchais II. 130 ff; 152 ff; Bosmann 179 ff; Proyart I. 167; Oldendorp I. 324; Georgi S. 384; Voy. au Nord VIII. 410—414; Charlevoix p. 346; 348; Lettr. Edif. Nouv. Ed. VI. 174 ff.

[4]) Bastian. Ebenda S. 80.

[5]) Halleur. S. 19. Vergl. Waitz. II. S. 186.

meren Neger des Innern sind oft schon zufrieden, wenn sie einen Bindfaden über die Waden gebunden haben. Manchmal ist dieser letztere ein Matebbe-Strick, der, wie in's Haar gesteckte Federn, unverwundbar macht. Bei den Kruu-Negern sieht man die Wadenschnüre fast constant, doch loser wie bei den Caraiben. Die katholischen Missionäre waren für einige Zeit sehr stolz darauf, diesen Zweig des Fetischdienstes gründlich dadurch ausgerottet zu haben, dass auf ihren Befehl die Stricke fortan nur von Palmblättern, die am Palmsonntage geweiht waren, gemacht werden durften" [1]). Bei den Kaffern macht der Inyanga (Fetischpriester) die Krieger unverwundbar durch ein schwarzes Kreuz, das er ihnen auf die Stirn, und schwarze Streifen, die er ihnen auf die Backen malt: die Krieger werden dadurch unsichtbar, die Feinde aber blind und von Furcht übermannt [2]). Der Glaube des Negers an den Fetisch, der ihn unverwundbar macht und den Arm des Feindes lähmt, steht oft so fest, dass er sich bereitwillig den gefährlichsten Lagen aussetzt, ruhig auf sich schiessen, sich Arm und Beine abhacken lässt [3]).

Ganz gleichgültig ist indess der Stoff, woraus der Fetisch besteht, nicht; vielmehr scheint mit dem grösseren Werthe desselben, sehr begreiflicherweise vom Standpunkt des Wilden aus, auch die Wirksamkeit des Fetisches eine grössere zu sein. Die sibirischen Wilden ziehen metallene Fetische allen übrigen vor, weil dieselben, wie sie glauben, wegen ihres höheren Alters mehr Erfahrung und Weisheit erworben haben, als andere von nicht so dauerhaften Stoffen. [4])

---

1) Bastian S. 79.

2) Döhne, Zulu-Kafir Dictionary. Cape Town 1857. S. 303.

3) Proyart S. 192. Bowdich S. 364 ff. Köler S. 127.

4) Voyages au Nord VIII. 414. Ils ont beaucoup de confiance en elles, surtout quand elles sont d'airain, cela leur donnant, à ce qu'ils imaginent, une sorte d'immortalité, parcequ'elles ont resisté à la corruption du temps immémorial, et qu'elles ont acquis pendant tant d'années beaucoup de lumières et d'expérience.

Es ist nur die andere Seite seiner freundlichen Wirksamkeit, dass der Fetisch auch Uebel abwehrt. Da giebt es denn Fetische gegen den Donner, gegen in die Füsse getretene Dornen, gegen wilde Thiere, um nicht zu fallen u. s. w.[1]). Indem der Fetisch gegen Krankheiten angewendet wird, gewinnt er die Bedeutung der Medicin, so dass der Fetischpriester nothwendig auch zugleich Medicinmann oder Arzt ist.[2]) „Wenn (auf Fernando Po) ansteckende Kinderkrankheiten ausbrechen, wird eine Schlangenhaut auf einen Pfahl in der Mitte des Marktplatzes aufgesteckt, und die Mütter bringen ihre Säuglinge, um dieselbe zu berühren. In dem Dorfe Issapoo war die Erneuerung der auf dem Reossa (Marktplatz) aufgesteckten Schlangenhaut zu einer jährlichen Feierlichkeit geworden; es wurde die Haut von allen in demselben Jahre geborenen Kindern im Voraus berührt“[3]). Da der Wilde den natürlichen Grund einer Krankheit nicht kennt, so setzt er sie unmittelbar auf Rechnung der Wirkung eines feindlichen Fetisches, sowie denn auch jeder Todesfall einer Verzauberung zugeschrieben wird[4]), und da hilft denn nichts Anderes als ein Gegenzauber, den der Fetischpriester oder der Zauberer durch die grössere Kraft seiner Fetische ausübt. Zwar kommen, zumal bei den Mandigons, rationelle Heilmittel, Kräuter, Tränke, Pflanzenaufgüsse vor, doch werden dieselben gewöhnlich nur bei äusseren Verletzungen angewendet[5]). Da ein wenig abgeschnittenes Haar oder abgelassenes Blut schon zur Bezauberung des ganzen Menschen, von dem jene Theile stammen, genügt, so stellt man bei den Kaffern, um nicht in den Verdacht der Zauberei zu fallen, derartige Sachen, — das Un-

[1]) Bastian S. 80.
[2]) Ebenda S. 81. S. 138.
[3]) Ebenda S. 318. 319.
[4]) Ebenda S. 91. Halleur S. 32. Waitz II. 188. 503.
[5]) Park, Voy. dans l'Intérieur de l'Afr. Paris an VIII. II. 27. ff. Cord.-Laing, Voy. dans le Timanni, le Kouranko et le Soulimana (1822). Paris 1826. S. 350.

geziefer nicht ausgenommen — dem Eigenthümer sorgfältig wieder zu, damit er sie heimlich begrabe oder vernichte[1]). „Bei Krankheiten ruft man einen der weiblichen oder männlichen Zauberer, deren es für jeden speciellen Fall einen besondern giebt, zu Hülfe. Derselbe versucht gegen den bösen Wind zu blasen, den ein Feind aus der Ferne sendet, begnügt sich aber, wenn er darin fehlt und auch die Anwendung der Musik keine Wirkung äussert, den Patienten dem bösen Dämon zu überlassen“ [2]). „Wenn ein Neger krank wird,“ so, beschreibt Halleur den Fall noch näher, „begeben sich seine Anverwandten zum Fetischpriester. Nach dargebrachtem Rum und Kauris (denn ohne dies ist der heilige Mann ganz unzugänglich) befragt derselbe seinen Fetisch, wer den Kranken bezaubert habe, denn Krankheit denken sie sich nur durch Zauber entstanden. Der Fetischpriester macht nun aus Lehm ein Bild des ihm vom Fetisch genannten Zauberers und trägt dasselbe in den Wald.“ (Ebenso verfahren die Zauberärzte bei den Indianern; das Bild des feindlich Zaubernden wird von ihnen erstochen oder erschossen, wodurch der Feind selbst vom Zauber getroffen wird; und es kommt gar nicht selten vor, dass der auf diese Weise Bezauberte sich dann selbst wirklich für bezaubert hält, darüber in tiefe Melancholie versinkt und bald darauf stirbt [3]).) „Ist aber der Zauber so hartnäckig, dass er dadurch nicht weichen will, so muss die Rumspende und die Entzauberung wiederholt, der Kranke auch wohl durch vom Fetisch angegebene, vom Priester bereitete Arzneien bearbeitet werden. Diese Experimente werden so lange wiederholt, bis der Kranke entweder gesund wird

---

[1]) Steedman, Wandering and adventures in the Inter. of S. Afr. Lond. 1835. I. 266.

[2]) Bastian S. 87.

[3]) De la Potherie, Hist. de l'Amér. septentr. Paris 1722. II. 39. Keating, Narr. of an exped. to the source of S. Peter's river, Lond. 1825 II. 159.

oder, natürlich blos in Folge des zu starken Zaubers, stirbt. Die Leiche wird durch's ganze Dorf getragen, ehe sie im eigenen Hause begraben wird. Oft ereignet es sich, dass die Träger, wenn sie an einem unbeliebten Hause vorbeigehen oder einer missliebigen Person begegnen, plötzlich unter dem Vorgeben stehen bleiben, dass sich der Todte sträube, weiter zu gehen. Der Fetischpriester befragt den Todten nach der Ursache seines Sträubens und erhält zur Antwort, dass er in diesem Hause oder in der begegnenden Person denjenigen erkenne, welcher ihn todt gezaubert habe. Derselbe wird sogleich festgenommen, um nach vollendetem Begräbniss seine Unschuld zu beweisen. Dies geschieht vermittelst des Trinkens von Fetischwasser (in der oben schon beschriebenen Weise des Ordals.) Die Strafe besteht, wenn der vermeinte Mörder nicht siegreich aus dem Ordal hervorgeht, im Tode, falls er sich nicht durch eine bedeutende Summe loskaufen kann"[1]. „Bei den durch den Trunk Getödteten suchen die Priester nachher im Körper den Sitz des Zaubers und zeigen dem Volke, durch das Herausreissen unkenntlich gewordene, Stücke der Eingeweide als corpora delicti vor, wie die Medicinmänner Holzsplitter oder Steine herausprakticiren"[2].

Erkrankt bei den Bambarràs ein Kourbari, einer aus der höchsten Kaste, so ist der vermeintliche Grund davon der, dass Jemand eine der Frauen des Kranken, absichtlich oder unabsichtlich, berührt habe. Den Uebelthäter, der ermittelt werden muss, und durch das hohe Orakel des Bouri auch ermittelt wird, trifft die Verbannung oder der Tod[3]. Es kommt indessen auch vor, dass der Priester den Grund der Krankheit in der eigenen Schuld des Patienten findet,

---

[1]) Halleur S. 32 ff. Vignon in N. Ann. des voyages 1856. IV. 299. Waitz II. 189.

[2]) Bastian S. 85.

[3]) Raffenel, Voy. dans l'Afr. occidentale (1843—4), Paris 1846. I. 318.

weil derselbe einen Meineid geschworen oder die nöthigen Opfer unterlassen hat [1]).

Der Fetisch hat die Macht, von körperlichen Uebeln zu befreien; ein Fetischtrank vermag im Innern des Menschen sogar dessen Schuld oder Unschuld zu erkennen: so ist es denn nicht zu verwundern, dass der Fetisch auch die Kraft hat, moralische Uebel zu vertreiben. Bei dem Feste der ersten Früchte nahmen bei den Creekindianern die Männer nach mehrtägigem Fasten die „Kriegsmedicin" ein, die in heftigen Brech- und Purgirmitteln bestand [2]), während die Weiber sich wuschen und badeten. Alle Uebelthaten, Mord ausgenommen, wurden als in Folge davon getilgt betrachtet [3]). „Dass die Vorstellung einer Reinigung von Sünde diesen Ceremonien zu Grunde lag, insbesondere beim Baden und beim Trinken des sogenannten „schwarzen Getränkes", eines Aufgusses der getrockneten Cassineblätter, wird bestimmt versichert. Letzteres wurde mit eigenthümlichen Formalitäten genossen und hatte ausserdem den Zweck, „Tapferkeit zu verleihen und die Freundschaft fest zu binden". Auch die Cherokee nahmen einen ähnlichen Trank ein, um, wie sie sagten, „ihre Sünden wegzuwaschen" [4]). So nahe es liegt, hierbei an Reminiscenzen christlicher Lehren zu denken, so scheint es doch bei näherer Betrachtung wenig annehmbar, dass in die Feier eines so wichtigen echt einheimischen Festes christliche Elemente eingedrungen sein sollten, nach denen wir sonst bei diesen Völkern vergebens suchen" [5]).

Den Grund nicht blos von Krankheit und Tod, son-

---

[1]) Bosmann II. 184.

[2]) Schoolcraft, Information. resp. the history, condition and prospects of the Indian tribes. Philad. 1851. V. 685.

[3]) Adair, Hist. of the Amer. Indians. Lond. 1775. S. 105. 120, Schoolcraft. V. 266. f.

[4]) Timberlake, the memoirs of —. Lond. 1765. p. 78.

[5]) Waitz, Anthr. III. 209. Aehnliches bei den Kaffern. II. 414.

dern auch jeder andern ihm unerklärlichen Erscheinung, wie Sturm und Wetter, setzt der Wilde von vornherein in die Wirkung eines Fetisches. So hat er für jedes Phänomen augenblicklich eine Erklärung bereit, die ihm völlig genügt; über die sein Denken nicht hinausgeht. Wie verderblich der Umstand, für jegliches augenblicklich einen solchen unbezweifelten „letzten Grund" in Bereitschaft zu haben, der Entwicklung des Denkens, d. h. der Menschheit entgegenwirken muss, leuchtet ein. Denn der Wilde weiss ja schon, woher die Erscheinung stammt, wodurch sie bewirkt ist; es fällt ihm also gar nicht mehr ein, ihre natürlichen Bedingungen und Ursachen zu erforschen und sich dieselben klar zu machen; so erkennt er nicht die natürlichen Zusammenhänge der Dinge und Erscheinungen, so lernt er nicht einsehen, wie die vermeintliche Ursache nicht die wahre ist; so wird sein Denken, da es ja nicht die kleinste Anstrengung zum Forschen macht, nicht gefördert; so bleibt er fortwährend der Tyrannei seines Wahnes preisgegeben. Es sind dies übrigens die bösen Folgen, welche für die Entwicklung des Menschen ein jeder von vornherein festgesetzte letzte Grund hat. Denn es ist in dieser Hinsicht einerlei, ob der Wilde sagt: ein Fetisch hat's gethan — oder ob der Moslemin sagt: Allah hat's gethan. Ein Wort, eine unklare Vorstellung, die gesetzt wird, erklärt ihm Alles und lässt eben deshalb Alles unerklärt.

Nicht blos Krankheiten, auch böse Geister wehrt der Fetisch ab. Beim Fortgehen von ihren Feldern lassen die Frauen in Shemba Shemba dieselben mit Thonscherben bedeckt, da sonst die bösen Geister sie gern zertreten würden [1]. Die Neger von Whida stellen fünf bis sechs Zoll hohe Fetischbilder an die beiden Enden ihrer Felder, an den Eingang ihrer Häuser, in ihre Gemächer, Höfe und Stallungen, in der festen Ueberzeugung, dass böse Geister

---

[1]) Bastian S. 62.

und Menschen ihnen schaden würden, wenn die Fetische sie nicht in Schutz nähmen [1]). Dasselbe thun die Polynesier auf Neuseeland, Hawaii, Nukahiva und anderen Inseln [2]). Auch Gräber schützt man durch Scherben und kleine Figuren [3]).. Um die Negerdörfer zieht sich, ungefähr hundert Schritte von den Hütten entfernt, eine kleine und einfache Umzäunung, welche dazu dient, die bösen Geister vom Dorfe abzuhalten [4]). Eine Linie von Bastfäden schützte ein Boobie-Dorf auf Fernando Po, wo man auch durchbohrte Muschelschalen als schützende Fetische verwendet, damit sich der Teufel, wenn er Lust bekommen sollte die Dorfbewohner heimzusuchen, an ihren scharfen Ecken den Fuss zertrete [5]). Wenn selbst Geister sich vor den Fetischen scheuen, wie sollten nicht Diebe sich davor fürchten! „Ueber der Thür der Negerhütte hängen Wurzeln und Zeugfetzen, als beschützende Fetische, sowie häufig auch zerbrochene Eierschalen. Andere haben einen Holzblock, dem ein Gesicht ausgeschnitzt ist, als den Gott der Schwelle innerhalb der Thür stehen oder auf ihren Feldern, aber die Meisten begnügen sich einfach mit einem etwas glatt geschnittenen Stabe, auf den sie als besonders wirksam ein Schneckenhaus zu legen lieben.“ „In einem der Dörfer (in der Nähe von S. Salvador) standen hölzerne Fetische mit hohen Federbüschen als Wache vor den Häusern, vor dem Eingang eines Dorfes als Fetisch ein leerer Topf auf

[1]) Des Marchais II. p. 153. Ce sont pour l'ordinaire des petits marmousets de terre rouge ou noire de cinq ou six pouces de hauteur; ils les mettent à la tête et à la queue de leurs champs, aux portes des leurs maisons, dans leurs chambres, dans leurs cours, dans leurs parcs à cochons, dans leurs pouliers; ... ce sont pour eux des gardiens, des sauvegardes, à qui ils se croyent redevables du bien, qu'ils ont, et d'être à couvert des malheurs, qu'ils craignent. Vergl. auch Römer, Guinea S. 38.

[2]) Gerland in Waitz Anthr. V. 2. 225.

[3]) Bastian, S. Salv. S. 107. 124.

[4]) Halleur S. 23.

[5]) Bastian S. 316. 348.

einem gabelförmigen Stocke.“ Denn „Schlösser fehlen den zusammengebundenen Thüren und bedarf es ihrer auch nicht, da selten ein Dieb Muth genug besitzt, einen vor die Schwelle gelegten Fetisch zu überschreiten“ [1]). — „Der Neger vermeidet, dieselben zu berühren, damit ihn nicht die darüber ausgesprochene Beschwörung treffe“ [2]). Wie gefährlich es aber ist, manche Fetische nur zu berühren, geht aus folgendem hervor. Der Hauptmann Rytschkow betrat in einem wotjäkischen Dorfe eine Hütte. Auf einem an der Wand befestigten Brette sah er etwas liegen, das er für trockenes Gras hielt. Kaum war er näher gegangen, es zu betrachten, und hatte es in die Hand genommen, als der Eigenthümer der Hütte und seine Frau mit lautem Angstgeschrei herbeiliefen und ihn flehentlich baten, ihren Modor oder Hausgott nicht zu berühren. Jammernd setzten sie ihm auseinander, dass jede Betastung des Modor selbst von Seiten eines Familiengliedes, geschweige eines Fremden, das grösste Unglück über die Familie bringen würde. Der Modor bestand aus einigen Kieferzweigen, die allein ein alter Wotjäke das Recht hatte ohne Schaden zu berühren und an die verschiedenen Familien zu vertheilen [3]). Die beschützende Macht der Fetische geht noch weiter; sie sind sogar diejenigen, denen man zuruft: videant, ne respublica detrimentum capiat. Sie sind die Protectoren des Landes [4]) und seiner Gesetze. „Um ein Gesetz in Kraft treten zu lassen, wird es unter den speciellen Schutz eines Fetisches gestellt, der dann die Verpflichtung hat, nicht nur den Uebertreter desselben zu bestrafen, sondern selbst Jeden, der, darum wissend, keine Anzeige machen

[1]) Vergl. Waitz II. 422. 502.

[2]) Ebenda S. 79; S. 186; S. 316; S. 78; 348. Von den Negern in Loango berichtet dasselbe Proyart I. 168. 169.

[3]) Rytschkow, Tagebuch über seine Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches in den Jahren 1769—71. S. 166. 167.

[4]) Des Marchais I, 297. Vergl. oben S. 95. Anm. 2.

sollte.“ Ferner „um einen Schwur abzunehmen, lässt der Priester die Parteien das Bitterwasser trinken, das, mit dem Fluche des Fetisches beladen, den Meineidigen tödten wird, oder leitet eine andere mystische Verknüpfung ein“ [1]). Die Orang-Benua auf Malacca haben eine ähnliche Art der Eidesleistung, die bei den malaiischen Völkern sich häufig findet und besonders bei der Schliessung von Bündnissen angewendet wird: sie trinken eine mit Blut gemischte Flüssigkeit, in die man einen Dolch oder einige Pfeilspitzen getaucht hat, welche dem Treulosen den Tod bringen sollen [2]). Die Buräten verehren hauptsächlich einen hohen Felsenberg am Ufer des Baikalsees. Diejenigen, welche einen Eid abzulegen haben, müssen diesen Berg besteigen und auf seinem Gipfel schwören. Das Volk hat den festen Glauben, dass Keiner, der den heiligen Berg durch einen Meineid entweihe, wieder herunterkomme, vielmehr von dem Berge getödtet werde [3]).

Auch bei den Afrikanern werden, wie bei den Malaien, Bündnisse geweiht, und befestigt dadurch, dass man sie dem Schutze eines Fetisches anheimstellt. „Am Ende des Mahles nähert sich jeder Macota knieend dem Jaga, der ihm mit eigenen Händen einen Bissen reservirter Stücke Menschenfleisches in den Mund steckt, damit der gemeinsame Genuss alle durch einen unauflöslichen Fetisch verbinde. In Grossbassam mischt man, nachdem die Fetizeros aus den Eingeweiden geweissagt haben, das Herz und die Leber des bei Gründung eines neuen Dorfes Geopferten mit dem Fleisch einer Henne, Ziege und eines Fisches in einer Bratpfanne, und jedes Mitglied der Ge-

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 293. S. 90. Waitz II. 157. Meiners Bd. I. 176.

[2]) Newbold, Account of the British settlements in the Straits of Malacca. Lond. 1839. II. 395.

[3]) Isbrand, Voy. au Nord. Bd. VIII. 64. Pallas, Mongol. Völker, I. 218.

meinde muss von diesem Gerichte essen, um nicht binnen Jahresfrist zu sterben"[1]).

Der Fetisch ist es, der durch seine Macht, den Treulosen zu strafen, die Sicherheit der Eide und Bündnisse garantirt. Aus Furcht vor ihm bewahrt also der Wilde seine Treue. Brauchte er ihn nicht zu fürchten, so wäre er aller Verpflichtungen überhoben. Um sich also seinen Verpflichtungen zu entziehen, müsste man den Fetisch unschädlich machen, seinen Bann womöglich vernichten, oder falls man dazu nicht im Stande wäre, die Verpflichtung brechen und den beleidigten Fetisch dann durch Geschenke und Opfer versöhnen. Und so geschieht es denn. Der Zauber eines mächtigen Fetisches kann durch den Zauber eines noch mächtigeren aufgehoben, der beleidigte Fetisch[2]) durch Geschenke versöhnt werden. Der Priester übernimmt es, dem Fetisch die dargebrachten Gaben zu übermitteln oder auch, ihn unschädlich zu machen. Der Ganga Nzi entband nach Cavazzi eines geschworenen Eides, indem er ihn mit Palmfrüchten von der Zunge gleichsam abrieb, und unschädlich kann ein Fetisch oft schon dadurch gemacht werden, dass man ihn einsperrt[3]).

Gross ist die Macht der Fetische, gross die Furcht vor ihnen. Da nun, so gut wie mein Fetisch Anderen schadet, der Fetisch Anderer auch mir schaden kann, so muss ich in steter Angst und immer auf der Hut sein, weil ich ja nicht weiss, ob nicht ein Anderer einen mir feindlichen Fetisch besitzt und denselben gegen mich anwendet. „Der Wilde wird einen Fremden immer mit ängstlichen Augen betrachten, da derselbe einen ihm gefährlichen Fetisch besitzen mag. Er wird ihn fliehen, oder, wenn er sich stark

---

1) Bastian, S. Salv. S. 154.

2) Bosmann II. 54. Monrad, Gemälde von der Küste von Guinea (1805—9). Weimar 1824. 37. not.

3) Waitz. Anthr. II. 185.

genug glaubt, ihn lieber vernichten“[1]). Charakteristisch ist in dieser Hinsicht der folgende Vorfall. Einer der Diener Bastian's war überfallen und beraubt. „Ich schickte zum Aeltesten des nächsten Dorfes (Kabinde) und liess ihn, da er sich zu kommen weigerte, mit Gewalt holen. Da der Anfall auf seinem Gebiet geschehen war, machte ich ihn verantwortlich, entweder die Diebe zu finden oder selbst den Schaden zu tragen. Er betheuerte nichts von der Sache zu wissen und durchaus unfähig zur Erfüllung dieser Bedingungen zu sein. Da ich mich nicht aufhalten konnte, nahm ich meine Notiztafel hervor, um den Namen des Ortes zu notiren. Als ich den Bleistift ansetzte, gerieth er in heftig convulsivisches Zittern und bat mich fussfällig, ihn nicht durch das Fetischbuch zu zerstören, da er zu Allem, was ich verlangen möchte, bereit sei“[2]). Im Besitz und durch den Schrecken ihrer Zauberfetische haben manche Stämme daher sich eine gewisse Unverletzlichkeit zu vindiciren gewusst[3]). „Der Schrecken der von Tumba Demba II. (der Tochter Donghi's) erfundenen Salbe Magya Sambo, die, aus einem zerstossenen Kinde bereitet, die Krieger unverwundbar machte, lähmte den Widerstand der Feinde durch dasselbe Entsetzen, das unter den Colhuas der mit der Haut ihrer Prinzessin bekleidete Vortänzer der Azteken hervorrief“[4]). Wer daher im Besitz eines solchen „grossen Fetisches“ ist, der über das Leben und das Schicksal Anderer gebietend waltet, achtet ihn höher als alle übrige Habe. Eine Frau schätzte einen derartigen Fetisch, der ihr gehörte, mehr als ihre Kinder und wollte ihn nicht für fünf Sclaven weggeben, die ihr dafür geboten wurden[5]).

---

[1]) Bastian S. 104.

[2]) Ebenda S. 225.

[3]) Ebenda S. 129.

[4]) Ebenda S. 234.

[5]) Cruickshank, achtzehnjähr. Aufenthalt auf der Goldküste (1834 ff). S. 241 ff.

Der schädliche Fetisch kann überall verborgen sein, er kann vom Feinde überall angebracht werden, man ist nie und nirgends sicher. Wenn die Neger sich an Jemandem rächen wollen, so lassen sie Fleisch oder andere Nahrungsmittel von einem Fetizero beschwören und legen das Zauberwerk an eine Stelle hin, auf welche sie glauben, dass ihr Widersacher treten und sich dadurch unvermeidlich den Tod zuziehen werde [1]). Bei jeder Gelegenheit spricht deshalb der Neger aus Furcht vor dem Zauber einen Gegenzauber. „Ehe eine Schale herumgereicht wird, muss sie der Wirth vorgekostet haben, „„um den Fetisch herauszuziehen,““ ein in Afrika allgemein verbreiteter Gebrauch“ [2]). Man sichert sich dagegen auch durch andere Fetische. „Um gegen das Fetischwasser geschützt zu sein, suchen Reichere sich Becher, aus Rhinozeroshorn verfertigt, zu verschaffen, die hier wie in Indien als untrügliche Reagentien auf Gift gelten. In Bimbia pflegen die Bewohner, um sich gegen das Giftwasser zu schützen, heimlich sich in abgelegene Thäler des Innern zu begeben und dort einen Baumzweig zu begraben, mit welchem sie mystisch die Dauer ihres Lebens verknüpfen und dasselbe auf diese Weise ausser dem Bereich der Fetischmänner gestellt zu haben hoffen“ [3]). Selbst die Fetische sind nicht sicher vor einander, und ganz consequent behängt man deshalb sogar, um sie zu schützen, Fetische mit anderen Fetischen“ [4]).

III.

Die Religiosität des Fetischverehrers.

Da der Fetisch ein so mächtiges Wesen ist, das mannichfache Güter verleiht und vielfältige Uebel abwehrt, so

[1]) Bosmann, Guinea S. 179.
[2]) Bastian S. 134.
[3]) Ebenda S. 85. S. 306.
[4]) Oldendorp. I. 324 ff.

kann der Wilde auch sich selbst, seine eigene Person nicht früh genug unter den Schutz eines erlesenen Fetisches stellen. Schon das Leben des neugeborenen Kindes wird daher mit einem Fetische verknüpft, der für sein ganzes Leben ihm schützend zur Seite stehen soll. Aber der Fetisch gewährt seinen Schutz nicht, wenn nicht auch der Mensch ihm eine Gegenleistung dafür zahlt. Der Fetisch fordert Unterwerfung unter seine Macht, Gehorsam, der sich darin ausdrückt, dass dem Wilden ein Gelübde [1]) aufgelegt, ein Gebot vorgeschrieben wird, welches er zu halten hat. So lange er es hält und dadurch den Gehorsam gegen den Fetisch bewährt, so lange schützt ihn dieser vor Gefahr und Unglück, während der Verletzung des Gelübdes der Zorn und die Strafe des Fetisches auf dem Fusse folgt. „In manchen Gegenden Afrikas wird jedes Kind unmittelbar nach der Geburt auf dem Unterleibe tättowirt, um es dadurch einem bestimmten Fetische zu weihen“ [2]). „Das Kind wird schon in den ersten Tagen nach der Geburt zu dem Ganga (einem Fetischpriester) gebracht, der ihm ein oder mehrere Gelübde auflegt, und die Mutter wacht sorgfältig darüber, es von klein an zu ihrer Beobachtung anzuhalten und darin zu unterrichten, damit es in späteren Jahren weniger leicht Fehltritten ausgesetzt sei. Anderswo wird dagegen die mystische Verknüpfung mit dem Mokisso bis zu dem eindrucksfähigsten Momente des Jugendalters, dem Uebergang zur Pubertät, verschoben, wenn in der träumerischen Zeit der Ideale in Afrika die Knabencolonien in den Wald ziehen oder der Indianer seinen einsamen Baum besteigt. Auch geben bedeutungsvolle Lebensereignisse Veranlassung, den Fetisch zu erkennen“ [3]).

---

[1]) Von den Amerikanern Charlevoix p. 349; von den Negern Moore, Travels into the Inland Paris of Afrika p. 91. Von den Sibiriern Georgi's Reise 599, 600.

[2]) Bastian S. 77.

[3]) Ebenda S. 254.

Bei den Indianern ist für den Uebergang des Knaben zum Manne sein „Lebenstraum“ von Wichtigkeit, durch den er einen individuellen Schutzgeist erwirbt, welchen er von da an als seine „Medicin“ (so haben es die Franzosen genannt), gewöhnlich in Gestalt eines Thierbalges immer mit sich führt. „Zu diesem Zweck zieht sich der 14—15jährige Knabe in die Einsamkeit zurück und fastet, um besser träumen zu können. Der Traum offenbart ihm seine künftige Bestimmung und sein Lebensschicksal, die höheren Weisungen, die er durch ihn erhält, begleiten ihn durch sein ganzes Leben hindurch [1]). Manche sonderbare Namen erklären sich aus diesen Traumbildern: „Loch im Himmel“ war der Name eines Mannes, dem sein Schutzgeist durch ein Loch im Himmel erschienen war [2]). Es handelt sich nämlich vor Allem darum, dass dieser sich sehen lasse: es muss das Fasten und Träumen so lange fortgesetzt werden, bis ein Thier erscheint. Nach dem Erwachen wird diesem Thiere sogleich nachgespürt, und der Balg oder sonst ein Theil des erlegten, welchen der Traum besonders bezeichnete, sorgfältig aufbewahrt und stets getragen, denn der Verlust desselben würde die tiefste Verachtung „des Mannes ohne Medicin“ von Seiten Anderer und beständiges Unglück im späteren Leben zur Folge haben“ [3]). Auch ganze Familien und Stämme haben in Amerika einen solchen Schutzfetisch in Gestalt eines Thieres, eines Bären, Büffel, Falken, einer Fischotter u. s. w., der bei den Algonkin das Totem hiess [4]). Das Thier des Totem war heilig und durfte nie gejagt werden. Sein Name galt als der Name

[1]) Beispiele solcher Träume bei Kohl, Kitschi-Gami oder Erzählungen vom Oberen See. Bremen 1859.

[2]) Schoolcraft II. 160.

[3]) Catlin, Letters and notes on the N. Am. Indians. 4th ed. Lond. 1844. Waitz, Anthr. III. 118. Charlevoix S. 346. History of the Boucaneers of America. Lond. 1741. I. 116. Lettr. édif. VI. 174.

[4]) Waitz. Anthr. III. 119.

des Stammes; wenn ein einzelner nach seinem Namen gefragt wurde, nannte er häufig mit einem gewissen Familienstolz nur sein Totem. Zwischen Leuten desselben Totem durfte keine Ehe geschlossen werden, wie auch die Neger in Aquapim zwei Familien, deren Fetische denselben Namen tragen, als Verwandte betrachten, die nicht in einander heirathen dürfen [1]).

Die aufgelegten Gelübde sind natürlich der äusserlichsten und einfachsten Art. Als Beispiele der verschiedenen Gelübde, wie sie in Loango vorkommen, führt Dapper ausser einigen minutiösen Kleiderordnungen an [2]): „dass man solches Fleisch, solche Vögel oder solche Fische, auch solche Kräuter oder solche Früchte und dergleichen Dinge nicht essen, oder wenn man davon isst, dass man es allein ohne Jemandes Hülfe aufessen und die Knochen danach in die Erde vergraben solle. Andere dürfen über kein Wasser gehen, ob es schon klein und nur aus dem Regen oder sonst entstanden. Wieder andere dürfen über keine Flüsse mit Schuhen fahren, aber wohl darüber gehen oder durchreiten. Etliche dürfen ihr Haupthaar nicht abscheeren lassen, andere mögen es wohl zusammt dem Barte abscheeren, wieder andere nur den Bart, aber das Haupthaar nicht. Etliche dürfen auch die Früchte nicht aufessen, andere müssen sie ganz aufessen und dürfen Niemand etwas davon geben, obschon die Frucht noch so gross wäre“ [3]). Die Jagas (ein besonders kampfliebendes, wildes Negervolk) legten sich nach Cavazzi [4]) harte Entbehrungen ähnlich denen der nordamerikanischen Jägerstämme bei

---

1) Bas. Miss. Magazin 1852. IV. 327.

2) Vergl. Dupuy, Journal of a. resid. in Ashantee. Lond. 1824. p. 239. Bosmann II. 66. Proyart. 195. Bowdich 362. 524. Tuckey Narr. of an exped. to explore the R. Zaire in 1816. Lond. 1818. p. 124. 223.

3) Bastian S. 253.

4) Ebenda S. 205 ff. Cavazzi, Relation historique de l'Ethiopie occidentale, traduite de l'Italien par le P. Labat. Paris 1732.

ihren Kriegszügen auf, um sich erst durch harte Busse zu würdigen Streitern der heiligen Quixilles zu machen, und sie glaubten erst dann muthig in die Schlacht eilen zu können, nachdem der erste Gefangene als Sühnopfer der von den Soldaten des Heeres begangenen Verbrechen gefallen war. Die Reinhaltung der Quilombos (Paläste) wurde so streng gehalten, dass, als einst ein getauftes Kind durch die Mutter innerhalb seiner Einzäunung gebracht war, der Jaga die Niederreissung aller Gebäude, ihre Verbrennung und Nivellirung mit dem Boden befahl, da nach einer solchen Entweihung ein neuer Palast gebaut werden musste. Das Fleisch des Schweines, Elephanten und der Schlange war den Jagas verboten, und sie würden es ebensowenig berührt haben, als der Australier das Thier seines Kobong. Ungünstige Jahreszeiten wurden dem Zorne der Götter über die Sünden des Volkes, d. h. dem Bruch der Quixilles zugeschrieben. So hatte auch diese Menschenklasse, die das Gehirn aus den Köpfen ihrer noch lebenden Feinde saugte, die durch öffentlichen Beischlaf, durch Menschenfresserei und Kindermord gegen alle Gesetze der Moral wüthete, ein Ideal, das sie Tugend nannten [1]). Wenn auf der Goldküste sich eine Familie trennt, so dass sie in Zukunft ihren Familienfetisch nicht mehr gemeinsam verehren kann, so zerstört der Priester denselben und bereitet aus ihm einen Trank für die Familienglieder, welche auf diese Weise den Götzen zu sich nehmen. Der Priester legt ihnen dabei zugleich gewisse Speiseverbote auf, deren Befolgung ihnen in Zukunft religiöse Pflicht ist [2]).

So hat denn jeder Wilde seinen besondern Schutzfetisch und seine besonderen Gelübde; so ist jeder im Grunde ein Andersgläubiger, dessen Lebenswandel für gewisse Fälle durchaus nicht mit dem seines Nächsten zu-

---

[1]) Bastian S. 205 ff. Cavazzi, Relation historique de l'Ethiopie occidentale, traduite de l'Italien par le P. Labat. Paris 1732.

[2]) Cruikshanck. 220.

sammengehen kann; für den das Thun und die Person seines Nebenmenschen in gewissen Hinsichten etwas Ketzerisches, ihn selbst Verunheiligendes haben muss. „Die Vielfältigkeit der Mokissos machte es nöthig, dass in der grossen Herberge auf dem Markte in Loango jeder seinen eigenen Becher zum Palmweintrinken mitbringen musste, um nicht unabsichtlich aus dem eines Andersgläubigen zu trinken“ [1]).

„Auf welche Weise immer der Mokisso ausgewählt sein mag, mit ihm ist seinem Verehrer sein Lebensziel gegeben, er findet in ihm seine Befriedigung, die Erfüllung jener bangen Fragen, die wie überall die Menschenbrust so auch die des Negers durchwehen, nur dass sie in der letzteren sich mit einer einfacheren Antwort zufrieden stellen lassen. Das Gelübde, das er über sich genommen hat, bildet für ihn den ganzen Umfang seiner Religion. So lange er in angenehmen Verhältnissen lebt, fühlt er sich glücklich und zufrieden unter dem Schutze seines Mokisso, er fühlt sich stark unter seinem Beifall, er schreibt seine sonnigen Tage dem Wohlgefallen desselben zu, weil er genau in der Weise handelt und denkt, wie es sein Wunsch und Wille erheischt. Hat er aber absichtlich oder unfreiwillig das Gelübde gebrochen, seine Vorschriften übertreten, so ist er in einen unheilbaren Zwiespalt mit seiner Bestimmung getreten; natürlich brechen Unglücksfälle auf ihn herein, bald häuft sich der schwere Druck der Leiden, und was bleibt übrig, als zu sterben und zu vergessen, denn ihm strahlt nirgends ein höheres Licht der Hoffnung, nirgends eine Bahn des Heils und der Errettung. Der Unglückliche in Afrika braucht nicht den Tod zu suchen; die Feinde, die ihn rings in der Gestalt seiner Nebenmenschen umgeben, haben bald den Schwachen unter ihren Füssen zertreten, und mit dem letzten Athemzuge des Fetischanbeters ist ein

---

1) Bastian S. 258.

Weltsystem (freilich ein Weltsystem im kleinsten Duodezformat) untergegangen. Der Mensch stirbt und mit ihm stirbt der Gott, den er sich selbst gemacht hatte, sie sinken beide zurück in die Nacht des Nichts. Auch hier waltet das unerbittliche Schicksal. Der Verehrer hat sich seinen Mokisso geschaffen, aber der Mokisso war gezwungen, die Uebertretung seiner Gebote zu rächen, er vernichtet seinen Anbeter und mit ihm vernichtet er sich selbst"[1]).

Setzen wir aber den andern Fall, dass der Wilde wirklich seine Gelübde halte. Was wird davon die Folge sein? „Halten wir das Bild des im Einklange mit seinem Mokisso im Sonnenschein des Glücks sich blähenden Negers fest, so werden wir leicht die weiteren Complicationen seines Dienstes verstehen. Sein guter Genius macht ihn übermüthig, unter seinem Schutze hat er sich über seine Nachbarn emporgeschwungen; wird er nicht noch glänzendere Resultate erlangen, wenn er durch seine Tugenden sich noch mehrere dieser mächtigen Wesen unterthänig macht? So nimmt er neue Gelübde auf sich, er macht Contracte mit noch anderen Mokissos, auf sie bauend wird er um so kühner und fortem fortuna adjuvat. Sein Spiel wird freilich wegen der schwierigen Beobachtung so vieler Gelübde auch um so gefährlicher"[2]); leicht wird es nun der Fall sein, dass er nicht mehr alle erfüllen kann. Dadurch aber beleidigt und erzürnt er die vernachlässigten Fetische, und nun tritt bei ihm derselbe unheilvolle Ausgang ein, den wir oben vorgeführt haben.

Je mehr Fetische der Wilde erwählt und je mehr Gelübde er zu erfüllen hat, um so mehr Zeit und Eifer muss er auf sie zu verwenden im Stande sein, oder, was dasselbe bedeutet, um so unabhängiger muss seine Stellung unter seinen Stammesgenossen sein. Nur der Freie, Vornehme

---

1) Bastian S. 254. 55.
2) Ebenda S. 256.

und Reiche kann viele Fetische wählen und viele Gelübde sich auferlegen. Der Sclave hat seinen Eifer seinem Herrn zuzuwenden, der Arme gebraucht seine Zeit, sein Leben zu fristen; beiden bleibt wenig Musse für die Fetische. Je höher daher der Rang eines Negers ist, um so mehr Fetische hat er, um so mehr Gelübde muss er beobachten, um so schwieriger wird seine Stellung. Römer fand einen vornehmen Neger im Besitz von ungefähr zwanzigtausend Fetischen, von denen viele freilich nur aufbewahrt wurden, weil sie von den Vorfahren stammten [1]). „Die Prinzen (von Loango) haben deshalb während vieler Jahre die Schule eines verwickelten Mokissodienstes durchzumachen, mit jeder Stufe neue Gelübde zu übernehmen, bis sie würdig befunden werden, in die Reihe der Wahlfürsten einzutreten, aus denen sie erst selbst auf den Thron gelangen können. Bei den in dem späteren Lebensalter hinzugefügten Mokissos handelt der Ganga nicht nach eigener Eingebung wie bei Ertheilung des Gelübdes an den Neugeborenen, sondern er setzt sich mit dem Postulanten in einen sympathetischen Rapport und lauscht den im Zustande der Extase ausgesprochenen Worten, um danach seine Auswahl zu treffen“ [2]). Und das ist von nicht geringer Wichtigkeit für den Postulanten und sein künftiges Glück. Der Ganga könnte ihm ja ein Gelübde auflegen, das ganz und gar seinen, des Postulanten, Neigungen und Bestrebungen entgegenliefe. Die Folge davon wäre die baldige Uebertretung des Gebotes und die Unseligkeit des Sünders. Der erwachsene Postulant hat aber schon eine ausgesprochene Charakterrichtung, so weit bei einem Wilden davon die Rede sein kann, und indem der Ganga den neuen Fetisch und das neue Gelübde diesem Charakter anpasst, ist für die Ueber-

---

[1]) Römer, Guinea S. 62.
[2]) Bastian S. 257.

einstimmung des Fetisches und seines Verehrers und damit für das künftige Glück des letzteren die beste Garantie gegeben. Auch „darin, dass der Ganga in der Auswahl des Mokisso für den Neugeborenen schon auf den seiner Eltern Rücksicht nimmt und zwischen ihm eine Art organischer Beziehung herzustellen sucht, zeigt sich das erste Anstreben zu einem, das individuelle Bestehen überdauernden System“ [1]). Je mehr Gelübde der Wilde erfüllt, um so mehr Fetische verleihen ihm ihren Schutz und ihre Kraft, um so gewaltiger also ist seine Macht. „Gelingt es der Herrscherfamilie, sich durch ihre Verknüpfung mit dem Fetischdienste aus der grossen Masse des Volkes gesondert auszuscheiden, so usurpirt sie bald die unumschränktesten Rechte. Ein Prinz von Geblüt kann dann Jeden, der nicht durch die Geburt seines Gleichen ist, ohne Weiteres als Sclaven ergreifen lassen und verkaufen, wenn es ihm an Geld fehlt“ [2]). „In dem Könige von Loango, als dem Ausdrucke der höchsten menschlichen Glückseligkeit, concentrirt sich auch die ausgedehnteste Herrschaft über die Mokissos, die Ideen der gewaltigsten Macht. Sein Wille giebt Regen oder Sonnenschein, sein Befehl lässt die Saaten sprossen, ein Wort von ihm würde die Erde in den Abgrund stürzen“ [3]). Am weissen Nil ebenso wie in Benin und Dahomey herrscht dieselbe Ansicht [4]). Gewisse besonders gewaltige Fetische sind deshalb auch nur für die Mächtigen reservirt, z. B. das Meer. „Seine (des Königs von Quinsembo) Residenz oder Banza liegt etwa eine Stunde im Lande, am Quinsemboflusse aufwärts, hinter niedrigen Sandhügeln, aus denen er nie hervorzukommen wagen darf, aus Furcht, dass

---

1) Bastian S. 256.

2) Ebenda S. 65.

3) Ebenda S. 256. Proyart 120 Brun-Rollet im Bull. de la soc. géogr. 1852. II. 422.

4) Palisot-Beauvais bei Labarthe, R. nach der Küste von Guinea, übers. v. Bergk. Leipz. 1803. S. 137.

nicht das Meer in seinen Gesichtskreis fällt und von ihm erblickt wird. Das Schauen desselben würde seinen unmittelbaren Tod und den Untergang des Reiches zur Folge haben, da es ihm durch den Fetisch verboten ist. Mehrere der afrikanischen Küstenkönige unterliegen derselben Beschränkung, während andere nur einheimische Landesproducte geniessen und keinen der fremden Luxusgegenstände in ihrer Kleidung verwenden dürfen" [1]).

In demselben Maasse als der Wilde Gelübde zu beobachten hat, beschränkt er sich. Je grösser also durch die Wahl von vielen Fetischen seine Macht wird, um so grösser wird doch zugleich seine Unfreiheit. Und so nimmt denn gerade diese übergrosse Machtfülle eine höchst eigenthümliche Wendung zum Verderben ihres Trägers. Der Stand z. B. des Königs ist verknüpft mit einer Menge von Fetischen und Gelübden. Sie muss der König halten, oder er bringt über sich und sein Reich das grösste Unglück. In Congo wurde es schon als Staatsunglück angesehen, wenn dem König seine weisse Mütze abwehte [2]); ebenso wie der japanesische Dairi, wenn er durch Kopfschütteln seine Krone verrückt, die Sonne, die er auf Erden zu repräsentiren hat, aus ihrem Geleise bringen würde. So wachen denn Alle mit Argusaugen darüber, dass der Herrscher seine Gelübde erfülle. Und wehe ihm nun, wenn er es nicht thut! Die der Despot früher tyrannisirte, die werden jetzt des Despoten Tyrannen. Denn auch von ihm gilt, was Bastian überhaupt von dem Neger sagt: „Kein Magistrat kann durch Verbote irgend eine seiner Lieblingsneigungen beschränken, ausser wenn er sich selbst in die Fesseln des Fetisches kettet; kein tyrannischer Despot durch einen Gesetzes-Codex seinen Handlungen eine Norm vorschreiben. Er kann sich anbauen, wo es ihm gefällt, und handeln, wie es ihm be-

---

[1]) Bastian S. 33.
[2]) Ebenda S. 258.

liebt, vorausgesetzt, dass er innerhalb der Grenzen der Traditionen, der von seinen Voreltern selbst überlieferten Gebräuche bleibt. Aber: hic haeret aqua, denn diese, die nirgends und überall sind, bilden ein für seinen Verstand unentwirrbares System verwickelter Fangnetze, und bei der leichtesten Uebertretung derselben, der er sich nach dem Ausspruche des Palavers (Gemeindeversammlung) schuldig gemacht hat, verfällt nicht nur seine eigene Person, sondern seine ganze Familie, all' sein Eigenthum, unwiderruflich der unumschränkten Gewalt des Wahlkönigs, welcher selten anstehen wird, wenn sich ein Käufer findet, ihn auch sogleich als Sclaven zu verhandeln"[1]). Am weissen Nil wird der König, wenn der Regen ausbleibt, umgebracht[2]). Bei den Banjars (Feluper) wird der König, der zugleich höchster Priester, d. h. im Besitz der höchsten Zaubermacht ist, für nationales Unglück ebenfalls verantwortlich gemacht, doch braucht er dafür nicht mit dem Leben zu büssen, sondern kommt mit einer Tracht Schläge davon[3]).

Gerade hierin aber, dass der Wilde so knechtisch unter der Gewalt seines Mokisso und seines Gelübdes steht, liegt ein grosses pädagogisches Element des Fetischismus. Der Wilde legt sich Pflichten auf — er zügelt sich. Damit entreisst er sich, so wenig es freilich noch ist, dem Alles verschlingenden Eigenwillen. Sein Motiv allerdings ist nur Selbstsucht: um mächtig zu sein, nimmt er Gelübde auf sich. Doch gerade diese Selbstsucht ist es hier, welche die Selbstsucht bändigt und zügelt.

---

1) Bastian S. 64.

2) Proyart; Brun-Rollet ll. cc.

3) Hecquard, Reise an die Küste und in das Innere von Westafrika. Leipzig 1854. S. 78. Waitz, Anthr. II. 129.

IV.

Verehrung und Opfer.

Wenn denn der Fetisch ein so mächtiges Wesen ist, dessen Wohlwollen Glück, dessen Zorn Verderben bringt, so muss es dem Wilden vor allem darauf ankommen, ihn freundlich zu stimmen, seine Gunst zu erhalten, seinen Zorn zu vermeiden. Der Wilde kann dazu dem Fetisch gegenüber keine anderen Mittel anwenden, als deren er sich überhaupt gegen die bedient, denen er seine Ehrfurcht zollt. Er ist gehorsam; seinen Gehorsam beweist er durch die Erfüllung seines Gelübdes; er schmeichelt, er bittet, er schenkt oder anders ausgedrückt: er betet den Fetisch an und opfert ihm.

Der Mensch betet und opfert, damit oder weil es ihm wohlergeht, aus Streben nach Wohlergehen. Der Trieb zum geruhigen Dasein ist der unmittelbare Ausdruck des natürlichen Eigenwillens des Menschen, der sich selbst bewahren will. Auf allen Stufen der Entwicklung bleibt bei allen Menschen dieser natürliche Eigenwille constant derselbe, so fein sich auch zuletzt die Mittel gestalten mögen, die man zur Erlangung des geruhigen Daseins anwendet: sie wollen alle *εὖ πράττειν*, wenn nicht schon im Diesseits, doch im Jenseits. Die Erkenntniss dagegen verändert sich, sie wird ausgedehnter. Mit dem Wachsen der Erkenntniss verändern sich die Objecte, welche der Mensch verehrt, von denen er sein *εὖ πράττειν* abhängig denkt. Daher sind zwar die verehrten Objecte auf den verschiedenen Stufen sehr verschieden: Fetische, Gestirne, Götter u. s. w.; doch gleichmässig auf allen bleibt stets der Ausdruck des immer constanten Eigenwillens: Gebet und Opfer, so verschieden, roher und feiner, der menschlichen Bildungs- und Gesittungsstufe gemäss auch ihre äussere Form sein mag.

Der Wilde drückt den Fetischen seine Verehrung und

Hochachtung aus. Die Neger grüssten den Anker. Die Ostjaken bezeigen ausserordentlichen Bergen und Bäumen ihre Verehrung dadurch, dass sie nie vorübergehen, ohne einen Pfeil auf sie abzuschiessen. Die Daurier schlugen in der Mitte ihrer Hütte rohe Pfähle in den Boden und umwickelten sie mit den Gedärmen getödteter Thiere; kein Bewohner einer Hütte ging vor den Fetischen vorbei, ohne niederzufallen und anzubeten [1]). Die Circassier schlachten bei den Begräbnissen verstorbener Anverwandten Böcke, verzehren das Fleisch der geschlachteten Thiere, stecken die Häute auf eine Stange und beten diese Häute an [2]). Die Kamtschadalen richten Stämme oder Pfähle im freien Felde auf, umwickeln sie mit Lumpen und gehen nie vorüber, ohne eine kleine Gabe hinzulegen [3]). Die Gaben, welche man den Fetischen bringt, sind, den Besitzverhältnissen der Wilden angemessen, oft sehr kärglicher Natur: Die Neger, die alten Peruaner und andere Bewohner Amerika's [4]) und besonders die Sibirier [5]) schenken ihnen selten etwas Anderes als Scherben, unbrauchbare Lumpen, Stiefel und Schuhe. Die Ostjaken kleiden ihre menschenähnlich gestalteten Fetische in Seide und befestigen an der einen Seite des Kopfes einen Büschel Haare, an die andere eine Schüssel, in welche sie täglich Brühe giessen, die an beiden Seiten der Fetische herabfliesst [6]). Aus Erkenntlichkeit bespeien die Cabender ihren Fetisch bei jeder Mahlzeit mit dem ersten Mundvoll vorgekauten Essens und lassen ihn ungewaschen in seinem kläglichen Zustande bis

---

[1]) Voy. au Nord VIII. 103.

[2]) Voy. au Nord X. 447. Von den Buräten erzählt fast dasselbe Isbrand, Voy. au Nord VIII. 64.

[3]) Steller, S. 265. Von den Ostjaken Aehnliches Voy. au Nord VIII. 410.

[4]) Acosta, Histoire naturelle et morale des Indes occidentales. Paris 1606. S. 206. 227. Charlevoix S. 348.

[5]) Georgi, Russ. Völk. S. 389.

[6]) Isbrand, Voy. au Nord VIII. p. 38.

nach Aufhebung der Tafel stehen[1]). Manche Fetische haben auch ganz bestimmte Plätze, wo man ihnen die Opfer darbringt. Altäre kommen in verschiedenen Formen vor.

Man opfert den Fetischen, um Güter von ihnen zu erlangen. So schenken die Neger ihren Fetischen leere Krüge, wenn sie Regen brauchen; Säbel oder Dolche, wenn sie in den Krieg, Gräten, wenn sie auf den Fischfang gehen, kleine Scheeren oder Messer, wenn sie reichlich Palmwein zu erhalten wünschen[2]). Am freigebigsten wird den Fetischen Verehrung und Opfer gezollt, wenn der Wilde sich in Noth befindet. Manche sollen sich eigentlich nur in der Noth um sie bekümmern[3]). Wenn die Neger, die Amerikaner, die Sibirier und die ostindischen Insulaner irgend ein Unglück erleiden, so fragen sie augenblicklich ihre Priester oder Zauberer, wodurch sie die Fetische beleidigt hätten oder wodurch sie dieselben versöhnen könnten. Die Priester antworten: durch irgend ein Opfer oder Geschenk[4]). Man opfert endlich auch den Fetischen aus Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten nach glücklichem Fischfang oder Kriegszuge, nach guter Jagd und Ernte, nach der Geburt von Kindern, nach der Genesung von Krankheiten und der Errettung aus grossen Gefahren[5]).

Auch Thiere und Menschen[6]) werden den Fetischen geopfert. Auf gefahrvollen Wegen und Strömen opfern die Indianer Vögel oder Hunde, welche letzteren sie bisweilen lebendig mit zusammengebundenen Beinen aufhängen und

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 81. Vergl. Halleur S. 32.

[2]) G. Loyer, Relation du Voyage du Royaume d'Issiny. Paris 1714. p. 248.

[3]) Charlevoix 347. Bosmann 445.

[4]) de Bry VI. 20. Loyer p. 248. Charlevoix 348. Georgi. S. 389. Valentyn, Oud en Nieuw-Oost Indien. Amsterdam 1724. III. 10.

[5]) Charlevoix p. 118. Georgi, S. 338. Valentyn, III. 10; ausserdem siehe oben S. 101. Anm. 3.

[6]) Halleur S. 32.

umkommen lassen [1]). Hirschen und Bären opfern sie Welschkorn, und dem Welschkorn Bärenfleisch [2]). „In Bonny bringt man alle drei Jahre die schönste Junfrau dem Ihu-Ihu oder Juju dar [3]), unter welchem man jeden Schutzgott überhaupt, zugleich auch den Priester, den Tempel und die Opferstätte versteht. In diesem Falle ist wahrscheinlich das Meer gemeint, dem immer an einem bestimmten Tage geopfert wird. Dem zum Opfer auserkorenen Mädchen wird vorher jeder Wunsch erfüllt, den sie haben mag, und Alles, was sie berührt, gehört ihr zu eigen [4]). Der Priester, der die Menschenopfer in Bonny verrichtet, beisst vom Nacken des fallenden Kopfes ein Stück ab. Sind es Kriegsgefangene, die dem Gotte dargebracht werden, so stellt man deren Köpfe in einer Reihe vor dem Juju-Hause auf, die Glieder werden zerschnitten, in einem Kessel gekocht und dann zum Essen ausgetheilt [5]). Auch die Krus opfern bisweilen ihrem Fetischbaume Kriegsgefangene [6]).“ Dass es vielfach besonders festgesetzte Tage, Festtage, sind, an welchen den Fetischen geopfert wird, braucht nur erwähnt zu werden. Die Tage selbst werden dadurch zu Fetischen, dass man viele als besonders unglückliche, viele als glückliche betrachtet. In Aschanti giebt es im ganzen Jahre nur 150—160 glückliche Tage, an denen man ohne Schaden wichtige Geschäfte vornehmen kann [7]). Am Senegal gelten Dienstag und Sonntag für dies atri, weit mehr aber noch der Freitag, weshalb ein Bam-

---

[1]) Charlevoix 118. 348. Vergl. Waitz II. 207.

[2]) Loskiel, Gesch. der Mission der Evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika. Barby 1789. S. 53.

[3]) Holman, a voy. round the world (1827—32). Lond. 1834. I. 378.

[4]) J. Smith. Trade and travels in the Gulph of Guinea. Lond. 1851. p. 60. 68.

[5]) Ebenda p. 82.

[6]) Waitz, Anthr. II. 197. 198.

[7]) Bowdich. p. 363. f. Dupuy. 213. p. 213 not.

barrakönig alle seine am Freitag geborenen Söhne tödten liess [1]).

Es ist ein Ausdruck der Verehrung gegen die Fetische, dass man ihnen schützende Wohnungen, Tempel baut: kleine Hütten, unansehnlich, scheunenartig bei den Wotjäken [2]), Ostjaken [3]), eleganter schon bei den Abiponen [4]), bei den Negern. Bastian beschreibt ein afrikanisches Fetischhaus: „Der Tempel war ein von Strohmatten gebildetes Rechteck, dessen lange Fronte durch ein, drei Thürbogen enthaltendes, Holzgestell gebildet wurde. Auf jede der beiden seitlichen Thüren war eine Pyramide, auf der mittleren eine mit zwei Querbalken überlegte Kuppel aufgesetzt, und die Pfosten mit halb schwarzen, halb grünen Figuren bemalt. Das Innere enthielt einen einfachen Erdhügel, aus dem drei mit rothen und weissen Streifen bemalte Holzgabeln hervorsteckten“ [5]).

In Bonny ist das Juju-Haus 40′ lang und 30′ breit. An seinem einen Ende befindet sich ein 3′ hoher Altar mit einem kleinen Tisch, auf welchem ein Gefäss voll Tombo (ein spirituöses Getränk) steht. Wein und Rum in Gläsern und Flaschen ist in Fülle vorhanden, an den Wänden hängen Bilder, hauptsächlich Darstellungen der Guana-Eidechse. Der Fremde, der in Bonny leicht Zutritt hat, während anderswo die Fetischhäuser ihm meist verschlossen sind, wird von einem Priester geführt. Dieser murmelt einige unverständliche Worte, macht dem Fremden ein schmutziges Zeichen zwischen die Augenbrauen, und zieht eine Glocke. Dem Fremden wird ein Glas Tombo überreicht, wodurch er in die Mysterien aufgenommen und eingeweiht ist [6]).

---

1) Raffenel p. 183. M. Park, zweite Reise übersetzt von Büttner. Sondersh. und Nordhausen. 1821. S. 315. Vergl. Waitz II. 201.
2) Rytschkow, Tagebuch S. 166.
3) Voy. au Nord VIII. 103.
4) Dobrizhofer II. 99.
5) S. Salv. S. 50.
6) J. Smith. p. 60.

Vielfach dienen die Fetischhäuser in Afrika als Freistätten z. B. für entlaufene Sclaven[1]; auch in den indianischen Zauberhütten gilt selbst ein Feind für unverletzlich[2].

Hat der Wilde dem Fetische Ehrenbezeugungen und Opfer nach Kräften dargebracht, so verlangt er für diese Leistung ganz trotzig auch die entsprechende Gegenleistung von Seiten des Fetisches. Denn wenn auch die Furcht des Wilden vor seinem Fetische sehr gross ist, so ist doch das Verhältniss zwischen beiden nicht etwa so, als ob der Wilde dem Fetisch in allen Fällen unterwürfig sein müsste, als ob der Fetisch schlechterdings über dem Wilden stände. Dazu ist der Wilde einmal viel zu zügellos und jähzornig, und zweitens ist seine Vorstellung sozusagen von dem sittlichen Charakter seines Fetisches eine viel zu niedrige. Jeder Mensch kann sich ein anderes Wesen nur so weit und nur in der Weise vorstellen, als er selbst überhaupt vorstellt. Denn welche Vorstellungen er selbst nie und in keiner Weise hat, mit denen kann er sich auch ein anderes Wesen nicht als versehen vorstellen, weil er sie ja überall nicht vorstellt. Der Wilde kann also auf seinen Fetisch nur genau das Wesen übertragen, welches er selbst hat. Nun lügt und betrügt aber der Wilde, ist mit wenigen Ausnahmen treulos und wankelmüthig, grausam und lieblos, eigensinnig und launisch. Nur so kennt er das menschliche Wesen; als so beschaffen mithin muss er auch seinen Fetisch denken. Der Fetisch ist, sittlich betrachtet, gar kein höheres Wesen als er selbst, er ist wie sein Anbeter ein Wilder, den man deshalb vorkommenden Falls behandeln muss, wie der Wilde den Wilden behandelt. Will er nicht gutmüthig thun, was man von ihm verlangt, trotz Bitten und Gaben, so muss man ihn schlecht behandeln, um ihn zu dem zu zwingen,

---

1) Bowdich S. 361. Monrad S. 44.

2) M'Coy, History of Baptist Indian Missions. Washington 1840. p. 195. Perrin du Lac, R. in die beiden Louisianen (1801—3). Leipz. 1807. I. 171.

was man von ihm verlangt. Wir haben schon oben gesehen, wie der Fetisch im Voraus geprügelt wurde, damit er die wichtige Angelegenheit nicht auf die leichte Achsel nähme [1]). So oft die Ostjaken auf der Jagd oder dem Fischfang kein Glück haben, so prügeln sie ihre Fetische weidlich dafür ab, dass sie ihnen nicht die rechten Plätze angewiesen oder sie nicht genügend unterstützt haben. Nach der Bestrafung söhnen sie sich wieder mit den Gemisshandelten aus, bekleiden sie von Neuem und opfern ihnen wieder in der Hoffnung, dass sie sich bessern werden. Bei einer allgemeinen Seuche flehten die Bewohner von Kakongo ihre Fetische um Hülfe an. Als diese ausblieb, warfen sie ihre Fetische sämmtlich in's Feuer [2]). Dasselbe that ein Lappe mit seinem Fetisch, als er ihn vergeblich gebeten hatte, eine Krankheit von seinen Rennthieren abzuwenden [3]).

Wie der Wilde unwirksame Fetische los zu sein wünscht, sucht er umgekehrt wirksame in seinen Besitz zu bringen. So wird der Fetisch als Werthobject Handels- und Tauschartikel. Das Vertauschen, Verkaufen, sogar das Stehlen von Fetischen kommt häufig vor [4]). Die Priester sind es hauptsächlich, die mit Fetischen handeln [5]), und in Afrika sowohl als in Amerika ist der Preis für bewährte Fetische, wenn man sich überhaupt von ihnen trennt, nicht gering [6]).

---

1) So machen es ebenfalls die Ceylonesen: Knox, Historical Relation of the island Ceylon. London 1681, p. 83; die Madegassen: Flacourt, Histoire de la grande Isle de Madagascar. 1658; p. 181; die östlichen Insulaner: Georgi, S. 385; die Ostjaken: Voy. au Nord VIII. 413.

2) Proyart, S. 310.

3) Hogström, S. 219. Vergl. Waitz. Anthr. II. 185.

4) Bosmann, S. 99; Atkins, Voyage to Guinea, Bresil and the West-Indies. Lond. 1737. S. 104. Charlevoix. S. 347. Vergl. Waitz l. c.

5) s. S. 132.

6) Vergl. Waitz. III. 214.

V.

Das Fetischpriesterthum.

Aus kleinen Anfängen heraus mächtig fortwuchernd, dehnt sich der Fetischismus allmählich über das ganze Leben der Wilden aus, alle Verhältnisse mit seinen Ranken umspinnend. Es giebt endlich eine Unmasse von Fetischen und damit verknüpften Gebräuchen, die alle zu kennen und zu verstehen es eines wirklichen Lernens und Eingeweihtwerdens, es eines förmlichen Studiums bedarf. Der gemeine Mann unter den Wilden ist nicht im Stande, das vielverwickelte Gewebe zu handhaben, ohne sich darin zu verstricken. Nur Wissende vermögen das. Wer aber all' die Fetische und ihren Dienst kennt, wer mit allen vertraut ist, der scheidet sich dadurch von selbst aus der profanen, unwissenden Menge aus; der wird ein angesehener und gefürchteter Mann, weil ihm die geheimen Künste so vieler Fetische zu Gebote stehen, welche Andere nicht besitzen. So ist es denn schon in diesen rohen Zuständen der Menschheit ganz natürlich, dass sich einzelne besonders mit den Fetischen Vertraute als Priester, Zauberer, Medicinmänner u. s. w., was im Grunde alles dasselbe heisst, kurz als Fetischmänner herausheben. Aus dem Wesen und der Bedeutung der Fetische ergiebt sich von selbst die Bedeutung und Stellung der Fetischmänner.

Die Fetizeros sind die Wissenden. Sie kennen die Fetische und ihre Zubereitung, ihre Wirkungskraft und Namen. An sie also wendet man sich, um für diesen oder jenen Fall den passenden und wirksamen Fetisch zu erhalten. So sind es denn in Amerika die Jongleurs [1]), in Sibirien die Schamanen [2]), in Afrika die Gangas [3]) (ver-

---

[1]) Charlevoix, p. 346; Lettr. Edif. VI. 174.
[2]) Georgi S. 384.
[3]) Des Marchais, I. 296.

schiedene Benennungen für die Fetischmänner), aus deren Händen eine Menge Fetische herrühren [1]). „Wird (in Afrika) der Priester um die Verleihung eines Fetisches angegangen, so placirt er den Applicanten in die Mitte zwischen alle Sorten von Gegenständen, unter denen Antilopenhufe und Widderhörner selten fehlen, und giebt ihm einen Spiegel in die Hand, darauf zu blasen. Er selbst trommelt sich durch die mit einem Fell überzogene Calebasse in den Grad der Aufregung, der für die richtige Wahl des verlangten Zaubers nöthig ist. Meistens sind diese ertheilten Fetische rohe Naturproducte, einfach von Tüchern umhüllt, während zuweilen die wirkliche Essenz, wie ein Pulver, Harz u. dgl. m., in den hohlen Theil eines Holzbildes eingefügt wird, ähnlich wie man in katholischen Ländern Reliquien in kostbaren Ostensarien aufbewahrt, da der Glanz des Goldes beiträgt, blendend auf den Besucher zu wirken“ [2]).

Wie einträglich dieser Handel mit Fetischen sein muss, kann man daraus sehen, dass in jedem Indianerdorfe sich zwanzig und mehr Fetischmänner und — Weiber davon ernähren. Auch in Afrika werden sie gut bezahlt [3]).

Den Fetischmännern sind auch genau die Ceremonien bekannt, welche anzuwenden sind, damit der Fetisch seine Kraft ausgiebig entfalte. Sie „kennen die zur Weihe der Elemente kräftigen Benedictionsformeln“ [4]). Es ist also für den Erfolg das Sicherste, dass sie selbst den Fetisch zur Wirkung bringen. So verschieden nun als die Kraft und Wirksamkeit der Fetische ist, nach so verschiedenen Seiten hin geht also auch die Thätigkeit des Fetischpriesters. Insofern er die gegen Krankheiten wirksamen Fetische

---

[1]) Vergl. Waitz, Anthrop. II. 199. III. 213. u. a. m.
[2]) Bastian, S. Salv. S. 84.
[3]) Waitz, Anthrop. III. 213. II. 196.
[4]) Bastian, S. Salv. S. 85.

ertheilt und sie dem Kranken applicirt, ist er Arzt oder Medicinmann. Insofern er, gestützt auf die Kraft seiner Fetische, die Diebe oder die Winde oder die Wolken oder die Geister oder irgend etwas Anderes zwingt, dies oder jenes zu thun, d. h. insofern er zaubert — ist er Zauberer. Endlich insofern er speciell den Cultushandlungen vorsteht, wie dem Opfer und anderen Ceremonien, und auf diesem Wege mit den Fetischen in Verkehr tritt, ist er Priester im engeren Sinn. Doch ist die Grundbedeutung all' dieser Formen dieselbe: sie alle sind Fetischmänner. Der Unterschied und die Grenze zwischen einem Fetischpriester ist also, wie auch Bastian bemerkt [1]), nur ein relativer; die Functionen des Zauberers und des Fetischpriesters sind nur verschiedene Seiten des Verhältnisses des Fetizero zu den Fetischen. In sehr engen Daseinsverhältnissen, wie bei den kleinen Stämmen der Eskimos, vereinigt daher auch der eine Priester die sämmtlichen Seiten des Fetizero in sich: er ist Arzt, Zauberer, Priester u. s. w. in einer Person; während in weiteren Verhältnissen, wie bei den Negern, auch hier schon eine Arbeitstheilung je nach Neigung und Geschick eintritt: der eine wendet sich den Medicinfetischen zu, er wird Arzt; der andere legt sich auf's Regenmachen oder irgend eine andere Art der Zauberei; der dritte endlich handhabt hauptsächlich die Cultusverrichtungen. Daher ist die Grenze zwischen Zauberer und Fetischpriester eine fliessende. Im nördlichen Amerika fand Charlevoix, dass zwar die Jongleurs sagten, wie man die Fetische versöhnen oder gewinnen sollte, doch nicht selbst opferten. Vielmehr opferten im Namen des Volkes die Häuptlinge desselben, und im Namen der Familie die Hausväter oder als deren Stellvertreter der Angesehenste der Hütte [2]). So war es auch unter den Tscheremissen

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 85.

[2]) Charlevoix Journ. Hist. d'un Voy. de l'Am. Sept. p. 364.

und anderen tatarischen Völkern [1]). Unter vielen Sibiriern[2]), unter den Kirgisen [3]) und vielen Negern [4]) ,befahlen umgekehrt nicht blos die Zauberer zu opfern, sondern besorgten auch selbst das Opfern. Unter den Calmycken [5]) und manchen Negern [6]) fand zwischen Zauberern und Priestern eine Trennung statt; unter anderen Völkern Afrikas und Amerikas [7]) eigneten sich entweder die Zauberer alle Verrichtungen von Priestern zu, oder die Priester erhoben sich über ihre Brüder und rissen die Geschäfte der Zauberer und Beschwörer an sich. Und selbst da, wo die Priester zugleich Zauberer waren, konnten sie es nicht verhindern, dass nicht Andere, welche keine Priester waren, neben ihnen bald öffentlich bald insgeheim Zauberei, Beschwörung und Wahrsagekunst getrieben hätten [8]).

Die eigentlichen Priester geniessen gewöhnlich das meiste Ansehen unter den Fetischmännern. „Bei den Jagas fungirten die Gangas als eine über den Scingilli oder Regenmachern stehende Klasse, und es war ihr Geschäft, vor einem Kriegsauszuge den auf die Begeisterung des Mokisso wartenden Grossjaga unter dem Schalle des Gongs roth und weiss zu bemalen und ihm, nach dem Genusse des Kindopfers, die Schlachtaxt zu reichen. Nach dem Siege empfingen die Gangas oder Evangas die Trophäen der Erschlagenen, welche die noch jetzt in Abyssinien üblichen waren. ‚Am Neumonde schlachteten sie die fünfzähligen Opfer, die, nachdem das Feuer mit dem Blut be-

---

1) Rytschkow S. 92. 93.

2) Gmelin, Reise durch Sibirien in den Jahren 1733—37. Göttingen, 1751. II. 359. 360.

3) Pallas, Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches. Petersburg 1771. I. 393. 394.

4) Oldendorp I. 339.

5) Pallas, Reisen I. 359.

6) Oldendorp I. 339.

7) Acosta V. c. 26. 248 Cavazzi I. 253. ff.

8) Ebenda.

sprengt war, von dem ganzen Stamme bei lärmenden Gelagen genossen wurden, die Knochen für ihre Bezauberungen (wie die Tohungas in Neuseeland) sorgfältig aufbewahrend. Auch hatten sie die Reinhaltung der Quilumbos, in deren innere Abtheilungen keine Frauen zugelassen wurden, zu überwachen und die neugeborenen Kinder in den Wäldern auszusetzen, da sich das Heer nur durch jugendliche Sclaven recrutiren durfte, wie die Mamelucken"[1]). Cavazzi, dessen vierzehnjähriger Aufenthalt in den Gebieten von Angola und Congo ihn befähigte, die besten Nachrichten über die damaligen Gebräuche der Neger zu sammeln, führt eine Menge verschiedener Klassen von Fetischmännern mit verschiedenen Functionen an: Die Kinder eines vom Donner Erschlagenen wandten sich an den Ganga Amaloco, um selbst dagegen geschützt zu sein. Der Mutinu-a-maja (Herr des Wassers) wahrsagte aus einer in den Fluss geworfenen Calebasse. Der Molonga prognosticirte den Ausgang einer Krankheit aus kochendem Wasser, der Neoni aus den Mittheilungen seines Götzen durch den Mund des Nzazi. Trafen Prophezeiungen nicht ein, so entschuldigte sich der Priester mit der Unzuverlässigkeit seines spiritus familiaris und schaffte sich auch wohl einen neuen an. Der Ngodi besprach die Stummen, um ihnen die Sprache wieder zu geben. Der Amabundu besass die Fähigkeit, das gesäete Korn in der Erde vor Schädlichkeiten zu wahren. Der Ganga Mnene musste um Hülfe angesprochen werden, damit die bösen Geister nicht das geerntete Getreide aus den Hülsen, in welchen es aufbewahrt wurde, aufässen. Der Ganga Embugula vermochte durch Pfeifen sich seiner Feinde zu bemächtigen. Der Npungu, Cabanzo und Issaen bildeten eine Gesellschaft, um die Soldaten vor Verwundungen zu schützen, und ersetzten sich

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 95.

einander, wenn sie selbst solche erhielten. Der Nguria-nambua konnte Elephanten, der Nbacassu verlaufene Kühe, der Npombolo wilde Thiere in das Netz locken. Reiche brachten ihre verstorbenen Verwandten zu dem Nganga Matombola, der durch seine magischen Figuren die Leiche sich von der Bahre erheben, Bewegungen machen und umhergehen liess [1]. „Auf der Goldküste waren von den eigentlichen Priestern verschieden die Wongmänner, die von Wong (dem Fetisch, vergl. unten) Besessenen, dessen Dienst sich Jeder widmen kann, der den Tanz nach der Trommel, die Lieder, welche bei der Befragung des Orakels gesungen werden und die Arzneikunst lernt; ferner die zu jenen als eine besondere Klasse gehörigen Otutu-Leute, welche die Krankheiten heilen und die Ordalien besorgen; ferner die Gbalo oder Sprecher, welche die Geister citiren und befragen; endlich die Hongkpatschulo, die Verkäufer von Hongschnüren, deren man sich bedient, um einem Andern zu fluchen oder ihn zu bezaubern. Ausser den Priestern giebt es auch Priesterinnen bei den Fantis, in Widah, Grewhe und Popo. In den nördlichen Negerländern, wo der Muhamedanismus wenigstens dem Namen nach herrscht, finden sich keine so mannichfaltigen Abstufungen der Priester und Zauberärzte. Ihre Stelle vertreten dort die Marabuts, welche nächst dem Priesteramte selbst, die Wahrsagekunst zu treiben und sich mit dem Verkauf von Gris-gris zu ernähren pflegen, doch giebt es unter ihnen auch solche, die sich mit Gaukeleien dieser Art nicht abgeben, sondern sich nur durch Frömmigkeit und Wohlthätigkeit auszeichnen, daher z. B. die Jolofs den Marabuts die Thiédos, die Ungläubigen, Gottlosen (so heissen die bezahlten Soldaten) entgegensetzen, welche überhaupt keinen Glauben weiter haben als den an ihre Gris-gris“ [2].

[1]) Vergl. Bastian S. Salv. S. 201.

[2]) Waitz, Anthr. II. 199.

Auch bei den Kaffern unterscheiden sich die Zauberer, Inyanga, in mehrere Klassen, von denen die höhere die der „Izanuse“ oder der Riecher ist, d. i. Aerzte der Menschen, welche den Zauber herausriechen, während die untergeordnete Klasse die Viehärzte, Schmiede und Holzfäller umfasst [1]).

Die Zauberärzte oder Medicinmänner, die sich überall in Afrika, Asien und Amerika finden, blasen den Kranken da an, wo nach Aussage ihres Fetisches die Krankheit, d. h. der feindliche Zauber, verborgen sitzt, oder saugen, reiben, drücken die Stelle so lange, bis sie endlich den feindlichen Zauber in Gestalt von Haaren, Hölzern, Dornen, Knochen, Schlangenzähnen u. dgl. m. herausgearbeitet haben [2]). Sie verordnen auch ihren Patienten furchtbare Arzeneien und schreiben ihm eine bestimmte Lebensweise vor. Stirbt er trotzdem, so werfen sie die Schuld auf den Kranken, der die Arzenei nicht richtig gebraucht und ihren Vorschriften nicht pünktlich nachgekommen sei, oder sie schreiben ihm, falls sie seinen Tod für unvermeidlich halten, gleich eine Cur vor, die der Kranke unmöglich durchführen kann, wie rasendes Springen, heftiges Tanzen, so dass der Tod des Kranken in keiner Weise auf ihre Rechnung geschrieben werden kann [3]). Berühmt sind die Giftärzte der Hottentotten. Sie werden selbst nie von einer

---

[1]) Waitz, Anthr. II. 412.

[2]) Grönländer, Cranz S. 270—74; Indianer, Charlevoix 264—268; Hennepin in Voy. au Nord V. 293; Californier, Begert S. 142; Natchez, Petit, Rélations des Natchez, Voy. au Nord. IX. 26; Coreal, Voyages aux Indes occidentales depuis 1666—1697. I. 141; Caraiben, Biet p. 387; Gumilla, histoire de l'Oronoque. Avignon 1708. II. 185; du Tertre, histoire générale des Antilles, II. 366. 367; Brasilien, Lery, p. 242—47. Vergl. oben S. 103—106.

[3]) Charlevoix p. 368. Dès qu'ils voyent un malade tourner à la mort, ils ne manquent jamais de faire une ordonnance dont l'exécution est si difficile, qu'ils ont à coup sûr leur recours sur ce qu'elle n'a pas été exactement suivie.

Schlange gebissen und verstehen nicht nur die Kunst, Schlangenbisse vermöge ihres Schweisses zu heilen, sondern sind auch im Stande, Anderen dieselbe Fähigkeit mitzutheilen [1]). Ein Priesterarzt in Congo hatte fünf Frauen in seinem Etablissement für die verschiedenen Krankheiten. Doch enthielt die Pharmacopoea ausser für das mal francez (Chitangas) nur wenige Medicinen, aber desto mehr Zauberformeln [2]).

Die Fetischpriester sind es natürlich auch, welche weissagen und die Orakel ertheilen. Die Schamanen der Lappen und vieler Sibirier weissagen dadurch, dass sie einen Ring auf eine Zaubertrommel legen, eine gewisse Anzahl von Schlägen auf das Instrument thun und Acht geben, auf welchem Bilde der bemalten Trommel der hüpfende Ring liegen bleibt. Jedes Bild hat eine besondere Bedeutung, und da diese nur ihnen bekannt ist, so können sie ihre Antworten immer nach Belieben einrichten. Die teleutischen, sajanischen und abinzischen Zauberer weissagen aus der Lage von vierzig auf die Zaubertrommel geworfenen Stäben; die tungusischen aus dem Schwirren abgeschossener Pfeile oder den Schwingungen gespannter Bogensehnen [3]). Die nordamerikanischen Jongleurs zündeten aus Cedernholz bereiteten Kohlenstaub an und weissagten aus der Richtung, die das Feuer nahm [4]).

Wetterbeschwörungen stellten die Npindi in Afrika auf Kreuzwegen an [5]). „Die Regenmacher haben zu allen Zeiten und unter allen Völkern eine grosse Rolle gespielt, und viele der afrikanischen Völkerschaften bekleideten ihre

---

[1]) Steedman, Thompson, v. Meyer, Reise in Südafrika (1840). Hamb. 1843. S. 158. Kretzschmar, südafrikanische Skizzen. Leipzig 1853. S. 167 ff. Vergl. Waitz, III, 213.

[2]) Bastian, S. Salv. S. 202.

[3]) Georgi, Beschreibung. S. 395.

[4]) Charlevoix S. 363.

[5]) Vergl. Bastian S. Salv. S. 201.

Fürsten mit dieser Würde, die ihnen oft eben so gefährlich wurde, als den altschwedischen Königen ihre Macht über die Ernten. Der Kaiser von China sucht deshalb weislich die Verantwortung auf seine Unterthanen zurückzuwerfen und findet in der Gottlosigkeit der Zeit hinlängliche Entschuldigungen für seine Ohnmacht. Dem Mani von Jumba wurden nach seinem Tode Haare und Nägel ausgerissen, um als sichere Regenmittel aufbewahrt zu werden. Der Makoko der Anzikos ersuchte für gleiche Zwecke die Missionäre um die Hälfte ihrer Barthaare und hätte sich um einen solchen Preis selbst zur Taufe bequemt, wie der Herrscher von Benin für eine weisse Gemahlin" [1]). Die Manipulation eines Regenbeschwörers beschreibt Bastian: „Der Himmel bezog sich und der Donner grollte in den Bergen, aber auf meine Befürchtung eines Schauers erklärte der Führer, dass wir ganz sicher davor seien, denn der eine der mich begleitenden Beamten, der ein sehr geschickter Regenzauberer sei, hätte versprochen, dass er keinem Tropfen erlauben wolle zu fallen. Ich war damit sehr zufrieden, und um so mehr, da ich sah, dass Zeus Aetherius, die schwarzen Locken schüttelnd, aufstand, seine Hand drohend gegen die Wolken ausstreckte, auf seine Finger spuckte und diese dann nach allen Richtungen hin öffnete. Meine Träger, die andächtig zuschauten, glaubten die Operation beendigt und galoppirten mit der Tipoja (Hängematte) davon, aber wir hatten kaum den Baum, unter dessen Schutz ich das Ungewitter abzuwarten beabsichtigt hatte, verlassen, als einer jener Regenstürze losbrach, wie man sie nur in den Tropen kennt, und mich in einem Augenblicke bis auf die Haut durchnässte" [2]). Die Regenmacher finden sich fast überall in Afrika, z. B.

---

[1]) Bastian S. Salv. S. 116. 117. 118.
[2]) Ebenda.

bei den Buschmännern[1]), den Kaffern[2]), denen auch die Missionäre mit ihren Gebeten zuerst nur als eine andere Art Regenmacher erschienen. Sie können natürlich auch den Regen fernhalten, was auf den Centralcarolinen durch Blasen mit der Muscheltrompete geschieht[3]).

„Auch der Windmacher ist eine wichtige Person geworden, seitdem sich die Neger an den Gebrauch europäischer Fabrikate gewöhnt haben und so durch Ausbleiben der Handelsschiffe oft Entbehrungen ausgesetzt sind. Da sie nicht selbst das Meer befahren, würde der Zauberer für lappländische Aeolussäcke keinen Abgang finden und erzeugt statt dessen in seiner durch die Gewaltsamkeit des Processes rauchenden und erzitternden Hütte die günstige Brise, die die Fahrzeuge der weissen Kaufleute herbeitreiben soll“ [4]).

Kraft seiner Fetische hat der Fetizero eine solche ausserordentliche Macht über die gesammte Natur, über Geister und Menschen und wilde Thiere[5]). Das Volk glaubt an diese Macht, er selbst ist ein Wilder wie die anderen auch: so ist es nicht unmittelbar anzunehmen, dass er selbst nicht auch von seiner Macht überzeugt wäre. Misserfolge erklärt er sich und Anderen genügend durch feindlichen Gegenzauber oder durch Verstösse gegen die nothwendigen Ceremonien u. dgl. Noch heute giebt es auch im civilisirten Europa unter dem Volke genug Leute, welche wahrsagen, besprechen, durch Handauflegen und andere Methoden Heilungen vornehmen und optima fide sich selbst eben so gut wie die von ihnen Behandelten betrügen. Gerichts- und Irrenhausacten geben Aufschlüsse darüber. „Der

---

1) Lichtenstein, II. 102.

2) Campbell. 2. R. 230. 236. 238. Thompson, Trav. and advent. in S. Afr. I. 180.

3) Gerland in Waitz, Anthr. V. 2. 146.

4) Bastian, S. Salv. l. c.

5) Waitz. V. 1. 178.

neuerdings besuchte Cazembe hielt sich mittelst seiner Zaubermittel für unsterblich und schrieb den Tod seiner Vorgänger nur dem Mangel an Vorsicht zu. Er ist so mit Zauberkraft geladen, dass ihr Ueberströmen bei einer Berührung jedes schwächere Gefäss zertrümmern würde, und interessant ist die Beschreibung der Ceremonie, die vorgenommen wird, um böse Folgen abzuwenden, und die den Magnetiseuren abgestohlen zu sein scheint, in deren Terminologie sie Dorsalmanipulation heisst und dazu dient, um durch Gegenstriche die Sonnambule wieder zu isoliren“ [1]).

Freilich sind gerade die Priester selbst die ersten, welche im fortwährenden vertrauten Umgang mit ihrem Götzen demselben am besten in die Karten gucken und seine und ihre Ohnmacht erkennen können. Da ist es denn aber für das Volk besonders segensreich, dass der Priester trotz seiner besseren Einsicht demselben seinen Glauben doch nicht raubt, sondern im Interesse seines eigenen priesterlichen Wohlergehens und seiner Herrschbegierde, nun freilich dolose, das Volk täuscht. So wissen denn die Priester den geheimnissvollen Nimbus, der sie umschwebt, geflissentlich durch allerlei Künste und Betrügereien zu vermehren. „Die einzige Art der Geschichte, die unter diesen (afrikan.) Völkern gefunden wird, ist die Ueberlieferung wichtiger Ereignisse, die sich heimlich unter den Fetischpriestern vererbt, um durch die Kenntniss der Vergangenheit der verschiedenen Familien dieselben, wenn sie von ihnen um Rath gefragt werden sollten, durch den Schein eines übernatürlichen Wissens zu überraschen“ [2]). Sie allein sind es, die mit dem grossen, furchtbaren Fetisch im tiefen Walde verkehren und, ohne zerrissen zu werden,

---

[1]) Bastian S. Salv. S. 293. Anm., nach den von Dr. Peters gemachten Mittheilungen über die portugiesische Expedition in Dr. Gumprecht's Zeitschrift.

[2]) Ebenda 100.

seine Wohnung betreten dürfen [1]). Denn sie sind nicht wie gewöhnliche Menschen; schon ihre Geburt ist in ein tiefes Geheimniss gehüllt. Bei den Dakota-Indianern z. B. kommen die Medicinmänner und Medicinweiber zuerst als geflügelte Samen, wie etwa die der Disteln, in die Welt, werden von den Winden umhergetrieben und treten so in Gemeinschaft mit höheren Geistern, deren Einsicht und Macht sie sich aneignen. Darauf gelangen sie in ein irdisches Weib und werden als Menschen geboren, nach dem Tode aber kehren sie zu den Göttern zurück; endlich nachdem sie viermal das irdische Leben durchlaufen haben, trifft sie Vernichtung. Sie können sich auch in reissende Thiere verwandeln [2]); sie bringen auch den nöthigen Spuk hervor, um den Leuten Furcht und Grauen vor dem Fetisch und seinem Waldsitze einzujagen. „Das Dorf lag am Rande eines dichten Waldes, und da ich hörte, dass dasselbe ein Fetischhaus enthalte, wies ich meine Leute an, einen Umweg auf einem dahinführenden Fusspfade zu machen. Dieselben weigerten sich standhaft, da Keiner lebendig zurückkommen würde, und es bedurfte wiederholter Drohungen, sie ein paar Schritte anzutreiben. Kaum aber wurde meine Absicht bemerkt, als das ganze Dorf meine Hängematte umringte, mich beschwörend, nicht dem sichern Verderben in die Hände zu eilen, und sich vor den Füssen der Träger niederwerfend, um diese am Fortgehen zu hindern, eine übrigens sehr unnöthige Procedur, da sie schon längst von selbst stille standen. Da es mir lieb gewesen wäre, noch ein anderes Fetischhaus zu untersuchen, gab ich diesen Anmuthungen kein Gehör, stiess die der Hängematte zunächst Stehenden zurück und erneuerte mit einiger Heftigkeit den Befehl zum Vorwärts. Jetzt brach der ganze Haufen in das jämmerlichste Geschrei aus. Die

---

[1]) Lettres édif. IX. 95. Dobrizhofer II. 99.

[2]) Waitz, II. 180. 504. V. 2. 178.

Frauen rauften sich die Haare und zerschlugen ihre Brüste, und die Aeltesten wälzten sich neben der Tipoya im Staube umher, Himmel und Erde anrufend, um mich zurückzuhalten. Ich musste mich endlich widerstandslos nach der Heerstrasse zurücktragen lassen. Als wir die Ravine hinaufstiegen, an deren anderm Abhang sich der Wald ausbreitete, erscholl aus demselben ein fürchterliches Gebrüll, das bald von der einen bald von der andern Seite herzukommen schien und alle Arten unbeschreibbarer Geräusche nachahmte. Die durch die Zornausbrüche des Fetisches erschreckten Neger eilten im schnellsten Laufe dahin, um ihm zu entrinnen, denn der grosse Pan ist dort noch nicht todt"[1]). Der grosse Geist der Schekani und Bakele wohnt in der Erde. Bisweilen kommt er herauf und brüllt in einem grossen Hause, das man ihm erbaut hat, so fürchterlich, dass Weiber und Kinder davor erzittern[2]).

Auf Gespenster verstehen sich die Priester vortrefflich. „Die amerikanischen Geisterseher könnten aus dem Unterrichte afrikanischer Professoren viele praktische Regeln über den diesen noch weit besser bekannten Umgang mit den „Spirits" schöpfen und Kunstgriffe lernen, die sich in ihrer Heimath trefflich in klingende Münze verwerthen lassen würden. Doch müssen sie sich beeilen, da die gerichtlichen Verhöre in Cap Coast Castle den mystischen Nebel selbst unter den Negern aufzuklären beginnen und schon manchen der entlarvten Fetischpriester als Betrüger verurtheilt haben; denn bei Ausbildung der Gesellschaft werden die gefährlicheren Kunststücke immer mehr der Aufsicht der Gesetze unterstellt werden, und dem sie ausübenden Obeahmann gegenüber wird der ruhige Bürger die Mylah-Ceremonien zu unterstützen und zu kräftigen suchen oder, um die Ausdrücke St. Augustin's zu gebrau-

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 193.

[2]) Wilson, Western Afrika etc. p. 391.

chen, die Theurgie im Gegensatze zu der Goetie begünstigen" [1]).

Zu diesen künstlichen, betrügerischen Mitteln, durch die der Fetizero das Volk in banges Grauen und Staunen versetzt, müssen auch die Ceremonien gerechnet werden, deren sie sich bedienen. Dieselben sind meistens im furchtbarsten Style wilder, tobender Raserei gehalten. Je geistiger ein Mensch gebildet ist, um so mehr beherrscht er die äusseren Gebärden seines Körpers. Er hat seine Stimmwerkzeuge so weit ausgebildet, dass er durch ihre Bewegungen anderen Menschen, so fern es überhaupt möglich ist, mittheilen kann, was er fühlt: er spricht. Je weniger aber ein Mensch gebildet ist, um so weniger vermag er in der Sprache seine Empfindungen und Gefühle auszudrücken. Bei naiven Menschen und Kindern sprechen Arme und Beine immer mit, der ganze Körper dient zum Ausdruck des empfangenen Eindrucks. Bei den Wilden also, zumal die Sprache fragmentarisch ist, muss nothwendig wie bei den Thieren eine heftige Gasticulation die Mängel der Sprache ersetzen. Der König von Dahomey soll, wenn er seinen Fremden in Gesängen ehrt, vor demselben zugleich eine Probe seiner Tanzkunst ablegen. Bei dem von Shemba Shemba bemerkte Bastian nur ein tactmässiges Bewegen der Füsse und wiederholtes Kniebeugen, wobei er halb vom Stuhl hinabrutschte und seine kleine Bastmütze graciös auf dem Hinterkopf wackelte. Der mimischen Hieroglyphensprache des Tanzes bedienen sich viele Nationen [2]). So kann es uns denn nicht wundern, wenn der Wilde bei besonders leidenschaftlicher Erregung weniger spricht, als schreit und tobt, wenn sich jeder innere Vorgang gleich durch die heftigsten Körperbewegungen, Zittern, Springen Wälzen convulsivisch bemerkbar macht. Wir haben schon

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 101. 85.
[2]) Ebenda S. 56.

mehrere Beispiele davon angeführt[1]). Unter welcher Grundvoraussetzung aber ist es denn nun, dass der Priester oder Zauberer Macht gewinnt über die zu bezaubernden Gegenstände? Er zaubert, gestützt auf seine Fetische[2]); diese müssen ihm ihre Kraft verleihen, sie müssen sich in ihm bethätigen. Sein gewöhnlicher Zustand also verlässt den Zauberer, eine ungewöhnliche Macht kommt über ihn und ergreift ihn. Er seinerseits muss das Vorhandensein und Wirken dieser Macht in ihm zu erkennen geben, und er bringt es zum Ausdruck auf dieselbe Weise, wie er überhaupt bei leidenschaftlicher, grosser Erregung sich geberdet: durch die wildesten, krampfhaftesten Körperbewegungen, deren er fähig ist. Wahnsinnig Rasende werden von den Wilden mit Furcht und Scheu als von Geistern Besessene angesehen[3]); es ist umgekehrt ganz consequent, dass der, in welchen jetzt der Geist des Fetisches hineinfährt, zum wahnsinnig Rasenden wird; und so ist es denn der Zustand wilder Raserei, in welchem der Priester dem Volke den höchsten Grad seiner Zauberkraft erreicht zu haben, in welchem sich die furchtbare Gewalt des Fetisches am überwältigendsten zu bethätigen scheint. Es kommt also dem Fetischmanne darauf an, sich in diese maniakalischen Zustände hineinzuversetzen. Ist er von Natur dazu schon disponirt, desto besser, weshalb von den Priestern am liebsten epileptische Kinder zu ihren Nachfolgern erzogen werden[4]). „Die Schamanen sind Maniakalische, die durch Aufregung des motorischen Systems in einen Zustand der

[1]) vergl. Waitz, II. S. 205 f. 223.

[2]) vergl. Meiners allg. krit. Gesch. d. R. II. 579.

[3]) Georgi, Beschreibung S. 376; Gmelin IV. 109.

[4]) Von den Sibiriern, Georgi l. c.; von den Patagoniern Falkner, Description of Patagonia, Lond. 1774. p. 117: They who are seized with fits of the falling sickness or the chorea sancti Viti, are immediately selected for this employment as chosen by the demons themselves: whom they suppose to possess them and to cause all those convulsions and distortions common in epileptic paroxysms. Von den Grönländern Cranz. S. 268. 270.

Tobsucht übergehen und oft gleichzeitig durch innere Aufregung in exaltirter Verrücktheit Wahnideen erzeugen mit Alienation des Ich. Durch sorgfältige Anleitung werden nervenschwache Kinder von frühester Jugend an zu den Vorstellungen erzogen und dadurch zu Adepten umgewandelt, wie sie bei uns nicht herzustellen sein könnten. Ebenso wie Jongleure Kunststücke ausüben, die den gemeinen Mann in Erstaunen setzen, aber von dem Anatomen, obwohl er sie nicht selbst nachmachen kann, doch aus der Muskelanordnung genügend erklärt zu werden vermögen, so bilden die Schamanen eine Art psychischer Jongleure, die durch, von früher Kindheit auf anerzogene, Abnormitäten in ihrer Geistesthätigkeit mancherlei sonderbare Erscheinungen bieten, welche man bei uns, weit entfernt sie nachahmen zu können und zu wollen oder gar sie zu unterstützen, im Gegentheil, so oft sie sich im Keime zeigen, rasch zu beseitigen sucht. Auch allgemeine Denkrichtungen mögen in den Naturvölkern normale sein, uns jedoch ebenso abgehen, wie z. B. auf dem körperlichen Gebiete die Benutzung der Fusszehen zum Weben, zum Fassen u. s. w. bei Cochinchinesen, Polynesiern und anderen Stämmen" [1]). Auch wird diese psychische Jongleurfähigkeit sich allmählich durch Vererbung steigern. Da epileptische Zufälle erblich sind, so geschieht es nicht selten, dass die Schamanenwürde vier bis sechs Generationen hindurch von den Vätern auf die Kinder übergehen; Schamanen sind um so angesehener, je länger ihre Vorfahren schamanisirt haben [2]). Welche Fertigkeit übrigens in diesen psychischen Jongleurstücken erlangt werden kann, zeigt Carver's Erzählung. Er war Zeuge, dass ein älteres Mitglied der sogenannten Gesellschaft vom Geiste (the friendly society of the spirit), eines Fetischpriesterbundes, einen jungen Mann, der auf-

[1]) Bastian, die Seele etc. S. IX.
[2]) Gmelin III. 331.

genommen werden sollte, blos mit einer Bohne oder mit etwas warf, was an Farbe und Form einer Bohne glich. In dem Augenblick, wo der Wurf geschah, fiel der junge Mensch plötzlich zu Boden, als wenn er todtgeschossen wäre (he instantly fell as motionless, as if he had been shot). Es dauerte lange, bis der Erstarrte nach den stärksten Reibungen und selbst Schlägen wieder zu sich kam. Auch kehrte das Bewusstsein erst nach den schrecklichsten Convulsionen zurück [1]). Auch die Hexen im Mittelalter fielen wie todt zu Boden, wenn man sie zwang, sich mit ihrer Hexensalbe zu bestreichen [2]). „Je mehr die Priesterwürde, nachdem sie einen festen Boden in der Gesellschaft gewonnen hat, zu einem erblichen Vorrechte wird, und je mehr sich mit zunehmender Behaglichkeit des Wohllebens die nervöse Prädisposition, die früher besonders den Ausschlag in der Erwählung der Candidaten gab, wegfällt, desto lästiger werden allmählich die convulsivischen Operationen, um den Zustand der Ekstase anzubringen, und es wird dann nöthig, allerlei Mittel und Wege zu finden, um dieselbe durch betäubende Musik, durch rasendes Springen, durch berauschende Getränke, durch narkotische Düfte, durch einförmig wiederholtes Gemurmel, durch gewaltsames Transpiriren, durch verlängertes Fasten, durch Halsumschnüren u. dergl. m. hervorzurufen“ [3]). Diese Mittel werden denn auch von den Fetischpriestern allenthalben angewendet, um die gewünschten Erfolge zu erlangen. Die Jongleurs sowohl in Nord- als Südamerika verdrehen den Körper so fürchterlich und erheben ein so grauenhaftes Geschrei, dass sie nicht blos Personen, die

---

[1]) Carver, Travels through the interior parts of North America. Lond. 1778. p. 271. 274.

[2]) Bodin, de la Demonomanie des Sorciers. Paris 1581. p. 96—99. Malleus Maleficorum. Lugd. 1669. II. 69.

[3]) Bastian, die Seele etc. S. X.

ihre Betrügereien durchschauen, Entsetzen einflössen[1]), sondern selbst den in der Entfernung nur zuhörenden Weibern und Kindern Krämpfe zuziehen[2]). Durch ähnliches Springen und Schreien bereiten sich die Schamanen Sibiriens[3]) und die afrikanischen Fetizeros[4]) zur Ekstase vor. Um den Eintritt derselben zu beschleunigen, trinken sie Tabackssaft oder nehmen erschöpfende Dampfbäder[5]). Sibirische Schamanen trinken ein Decoct von Fliegenschwämmen oder den Urin von Personen, die sich durch Fliegenschwämme betäubt haben[6]). Der aufgeregte Zustand, in den der Zauberer durch diese ungeheuren körperlichen Anstrengungen geräth, ist so ermattend, dass manche sich ungern dazu verstehen, selbst wenn ihnen die beste Bezahlung geboten wird[7]). Auch greift die künstliche Tobsucht den Körper und besonders die Augen so sehr an, dass viele Schamanen erblinden, wodurch indess ihr Ansehen nur vermehrt wird[8]).

Zu den künstlichen Mitteln, die dazu dienen, das Furchtbare der Scene zu erhöhen und das Volk zu beängstigen, gehört auch die Ausrüstung des Fetischmannes: hauptsächlich der Zaubermantel und die Zaubertrommel, die nur bei den Schamanen und Schamaninnen Kamtschatkas nicht vorzukommen scheint, während alle übrigen sibiri-

---

[1]) Charlevoix, p. 361 ff. On les y voit entrer dans des convulsions et des enthousiasmes, prendre des tons de voix et faire des actions, qui paraissent au-dessus des forces humaines et qui inspirent aux spectateurs les plus prévenus contre leurs impostures une horreur et un saisissement, dont ils ne sont pas les maîtres.

[2]) de Lery, Histoire d'un Voyage fait en la terre de Brésil. Génève 1580. p. 242—247. 298.

[3]) Georgi, Beschr. S. 320. 377. 378. Gmelin's Reisen I. 285. 397. 398. Isbrand, in Voy. au Nord VIII. 56. 57.

[4]) Römer S. 57. Bosmann S. 260.

[5]) Charlevoix p. 361. 362.

[6]) Georgi S. 329.

[7]) Charlevoix S. 362.

[8]) Georgi, l. c.

schen Schamanen sie anwenden. Die Trommeln sind eiförmige Siebe oder Schachteln von verschiedener Grösse, nur an einer Seite mit einem Felle überspannt und inwendig mit allerlei Klimperwerk und kleinen Götzen behangen. Fell und Ränder sind mit seltsamen Figuren bemalt, die Schlegel von Holz mit Fell bekleidet und mannichfach verziert. Von dem wahren Zwecke dieser Instrumente, durch ihr lautes Geräusch eine betäubende Wirkung hervorzubringen, ist der, welchen die Schamanen angeben, sehr verschieden: nach ihrer Aussage nämlich lieben die Götzen und Geister diese Höllenmusik und sind dadurch leichter herbeizulocken [1]). Sie trommeln daher so lange, bis dieselben erscheinen, d. h. bis der Trommler durch die anstrengende Bewegung in den gewünschten Zustand wilder Aufregung hineingekommen ist. Statt der Trommeln dienen auch Schellenstäbe und andere lärmende Instrumente [2]); bei den Dakotaindianern ausser Trommel und Klapper auch ein eingekerbter Knochen, der, auf einer zinnernen Schüssel hin- und hergerieben, schrille, ohrenzerreissende Töne hervorbringt [3]). Die Zaubermäntel der Schamanen, aus Leder verfertigt, beschreibt Isbrand so: C'était une sorte de casaque garnie de figures de fer pendantes, qui représentaient toutes sortes d'oiseaux, de poissons, de bêtes feroces; des flèches, des scies, des marteaux, des sabres, des massues et généralement tous les objects effrayants, qu'on peut imaginer [4]). Ein derartiger Mantel hat ein solches Gewicht, dass ein starker Mann mit der Hand ihn kaum aufheben kann [5]), und erregt, wenn der Schamane seine gewaltsamen Sprünge darin macht, ein solches Geprassel,

---

[1]) Georgi, Beschr. S. 378 und S. 13. Gmelin II. 49.

[2]) Ebenda S. 13. S. 378. Gmelin I. 289.

[3]) Schoolcraft, Abbildung Tafel 75.

[4]) Isbrand, p. 56. Georgi, Beschr. S. 377. Gmelin I. 397. 399. II. 83.

[5]) Ebenda.

dass man nach Gmelin meinen sollte, „einen mit Ketten und Banden gefesselten Teufel vor sich zu sehen“ [1]). Der übrige Theil des Ornates: die Eulen- und Adlerfedern, die Schlangenhäute und Hörner, die Handschuhe in Bärengestalt, entspricht dem Mantel in guter Harmonie. Auch die afrikanischen Fetizeros staffiren sich in ähnlicher Weise mit Tiger- und Löwenfellen aus; sie beschmieren sich das Gesicht mit weissen, den übrigen Theil des Körpers mit anderen Farben oder nehmen, um furchtbar zu erscheinen, mit sich dieselbe Operation des Federns vor, die das lynchende Volk Amerikas manchmal anwendet. An kleinen Schellen, Köpfen, Flügeln, Klauen von Vögeln, Trommeln, Waffen, Hörnern, Kräutern, Wurzeln, Zweigen, mit denen sie sich behängen, fehlt es ebenfalls nicht [2]). Und unter dieser Last tanzen, heulen, schreien und schäumen sie, wie es auch von thibetanischen Zauberern berichtet wird: saltitat, torquetur in omnes partes, fremit, furit, stridet, ululat etc. [3]). Natürlich nehmen sie ihre Operationen meistens in dem magischen Dunkel schwach erleuchteter Hütten oder auch in völliger Finsterniss vor [4]). Zu diesen Gaukeleien gesellen sich manchmal auch wirkliche Taschenspielerkünste. So waschen sich die Fetischmänner mit Feuer, wobei sie geschickt im Augenblicke die Kohlen von der Asche zu sondern wissen und nur die letztere verwenden; oder laufen über glühende Kohlen,

---

[1]) Gmelin I. 398.

[2]) Cavazzi, II. 183. 196. 251. Von den wilden Bewohnern der Landenge von Darien, Californiens und Brasiliens dasselbe bei Wafer, Voyages où l'on trouve une de scription de l'isthme de Darien (in Dampier, Voyages Bd. IV.) p. 176; Lery, p. 242—47; 298; Begert's Nachrichten von Californien, Mannheim 1712. S. 142. 159; 165.

[3]) Alphab. Thibet. p. 243. 244.

[4]) Georgi, Gmelin ll. cc. Cranz, Grönländer S. 268. 270. Von den Wilden in Guiana, Biet, voyage dans la France Equinoctiale. p. 387. Acosta V. 26. 245.

stossen sich scheinbar Messer und Pfeile in den Leib u. s. w. [1]).

Durch Anwendung derartiger Kunstgriffe ist es den Fetischpriestern, zumal in Afrika, gelungen, die Macht und den Einfluss, den ihnen ihre Verbindung mit den Fetischen in der religiösen Einbildung des Volkes schon ohnedies gewährte, bis zu einer unglaublichen Höhe zu steigern. In öffentlichen wie Privatangelegenheiten ist der Fetischpriester der unentbehrliche, stets gesuchte Beistand. So ist auf Fernando Po der Oberpriester, der Botakimaon, „ein wichtiger Mann im Staate". Ausserdem wohnt in jedem Dorfe ein Buyeh-rup, der bei häuslichen Angelegenheiten um Rath gefragt wird. Dieser letztere geniesst eines geringeren Ansehens, als der Botakimaon, in dessen Wohnung sich zur Zeit der Yam-Reife die Neger zu den sogenannten Customs versammeln, welche weiter an der Küste oft mit den Ceremonien eines Lingamdienstes verbunden sind, und bei welchen der Aelteste durch den Genuss der Erstlinge die Fruchtbarkeit des kommenden Jahres, wie einst der Oberpriester auf Arkona, sicherte. Der Botakimaon ist es, der sogar die Krönung des Königs vornimmt. Nach Consul Hutchison (in dem interessanten Buche: Impressions of Western Africa) „zieht sich bei einer Krönung der Botakimaon in eine tiefe Grube zurück, um sich dort durch einen der Roukaroukos (oder Schlangendämonen) mit dem Teufel Maon zu unterhalten. Er theilt dem Könige die ihm gewordene Botschaft mit, beschüttet ihn mit einer Art gelben Pulvers, Tscheoko genannt, und setzt den von seinem Vater getragenen Hut ihm auf's Haupt. Nachdem er den Thron bestiegen, ist dem Könige der Genuss von Cocco (Arum acaule), Wild- und Stachelschweinefleisch verboten" [2]). Der Priester ist auch Jurist, der

---

[1]) Gmelin II. 87. III. Vorrede S. 7. III. 72.

[2]) Bastian, S. Salv. S. 318. 19. Tscheoko, ein vegetabilisches Product, which is obtained (nach Hutchison) in collecting a creamy

über die Conflicte, in welche der Einzelne mit den Staatsgesetzen tritt, entscheidet. „Die einzige Concession, die aus Nothwendigkeit in der primitiven Gemeinde der sonst schrankenlose Neger dem Ganzen macht, ist die Anerkennung der alten Traditionen und seine Unterordnung unter dieselben, aber eben weil er zu eifersüchtig darüber wacht, dass sie seine Freiheit möglichst wenig beeinträchtigen, räumt er ihnen eine Gewalt ein, die sich bald ganz seiner Controle entzieht. Er sucht sie so viel wie möglich im Dunkeln und sich aus dem Sinne zu halten, sie niemals zu definiren und verstrickt sich dadurch allmählich in ein Gewebe unsichtbarer Fäden, die nur durch die künstlichen Lupen der Gelehrten, d. h. bei den Naturvölkern der Priester, erkannt werden können. So fällt er machtlos deren Willkür anheim und wird zum Sclaven“ [1]). In seiner Eigenschaft als Jurist nimmt der Priester den Eid ab und leitet die Ordalien. Hauptsächlich durch diese letzteren steigert sich ihre Macht zu einer verderbenbringenden Höhe. „Da jeder Todesfall, dessen Ursache nicht ganz klar zu Tage tritt, einer Verzauberung zugeschrieben wird und den Stammgenossen die Pflicht der Blutrache auflegt, so gewinnen die Priester, in deren Händen es liegt, den Ausgang der Ordeale zu bestimmen, eine Macht, die auch ausser Afrika bei allen Wilden sich schwer empfinden lässt. Vermag der Mensch nicht selbst die Erklärung eines Phänomens zu finden, so folgt er willenlos den Andeutungen derjenigen Klasse, der ihre höhere Befähigung die Mittel, ihn zu leiten, an die Hand giebt. Die Verwandten des Verstorbenen wenden sich an den Fetischmann und verlangen zu wissen, welcher Feind es sei, der ihnen diesen Verlust zugefügt habe. Im Schlafe oder im Zustande der Ekstase enthüllt

coat, that is found on the waters at the mouth of some small rivers, evaporating the water and forming a chalky mass of the residue.

[1]) Bastian S. 167.

sich dem Priester die Antwort, er nennt die Verdächtigen, und bald ist es das prüfende Ordealwasser, bald die Leiche, die vor seiner Hütte die Träger zum Stehen bringt, bald das Auffinden vergrabener Talismane, was seine Schuld beweist. Auf Befehl des Palavers wird er ergriffen, gebunden und zerstückt, da es die religiöse Pflicht einem jeden Gliede der Gemeinde gebietet, selbst Hand angelegt zu haben, um die blutenden Glieder zu zerreissen. Die Tyrannen der Zulus wussten dies Dogma zur Erreichung ihrer politischen Zwecke zu benutzen. Auf, ihren Wünschen entsprechende, Orakel gestützt, vernichteten sie fast die ganze Aristokratie ihres Stammes und bereicherten sich durch die Heerden der Verurtheilten" [1]).

Der Priester erkennt die Zukunft, sei es aus den Eingeweiden der Opferthiere, sei es durch die Belehrung von Seiten der Fetische. Es liegt in seiner Hand, irgend einem Vorhaben einen günstigen oder ungünstigen Ausgang zu weissagen. So kann er verhindern, was ihm unlieb ist. Andererseits ist er es, dem der Fetisch mittheilt, dass dies oder jenes geschehen solle. So kann er in's Werk setzen, was er wünscht. Der Fetisch verlangt, der Fetisch verbietet, dass es geschehe: das ist die Devise, unter welcher der Priester seines eigenen Herzens Wunsch und Gelüste zum leitenden Gesetz seiner bethörten Gemeinde machen kann; unter welcher er sich aneignet, was er begehrt; den Feind aufopfert, den er hasst; über Leben und Tod, über Krieg und Frieden entscheidend bestimmt. Die Fetischpriestermacht in dieser ausserordentlichen Steigerung zeigt sich besonders bei der Hohenpriesterfamilie von Whida und dem Chitome von Congo. Die Neger von Whida verehren als ihren grossen Fetisch hauptsächlich die heilige Schlange, von der wir unten werden zu sprechen haben. Den Priestern und Priesterinnen dieser Schlange darf bei

---

1) Bastian, S. Salv. S. 91.

Todesstrafe nichts verweigert werden; sie dürfen im Namen des Fetisches nehmen was sie wollen: Vieh, Menschen, Schätze; der Hohepriester herrscht unumschränkt, der König ist nur sein erster Diener[1]). Bis zur höchsten Potenz aber hat sich diese priesterliche Machtfülle in dem Chitome von Congo gesteigert. Man verehrt in ihm nicht etwa nur einen ersten Diener der Götter oder Fetische, sondern er ist selbst Gott, er selbst ist Fetisch. Seine Person ist ohne Vergleich heiliger, seine Macht grösser und seine Wohnung unzugänglicher, als die irgend eines Königs oder Fürsten in Afrika. Er mag begehen, welche Verbrechen er will: Niemand kann ihn zur Verantwortung ziehen, viel weniger verhaften oder bestrafen. Ohne seinen Willen und Beifall dürfen die Könige nichts Wichtiges unternehmen und kein Befehlshaber ein Amt antreten. Neu ernannte Statthalter begeben sich mit einem grossen Gefolge zur Wohnung des Chitome und bitten mit demüthigem Flehen, dass der Hohepriester ihnen die Gnade erweisen möge, sie vorzulassen. Diese Bitten werden nie zum ersten Male erhört. Der Chitome lässt vielmehr die Statthalter so lange warten, bis sie ihre Bitten mit einer genügend erscheinenden Menge von Geschenken unterstützt haben. Dann kommt er endlich aus seiner Wohnung hervor, bespritzt die Bittenden mit Wasser, bestreut sie mit Staub und befiehlt ihnen, sich auf den Rücken zu legen. Nun tritt er sie mehrere Male auf den Leib zum Zeichen, dass sie seine Knechte seien, und lässt sie schwören, dem Chitome in allen Stücken gehorchen und seine Befehle augenblicklich vollziehen zu wollen. Die Gedemüthigten preisen sich glücklich, wenn der Hohepriester als Gegengeschenk ihnen einen Brand von dem heiligen Feuer giebt, das er beständig unterhält, und dessen Scheite als Heil- und Schutzmittel gegen Krankheit und Unfall von ihm verkauft werden.

---

[1]) Bosmann 458 ff. Des Marchais II. 144. 153. ff.

Von allen Früchten des Feldes gehört dem Chitome ein Theil. Durch seine Kraft allein wird die Welt erhalten — hier aber nimmt wie immer auch diese Alles übersteigende Macht eine unangenehme Wendung für ihren Träger. Denn da die Welt, die nur durch seine lebendige Kraft erhalten wird, mit seinem Tode unfehlbar untergehen würde, so darf der Chitome nicht sterben. Wie hilft man sich nun? Ist ein Chitome so krank, dass man an seinem Wiederaufkommen zweifeln muss, so dringt sein Nachfolger, mit einer Keule und einem Strick bewaffnet, in sein Haus und erschlägt oder erwürgt den Kranken, je nach dessen Wahl. Durch diesen Act der Ueberwältigung des alten Chitome ist der Nachfolger selbst Chitome geworden (le roi est mort — vive le roi!) und die Welt bleibt erhalten [1]). Der Chitome ist selbst Fetisch; sonst stützt sich die Macht des Fetischpriesters nur auf die in seinem Besitz befindlichen Fetische; so bei den Hohenpriestern von Whida auf die heilige Schlange. Bei den Kramantis folgt unter den Söhnen eines Priesters derjenige nach, der den Muth hat, dem Sterbenden gewisse Körner aus dem Munde zu nehmen und sogleich in den eigenen Mund zu stecken [2]).

Da die Priester die Zaubermacht besitzen, durch die sie bewirken können, was sie wollen, so schreibt häufig auch das von Noth und Unheil bedrängte Volk all' sein Leiden ihrem bösen Willen und Wirken zu. Mit der Vernichtung der vermeintlichen Ursache also hofft es auch die Wirkung zu beseitigen, und nun wird den Priestern der Glaube des Volkes an ihre Macht ebenso Verderben als vorher Nutzen bringend. Die Fürsten der Kaffern und Hottentotten lassen bei hartnäckigen und gefährlichen Krankheiten häufig alle Zauberer, deren sie sich bemäch-

---

1) Cavazzi I. 254 ff.
2) Oldendorp I. 328.

tigen können, erstechen [1]). Die Chiquites in Paraguay glaubten entdeckt zu haben, dass die Priester weit mehr Böses als Gutes in der Welt stifteten, und rotteten sie daher sämmtlich aus. Trotzdem blieb ihr Glaube bestehen, dass alle Krankheiten in Folge von Zauberei entständen. Damit nun das Volk der Hülfe, welche die Zauberer ihm bei Krankheiten geleistet hätten, nicht entbehre, übernahmen die Häuptlinge das Geschäft der Heilung selbst und zwar auf eben die Art, wie die Zauberer es geübt hatten [2]). Die ausserordentliche Macht, in deren Besitz das Volk die Priester glaubt, macht diese zu blutsaugenden Tyrannen, deren Despotie so lange dauert, bis endlich das unterdrückte Volk seine Fesseln zerbricht und schreckliche Rache nimmt. Der Uebermuth des Priesters von Whida hatte eine Verschwörung gegen den König angezettelt. Da vergass man die heilige Unverletzlichkeit der priesterlichen Personen, die Grossen des Reiches erhoben sich einmüthig für den König, und eine allgemeine blutige Verfolgung der Schuldigen begann [3]).

Wie der Einfluss des Fetischpriesters so in's Grosse geht, so erstreckt er sich andererseits wieder auf die kleinsten Angelegenheiten des Privatlebens. Keine Hütte kann bezogen werden, wenn sie nicht erst der Priester von den schädlichen Mächten dadurch befreite, dass er sie eine Zeit lang selbst bewohnte, sie durch Räucherungen reinigte und einem schützenden Fetische weihte [4]). Heirathen werden vom Priester sanctionirt, indem er in Congo dem zu ver-

---

[1]) Sparrmann, Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung im Jahre 1772. Aus dem Schwedischen. S. 198. 199. Ebenso verfuhren Patagonier, als die Blattern ausgebrochen waren. Falkner, p. 117. Barrere, Beschreibung von Guiana (Götting. Sammlung von Reisen Bd. II.) S. 159.

[2]) Lettres édif. Nouv. Ed. VIII. 339—345.

[3]) Bosmann S. 463. 464.

[4]) Bastian S. 78.

einigenden Paare zwei Hühner giebt, die von dem einen für den andern bereitet werden, so dass der Mann das Huhn der Frau, die Frau das Huhn des Mannes geniesst [1]). Fühlt die Frau sich schwanger, so stellt sie sich und das Gedeihen ihres Kindes unter den Schutz eines Fetisches. „Sie bringt (in Westafrika) dem Fetischpriester ihr Opfer für den Fetisch, das in einer Flasche Rum und einer Anzahl Kauris besteht, dar, wofür er ihr eine mit Papageischwanzfedern geschmückte Schnur um den Arm bindet“ [2]). „Im zehnten bis zwölften Jahre werden die Kinder durch den Fetischpriester eingeweihet. Es versammeln sich dann alle Einzuweihenden unter dem Fetischbaume des Ortes, der Priester kommt und bringt dem Fetisch ein weisses Huhn zum Opfer, indem er ihm den Kopf abschneidet und das Blut auf die Erde träufeln lässt. Dann vertheilt er die Federn unter die im Kreise stehenden Kinder und lässt ein Feuer anmachen, um das Huhn für den Fetisch zu kochen. Sobald dies geschehen, erhält der Fetisch ein wenig davon, das Uebrige lässt der Fetischpriester nach seinem Hause bringen. Nun wird unter Lärmen und Singen zum Badeplatz gezogen, wo der Priester die Kinder alle wäscht und dann weiss anstreicht, hierauf wird die Feier durch Lärmen und Singen beschlossen“ [3]). Die Erziehung, so weit davon die Rede sein kann, liegt in den Händen des Priesters. „Jedes Jahr versammelt der Fetischpriester diejenige Altersklasse der Knaben, die in die Pubertät tritt, und führt sie in den Wald, wo sie sich ansiedeln und ein unabhängiges, aber ein genau geordnetes Gemeinwesen unter sich bilden, in dem jede Uebertretung durch strenge Züchtigung bestraft wird. Die bei der Beschneidung nachbleibende Wunde heilt gewöhnlich schon in einer Woche, aber sie verweilen noch sechs Monate dort, abgeschlossen von

---

1) Bastian S. 88. Vergl. Loyer p. 152.

2) Halleur S. 29.

3) Ebenda S. 30. Weisse Farbe: vergl. Waitz I. 365.

der übrigen Welt, während welcher Zeit jeder einzeln in der Bereitung seines Medicinsackes unterrichtet wird. Jeder wird mystisch mit dem fortan sein Leben bestimmenden Fetische verknüpft [1]). Selbst ihre nächsten Verwandten erhalten keine Erlaubniss, sie dort zu besuchen, und Frauen droht die härteste Strafe, sollten sie sich nur in der Nähe eines Waldes, in dem sich eine solche Knabencolonie befindet, betreffen lassen. Wird die Prüfungszeit von dem Priester für beendet erklärt, so kehren sie zu ihren Familien zurück, die sie mit grossen Festen empfangen" [2]). Die Kinder sind ganz in die Gewalt der Priester gegeben, welche dieselbe auch in höchst mystischer Weise auszubeuten scheinen. Bastian erzählt, was er in Quindilu aus dem Munde eines Dolmetschers hörte:

„Im Lande Ambamba muss Jeder einmal gestorben sein, und wenn ein Fetischpriester seine Calebasse gegen ein Dorf schüttelt, so fallen diejenigen Männer und Jünglinge, deren Stunde gekommen ist, in einen Zustand lebloser Erstarrung, aus dem sie gewöhnlich nach drei Tagen auferstehen. Den aber, welchen der Fetisch liebt, führt er oft in den Busch und begräbt ihn in dem Fetischhause, oftmals für eine lange Reihe von Jahren. Wenn er wieder zum Leben erwacht, beginnt er zu essen und zu trinken wie zuvor, aber sein Verstand ist fort, und der Fetischmann muss ihn erziehen und selbst in jeder Bewegung unterweisen, wie das kleinste Kind. Anfänglich kann das nur durch den Stock geschehen, aber allmählich kehren die Sinne zurück, so dass sich mit ihm sprechen lässt, und nachdem seine Ausbildung vollendet ist, bringt ihn der

---

[1]) „Die Papuas treiben bei der Geburt eines Kindes einen Kiesel unter die Rinde eines Baumes ein, der, damit verwachsend, ihnen eine unumschränkte Gewalt über das Leben des dadurch Gefeiten (feito, faer) giebt, welches mit Umhauen des Stammes eben so sicher abgeschnitten sein würde, als Meleager mit dem Holzscheite der Parzen verbrannte." Bast. S. Salv. S. 103. Anm.

[2]) Ebenda S. 85.

Priester seinen Eltern zurück. Dieselben würden ihn selten wiedererkennen, ohne die ausdrückliche Versicherung des Fetizeros, der ihnen zugleich frühere Ereignisse in's Gedächtniss zurückführt. Wer die Procedur der Wiedergeburt in Ambamba noch nicht durchgemacht hat, ist allgemein verachtet und wird bei den Tänzen nicht zugelassen." So bildet der Sheikh Al-Gebal seine Bathenier in Bamba, setzt Bastian hinzu [1]).

Auch die Erwachsenen sind der Macht des Priesters nicht entzogen. Verlangt der Fetisch, dass ihm eine Anzahl Menschen geweiht werden, so geschieht dies z. B. in Loango auf folgende Weise: Es wurden dort „alljährlich eine bestimmte Anzahl von Männern, Frauen und zwölfjährigen Kindern von dem Oberpriester der Gangas dem Fetische des Maramba, der dem Könige stets vorausgetragen wurde, geweiht. Sie mussten mehrere Tage in einer dunkeln Hütte fasten und wurden entlassen mit der Warnung, ein strenges Stillschweigen während acht Tage zu beobachten. Brachen sie dieses nicht trotz aller Quälereien, die angewendet wurden, um sie wankend zu machen, so führte sie der Ganga vor das Götzenbild, und indem er ihnen auf die Schulter einen halbmondförmigen Einschnitt machte, liess er sie schwören, bei dem aus der Wunde fliessenden Blute, dem Maramba für immer treu zu bleiben. Er verbot ihnen dann den Genuss bestimmter Fleischspeisen, legte ihnen die Erfüllung bestimmter Gelübde auf und hing ihnen, als Zeichen der Einweihung, eine mit Reliquien angefüllte Büchse um den Hals" [2]). Solche dem Fetische geweihte Personen sind nach Halleur unverletzlich; „sie dürfen thun, was sie wollen, dürfen sich nehmen, was ihnen gefällt; Niemand darf ihnen bei Todesstrafe etwas verweigern." Freilich ist die Achillesferse dieser

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 82.
[2]) Ebenda S. 86.

grossen Freiheit die, dass einige von ihnen jährlich geopfert werden [1]).

Die Priester sind die Wissenden. Ihre Wissenschaft, die Gelehrsamkeit des Naturmenschen, umfasst das gesammte Gebiet der Fetische, ihre Zubereitung und Anwendung, die Zauberformeln und Taschenspielerkünste, die Seelen- und Geisterlehre, die Cultusgebräuche, endlich auch die erwähnten historischen und juristischen Kenntnisse, ein weites, mühsames Studienfeld für den harten Kopf eines Wilden, der mit Staunen die tiefen Gedanken und welterleuchtenden Definitionen seines Meisters zu fassen strebt. Denn z. B. „die Unterscheidungen zwischen Geist und Seele, ihre Verbindung mit dem Körper, ihre Präexistenz und Fortleben, sind bei den Völkern der Küste jenseits Fernando Po eben so spitzfindig definirt, als die Functionen der drei spiritus familiares bei Agrippa" [2]). Es unterliegt ja auch keinem Zweifel, sondern ist eine natürliche Folge ihrer wie jeder stetigen Beschäftigung mit einem Gegenstande, welcher es sein möge, dass die Fetischpriester, im beständigen Umgang mit den Fetischen, die ursprünglichen Vorstellungen von denselben, wie sie aus der Natur des Wilden nothwendig und fortwährend emporwachsen, weiter fortgebildet und entwickelt haben; dass eine Menge Fetische und Fetischgebräuche nicht ursprünglich im Volke entstanden, sondern erst von ihnen gemacht und der dafür empfänglichen Menge gegeben sind; dass sie Unterscheidungen und Definitionen ersonnen, Classificationen und Systeme gebildet haben. Es müsste nicht uninteressant sein, eine solche wilde Dogmatik im Einzelnen kennen zu lernen, bei der man nur keine Ansprüche auf grosse logische Consequenz wird machen dürfen, denn der wilde Meister bleibt eben immer ein wilder Meister, und

---

[1]) Halleur S. 32.
[2]) Bastian, S. Salv. S 83. Anm.

der Charakter seiner Systeme wird daher kaum Anderes als Systemlosigkeit sein. Begreiflicherweise stimmen in Afrika und Amerika die verschiedenen Systeme in ihren Entwicklungen eben so wenig überein wie unter anderen Himmelsstrichen. Begreiflicherweise auch beschränkt sich die Polemik der Anhänger verschiedener Schulen gegen einander nicht auf ein höflich scharfes Wortgefecht wie bei uns, die Wahrheit der Thesen wird vielmehr durch die Schlagfertigkeit der Faust bewiesen. Disputationen in diesem Style sind nicht selten, und betheiligen sich stets viel offene Köpfe daran. So waren in Congo zu Cavazzi's Zeit zwei ärztliche Collegien, die Macusa-Matamba und Ngulungu-Nbazi, die, da sie nach verschiedenen Systemen curirten, sich beständig in den Haaren lagen[1]). So war es unter den Abiponen, so machten es die Piaches oder Boyez (Zauberer) der Cariben[2]).

Die Wissenschaft der Fetische kennt natürlich das Volk nicht; die dahin gehörigen Vorstellungen sind ihm eben so fremd, wie unserm Volke die gefeilten Begriffe der Dogmatik; ihm ist also auch die Terminologie der wilden Gelehrten nicht verständlich. Sowohl von den Fetizeros der Neger als auch den Angekoks der Grönländer wird berichtet, dass sie eine eigenthümliche Sprache unter sich haben, die den Laien ganz oder grösstentheils unverständlich ist[3]). Auch unsere Gelehrtensprache versteht das Volk nicht. Auch bei den Dakotaindianern bedienten sich die Priester einer eigenthümlichen Sprache, in der die Wörter des täglichen Lebens zwar gebraucht, doch in einem von

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 202.

[2]) Dobrizhofer II. 84. Du Tertre II. 368. S'il arrive, qu'une personne invite plusieurs Boyez et qu'ils fassent venir chacun leur Dieu, c'est pire que la diablerie de Chaumont: car ces diables s'entredisputent et se disent mille injures et même au dire les Sauvages, s'entrebattent si rudement etc.

[3]) Römer S. 80 ff. Cranz S. 273. H. Egede's, Bischofes in Grönland, Beschreibung von Grönland. S. 122. vergl. Bastian S. 153.

der gewöhnlichen Bedeutung abweichenden Sinne gebraucht wurden. Auch die Häuptlinge sprachen unter sich diese Sprache, um sich dadurch gegen das Volk abzuschliessen [1]). Auf Neuseeland, Tahiti, Hawaii und Mangarewa giebt es ebenfalls eine besondere heilige Sprache; die Priester wenden sie zwar an, verstehen sie aber selbst schon nicht mehr recht [2]).

Es ist nothwendig, die Wissenschaft der Fetische fortzupflanzen. So sind denn die Priester „gewöhnlich von einem Kreis von Schülern umgeben, welche ihnen die nöthigen Fetische verfertigen und später in ihrer Würde nachzufolgen hoffen.“ — „Frauen, die lange unfruchtbar gewesen oder denen ihre Kinder gestorben sind, pflegen oft die Frucht im Mutterleibe dem Dienste des Fetisches zu weihen und überliefern das neugeborene Kind dem Priester ihres Dorfes. Derselbe übt es schon in seiner Jugend in den wilden Tänzen, durch die er sich unter betäubendem Trommelschalle aufregt, und unterrichtet es in späteren Jahren in den Künsten, die nöthig sind, um in dem Zustande schrecklicher Convulsionen die Stimme des Dämon zu verstehen und den Fragen gemäss zu erklären“ [3]). Auch die Schamanen nehmen Schüler an. Unter den Negern wird der Unterricht in den priesterlichen Zauberkünsten gegen Honorar ertheilt [4]).

Die priesterliche Wissenschaft, die ihre Träger gross und gefürchtet macht, wird von denselben geheim gehalten. Sie ist nur für die Eingeweihten. Diejenigen nun, welche einer und derselben Lehre anhängen, welche demselben

---

[1]) Rigg's Grammar and dict. of the Dakota language. Washington 1852. Vergl. Waitz, III. 273.

[2]) Thomson, the story of New-Zealand. Lond. 1859. I. 80. Chamisso. 46. Moerenhout, Voy. aux îles du grand Océan. Paris 1837. I. 484. vergl. Waitz, Anthrop. V. 2. 226 ff.

[3]) Bastian S. 85. S. 100.

[4]) Cavazzi II. 220. I. 294.

Systeme folgen, bilden dadurch selbstverständlich einen Kreis für sich, einen Bund, einen Orden, dessen Geheimnisse nur der Eingeweihte kennt, dessen dunkle Macht den Ungeweihten mit Furcht und Grauen erfüllt. Solche priesterliche Geheimbünde mit in sich abgeschlossenen Fetischsystemen finden sich in den organisirten Priesterklassen Cabende's und Loango's [1]). „Südlich von Congo findet sich ein ausgebildetes Fetischsystem nur in Bamba, dessen König, früher der Generalissimus des congesischen Reiches, sich gegenwärtig in seiner schwer zugänglichen Gebirgsgegend ganz von dem portugiesischen Einflusse isolirt hat und jedem Fremden den Zutritt zu seiner Banza verwehrt. Es hat sich dort eins jener religiösen Geheimnisssysteme erhalten, die an der ganzen Westküste von Cameroon bis zum Gambia durch die gefürchtete Macht ihrer Mysterien dominiren." Es ist dieser Grossfetisch, den wir schon oben erwähnten, der im Innern des Buschlandes lebt, wo ihn Niemand sieht und Niemand sehen kann, der „die Mysterien seines Dienstes gewöhnlich in den abgelegensten Klüften verbirgt, aber doch einige Plätze in der Nähe der Strasse reservirt, um seine Macht und Gewalt in dem Gedächtniss der erschreckten Reisenden, wenn sie seine Zeichen aufgepflanzt sehen, lebendig zu erhalten" [2]). Auch in Nord- und Südamerika haben sich derartige Geheimbünde entwickelt.

Erst nach eingehenden Belehrungen und Prüfungen, die manchmal nur ein, oft sogar zehn Jahre dauern, werden neue Mitglieder aufgenommen. Hat der Candidat über seine Fertigkeit in anhaltendem Fasten, wilden Tänzen, in Convulsionen und im Trinken von Tabackssaft zur Beschleunigung derselben den Ausweis geliefert, so eröffnen sich ihm die Geheimnisse des Ordens stufenweis. Bei den

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 81.
[2]) Ebenda S. 82. S. 50.

Cariben empfingen die Jünger des Bundes der Piaches die volle Priesterweihe erst mit dem dreissigsten oder fünfunddreissigsten Lebensjahre. Die Bundesbrüder standen im gegenseitigen Schutz- und Trutzbündniss, welches den Bundestreuen mit eben so grosser Aufopferung beschützte, als der Abtrünnige mit vernichtendem Hasse verfolgt wurde [1]. „Die Secte der Nquiti in Congo versammelte sich zu nächtlichen Tänzen in den Wäldern und liessen den einzuweihenden Candidaten über einen geweihten Strick schreiten, um ihn nach seinem Tode wieder erwecken zu können“ [2]. Aehnliche Gesellschaften, deren Mysterien in Tänzen bestehen, die nur den Geweihten bekannt sind, giebt es bei den Dakotaindianern [3].

In welch' grauenvoll barbarischem Style diese Mysterien und ihre Lehren manchmal gehalten sind, geht aus dem hervor, was Bastian über den furchtbaren Bund der ihrem Ursprunge nach räthselhaften Jagas mittheilt: „Sobald die Kunde von dem Tode des Jaga in Cassange durch das Land erscholl, versammelte sich das Volk und die Maquitas vor seiner mit dem fürstlichen Federschmuck angethanen Leiche, die, das Rilunga in der Hand, auf einem erhöhten Throne sass, und baten den Verstorbenen, seinen Nachfolger zu bestimmen. Unter dem Getöse rauschender Musik senkte sich sein Geist auf den Vertreter des Tendalla-Geschlechtes, der in gerader Linie von dem Bruder des Reichsstifters abstammte, und lenkte im Taumel wilder Inspiration seine Hand, um den Auserwählten aus der Menge herauszugreifen. Diesen umringte sogleich die Schaar der Priester und riss ihn aus der Versammlung mit sich fort in die Finsternisse eines abgelegenen Waldgrundes, dessen

[1]) Ueber die Bündnisse in Amerika s. Carver, S. 272. Charlevoix 363. du Tertre II. 367. 368. Biet III. IV. 386. 387. Lafiteau I. 336—344.

[2]) Bastian, S. Salv. S. 202.

[3]) Keating I. 283.

Betretung jedem Laien sichern Tod brachte. Während die Grossen die Beerdigung vorbereiteten und die Leiche nach Ausbrechung eines Zahnes, der heilig gehalten wurde, gleich dem der Mahastupa, in einem durch das Blut eines Knaben und eines Mädchens getränkten Grabe mit zweien der Lieblingsfrauen einmauerten, wurde der künftige Thronerbe von den Catondos in ihren furchtbaren Mysterien unterrichtet, wurde ausgeführt zu nächtlichen Mordanfällen, damit sein Herz nicht zittere vor der kalten Hand des Todes, und wurde bekannt gemacht, mit den Kräften der zu Medicin oder Gift zu verwendenden Kräuter. Am Ende des Jahres tritt er seine Regierung an. Um seinen Palast zu errichten, versammeln sich die des Baues kundigen Arbeiter. Ehe aber dieser begonnen wird, bedarf es des Blutes, um den Grundstein zu befestigen, und das ausgewählte Opfer wird herbeigeführt, Augen und Mund sorgsam verbunden, damit kein Blick, kein Laut das Mitleid des Jaga erwecken möge, — denn jede Regung der Menschlichkeit würde den Zauber brechen und den Zorn seiner Ahnen auf ihn herabrufen. Seine Brust ist gestählt gegen Mitleid; das abgeschlagene Haupt rollt in den Strom, und viermal durchschreitet der Jaga das warme, aus der Wunde strömende Blut, mit dem er Körper und Füsse wäscht. Dann pflanzt er sein Banner an die Stelle, wo künftig sein Thron sich erheben soll, und das Werk der Bauleute beginnt. Ist der Palast vollendet, so zeigt sich der neue Jaga dem Volke, das ihn mit lauten Acclamationen empfängt. Am Abend des dritten Tages bescheidet der Fürst die Grossen des Reiches in seine Wohnung, und nun folgt jenes Banquett, wo der gemeinsame Genuss von Menschenfleisch alle durch einen unauflöslichen Fetisch verbindet, wie wir es schon oben erwähnten“ [1]).

In Amerika stehen die religiösen Mysterien der ver-

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 150—154.

schiedenen Orden und geheimen Gesellschaften bei den Indianern im höchsten Ansehen; bei ihnen sind indessen Geisterbeschwörungen durchgängig die Hauptsache. Schoolcraft führt drei solche Gesellschaften an, die Jossakeed, Meda (Meday, Midé) und Wabeno, unter denen die zweite die bekannteste ist. „Zu dem Medaorden gehören Individuen verschiedener Stämme und Sprachen: sie werden in das Versammlungshaus zugelassen, wenn sie nur den Medadienst verstehen [1]). Das höchste und wichtigste Fest des Ordens ist das Medawin, das jedoch von den Sioux in etwas anderer Weise begangen wird als von den Chippeway. Die dabei vorkommenden Gesänge werden durch eine Geheimschrift in symbolischen Bildern aufbewahrt; sie kann nur von den Eingeweihten gelesen werden, welche die wahre Bedeutung der Bilder kennen und die Gesänge selbst auswendig wissen, an deren Inhalt jene nur im Allgemeinen zu erinnern bestimmt sind. Die Aufnahme in diese Gesellschaft, welche selbst kleinen Kindern schon gestattet ist, geschieht in einer besonders zu diesem Zwecke erbauten Hütte. Ein Priester hält dabei eine Rede über die Güte des grossen Geistes, dann folgt ein Umgang der Bundesglieder im Kreise mit ihren Medicinsäcken, aus denen die Einzelnen, vorzüglich aber der Aspirant angeblasen wird. Durch die Macht des Zauberbeutels fällt der Angeblasene wie todt nieder, und wird eben so durch ein zweites Anblasen wieder in's Leben zurückgerufen. Darauf erhält er selbst einen solchen Medicinsack, mit diesem wird ihm die Kraft eines Meda zu Theil, und er erprobt diese sogleich, indem er Andere mit demselben berührt, die in Folge davon ebenfalls niederstürzen. Ist ein Kind aufzunehmen, so wird es den Medicinsäcken im Kreise präsentirt und man giebt ihm zu seinem eigenen Namen noch

---

[1]) Copway, the traditional history of the Ojibway nation. Lond. 1850. p. 168.

einen zweiten hinzu, den es als Glied der Gesellschaft führt. Jeder Ordensbruder giebt bei dem Feste eine Muschel von sich, das Symbol des Bösen und der Krankheit, die in ihm stecken, der Festgeber theilt Geschenke aus, besonders das Kind wird mit Amuleten und Zaubermitteln verschiedener Art versorgt, und eine Mahlzeit macht den Schluss der Feier" [1]).

Die Macht dieser geheimen Bündnisse ist so unbeschränkt, dass sie, ähnlich den Vehmgerichten, eine sicher treffende, vernichtende Richter- und Strafgewalt nicht blos über ihre Mitglieder, sondern über das ganze Volk ausüben. Sie bilden eine ungesehene Polizei, die mit tausend Augen in's Verborgene sieht, vor der sich Niemand sicher fühlt. „Die Wirksamkeit der durch die Egboorden ausgeübten Polizei von Altcalabar hat zuweilen europäische Capitäne veranlasst, sich in die unteren Grade aufnehmen zu lassen [2]); denn es ist Jedem, selbst Sclaven erlaubt, sich einzukaufen; diesen freilich nur in die unteren Klassen. Am grossen Festtage der Egbo laufen Maskirte, Peitschen schwingend, in den Strassen umher, holen die Schuldigen aus ihrem Verstecke hervor und bestrafen sie. Weibern ist es bei Todesstrafe verboten, an diesem Tage aus den Häusern zu gehen. Ueber die ganze Sclaven- und Goldküste soll sich die Wirksamkeit des Ordens erstrecken [3]). Weithin gefürchtet war das Vehmgericht der Belli-Paaro im alten Quojareich, das nur alle fünfundzwanzig Jahre neue Mitglieder zuliess, damit die Verbindung in der kommenden Generation fortlebe. Die vor dasselbe Citirten wurden dicht verschleiert eingeführt, denn ein schrecklicher Tod würde die Folge gewesen sein, sollten ihre uneingeweihten Augen die Geister geschaut haben, von denen sie

---

1) Schoolcraft V. 430. ff. Kohl I. 59. II. 71. Waitz III. 215.
2) Bastian, S. Salv. S. 294.
3) Holman, I. 392.

dort umgeben waren. Wenn nach drei Jahre langen Vorbereitungen, über deren Natur die schreckbarsten Gerüchte im Volke umliefen, der Neugeborene zum ersten Male wieder aus dem dunkeln Wald zum Sonnenlichte emporstieg und sich in den symbolischen Figuren des Bellitanzes den Meistern als Bruder kund gegeben hatte, so durfte er fortan bei der „Rache des Bundes“ schwören, und Niemand würde je gewagt haben, die von ihm aufgestellten Zeichen zu verletzen [1]).

In wie weit und ob der afrikanische Purra- und Semobund als religiöse Gesellschaften zu betrachten sind, lässt sich aus den Nachrichten darüber noch nicht entscheiden. Waitz schildert sie folgendermassen: „Auf eigenthümliche Weise greift bei den Mandingos, besonders bei denen in der Gegend von Scherbro, bei den Veis, Timmanis und einigen anderen Völkern der Purrabund in die Verwaltung des Rechts ein. Der Purra ist eine geheime Gesellschaft, deren Wesen noch nicht hinreichend in's Klare gesetzt ist; nur so viel steht sicher, dass er eine Art geheimer Polizei und geheimer Gerichtsbarkeit bildet, denn er bestraft Diebstahl, Zauberei und andere Verbrechen im Verborgenen, bisweilen durch maskirte Leute, und bemächtigt sich der Angeschuldigten durch nächtliche Ueberfälle. Natürlich giebt er zu vielem Unfug Veranlassung, doch wagt Niemand, sich ihm zu widersetzen. Er fordert unbedingten Gehorsam von seinen Mitgliedern und besteht aus Kriegern, die in verschiedene Rangklassen eingetheilt sind. Wer zufällig das Bundesgebiet betritt, wird unter vielen schrecklichen Ceremonien dem Bunde einverleibt und mit dem Tode bedroht, wenn er etwas ausplaudert. Zwei parallele Streifen, die auf den Leib tättowirt werden, sollen das Zeichen des Bundes sein. Der Purra ist auch als ein gemeinschaftliches Bundesgericht mehrerer Völker beschrieben

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 293.

worden, das, bei ausgebrochenen Feindseligkeiten als Richter oder Vermittler angerufen, selbst Partei ergreift und dadurch den Ausschlag giebt. Eine ähnliche Einrichtung und gleichen Zweck scheint die Semo-Gesellschaft bei den Susus zu haben, die eine besondere heilige Sprache besitzen soll; so ausführlich indessen auch Caillié [1]) über sie gesprochen hat, so liegt das Wesen derselben doch noch ganz im Dunkeln“ [2]).

VI.

Der Fetischismus bei den Nichtwilden.

Das menschliche Bewusstsein auf seinen verschiedenen Entwicklungsstufen muss die diesen congruenten Erscheinungen überall zeigen. Wo eine höhere Bewusstseinsstufe auch im Allgemeinen schon die herrschende ist, da sind trotzdem die niederen nicht völlig ausgeschlossen, weil

---

[1]) Caillié, Journal d'un voy. à Temboctou et à Jenné (1824—28). Paris 1826. I. 228. Waitz II. 135.

[2]) Winterbottom p. 180 ff. Golberry, R. durch das westl. Afr. Leipz. 1803. I. S. 56. Laing p. 88 ff. Forbes, six months' service in the African Blockade. Lond. 1849. p. 60. Matthews, R. nach Sierra Leone (1785—87). Leipz. 1789. S. 84. Zur Vergleichung mit dem Fetischpriesterthum füge ich hier an, was Cäsar über die Druiden mittheilt (de bello Gall. VI. 13. 14): Fere de omnibus controversiis publicis privatisque constituunt: et si quod est admissum facinus, si caedes facta, si de hereditate, de finibus controversia est, iidem concernunt, praemia poenasque constituunt.... Hi certo anni tempore in finibus Carnutum, quae regio totius Galliae media habetur, considunt in loco consecrato: huc omnes undique, qui controversias habent, conveniunt, eorumque decretis judiciisque parent. Si quis aut privatus aut publicus eorum decreto non steterit, sacrificiis interdicunt. Haec poena apud eos est gravissima ... Druides a bello abesse consueverunt neque tributa una cum reliquis pendunt: militiae vocationum omniumque rerum habent immunitatem. Auch sie waren Wahrsager, Aerzte, Zauberer, Beschwörer etc. cf. Tacitus, Annal. XIV. 30. Histor. IV. 54; de morib. Germ. 7. 11. Plin. Hist. Nat. XXX. 4.

nicht alle Menschen an Bewusstsein gleichmässig hoch entwickelt sind, vielmehr die verschiedenen Individuen die verschiedensten Grade der Bildung und Unbildung zeigen. Auch bei uns giebt es Buschmänner und Neger an Bewusstsein, also auch die Erscheinungen des Buschmanns- und Negerbewusstseins, dem Wesen nach, wenn auch die äussere Form, in welchem sich dasselbe ausprägt, so verschieden ist, als die Welt, in der wir leben, sich von der Welt des Buschmanns unterscheidet. Der Unterschied zwischen den *κατ᾽ ἐξοχήν* sogenannten Fetischverehrern und den unsrigen ist allein dieser: Jene sind blos oder wenigstens hauptsächlich Fetischisten; diese sind der Hauptsache nach schon etwas Anderes und nebenbei noch Fetischisten. Dass sie nicht in dem ausgebildeten Maasse Fetischisten sind wie die specifisch sogenannten, ist nur eine Folge davon, dass sie auch schon Anderes sind, also ihre Energie nicht ganz ungetheilt auf den Fetischismus richten können. Ueber den Fetischismus unserer heidnischen Vorfahren wird das folgende Kapitel sprechen.

Einige Beispiele! Mit einer besonders hübschen Feder am Hute hat ein Jäger lange Zeit glücklich gejagt, ohne dieselbe einige Male unglücklich. D a m i t er also glücklich jage, steckt er in Zukunft die Feder an den Hut. Wir haben hier ganz denselben Process der Fetischentstehung, wie wir ihn oben haben kennen lernen. Und der Jäger wird in dem Glauben an seinen Fetisch noch um so mehr bestärkt, als die blosse Vorstellung von der Gegenwart und Wirksamkeit desselben ihm ein höheres Selbstvertrauen einflösst, das ihn wirklich zur That geschickter macht nach dem Virgilischen: possunt, quia posse videntur. Man nimmt den Regenschirm mit, damit es nicht regne. Man braucht nur unsere Sammlungen von Aberglauben nachzulesen, um überall auch bei uns die fetischistische Betrachtung von Gegenständen hervorleuchten zu sehen. Auf jeder Seite z. B. des Anhangs zu Grimm's Mythologie findet man

den Fetischismus in allen seinen charakteristischen Zügen. Ich greife nur die folgenden Beispiele heraus.

Nützliche Fetische: „Wer ein Hufeisen findet oder ein Stück davon, hat Glück [1]). Wer viel Geld hat einzunehmen, soll Kreide hinzulegen, so können böse Leute nichts davon wiederholen (Fetisch als Wächter)[2]). Ist Einem etwas gestohlen, so schlage man einen ungefähr gefundenen Hufnagel auf die Stätte, da allzeit Feuer ist, so muss Einem das Seine wieder werden [3]). Wer Christtag Morgens nüchtern ein ungesotten Ei isst, kann sehr schwer tragen. Schwalbennester und Grillen bringen Segen in's Haus. Wer einen Schatz findet, decke kein Kleidungsstück darauf, das am blossen Leib getragen wird, sonst ist er des Todes, sondern ein Schnupftuch, eine Brotrinde. Ein gekauft Huhn wird dreimal um den Tisch gejagt, ihm Holz von drei Tischecken unterm Brot gegeben, so bleibt's daheim. (Fetischmedicin:) Regenwasser macht die Kinder bald reden. Einen ausgerissenen Zahn soll man in einen jungen Baum schlagen und die Rinde darüber ziehen. Wird der Baum umgehauen, so kehrt das Zahnweh wieder. Nimmt man aus einer Weide einen Spreissen und gräbt so lange in den schmerzhaften Zahn, bis es Blut giebt, und dann den Spreissen wieder an seinen Ort thut und die Rinde darüber zieht, verliert sich das Zahnweh. Ein Mauskopf, mit Zähnen abgebissen oder mit Gold abgeschnitten, einem Kinde umgehängt, hilft ihm zahnen. Wer Schnupfen hat, trinke durch eine dreizinkige Gabel ein Glas Wasser. Gegen Schwäche der Kinder: ihr Harn wird in einem neuen Topfe aufgefangen, in diesen das Ei einer kohlschwarzen Henne, ungehandelt erkauft, gethan, neun Löcher

---

[1]) Grimm, D. M. Anhang. Nr. 129.

[2]) Ebenda Nr. 5.

[3]) Nr. 220. Nr. 8. Nr. 22. Die Römer schlugen zur Zeit der Pest öffentlich einen Nagel ein als Mittel gegen dieselbe. Meiners I. 168.

in's Ei gestochen, und nun der Topf, mit Leinwand zugebunden, in einen ungesucht gefundenen Ameisenhaufen nach Sonnenuntergang eingegraben. Wer einen solchen Topf findet, bedient sich seiner nicht, er würde die vergrabene Krankheit bekommen. (Schädliche Fetische:) Ueber Kehricht zu gehen, ist nicht gut; man hat kein Glück. Wer unter einer Deichsel hervorschlüpft oder Einen über sich schreiten lässt, wächst nicht mehr. (Fetischorakel:) Dem Todtengräber rumpelt die Haue, wenn er ein Grab zu machen bekommt. Bleigiessen. (Zauber und Gegenzauber:) Wer unter Eheleuten Trennung stiften will, drückt ein Hakenschloss zu, wenn sie vom Priester zusammengegeben werden. Wer ungewaschen ausgeht, kann leicht behext werden. Kein ausgekämmtes Haar werfe man auf die Strasse, weil man sonst vor Zauber nicht sicher ist. Alte Weiber schneiden oft einen Fuss langen Rasen aus, den unmittelbar vorher ihr Feind betreten hat, und hängen den Rasen in den Schornstein, dann muss ihr Feind abzehren. Den Wirbelwind machen die Hexen, wer ein Messer mit Kreuzen hineinwirft, vermag sie zu erkennen. Hexen können Regen, Donner und Wind machen, der das Tuch auf der Bleiche, das Heu auf der Wiese in die Luft treibt. Sie salben einen Stock mit den Worten: fahr hin, nicht zu hoch und nicht zu nieder. Wenn eine Hexe aufgefahren ist (Grimm erklärt: in Extase), kehre man ihren Leib um, so kann sie nicht mehr einfahren. Frühjahrs beim ersten Austreiben des Viehes legen sie Aexte, Beile, Sägen und anderes Eisengeräth vor die Stallthür, es kann dann nicht bezaubert werden. Unter behextes Wasser, das nicht sieden will, lege man nur dreierlei Holz. Ein Hemd von einem fünf- bis siebenjährigen Mädchen gesponnen, macht fest und sicher gegen Zauber. Ist das Vieh verhext, so gehe man Mitternachts in den Stall: auf des Viehes Rücken wird ein Strohhalm liegen, den stecke man in einen Sack, rufe die Nachbarn herbei und zerdresche den Sack, der Sack

läuft auf und die Hexe schreit. Erkrankt Einer plötzlich ohne Grund, so muss ihm Wasser geschöpft werden. Eine alte erfahrene Frau, ohne Jemanden zu grüssen, schöpft Brunnenwasser, wirft drei Kohlen hinein, sinken sie, so ist der Kranke beschrieen, darauf naht sie und besprengt ihn dreimal mit dem Wasser, die Worte murmelnd: Bistu ein Weib, fall's auf deinen Leib! bistu eine Maid, fall's auf dein Haid (Haupt)! bistu ein Knecht, geschieht dir eben recht[1])! Unsere Vorzeit darf sich nicht rühmen dem Wilden gegenüber, die Hexenprocesse sind schlimmer als die Grausamkeiten der Wilden gegen ihre Zauberer; die lodernden Scheiterhaufen des christlichen Mittelalters rühmten sich unter der Erleuchtung eines heiligen Geistes zu flammen und zu morden; solcher Blasphemie aber machte sich der Wilde niemals schuldig. Welch' ein furchtbares Licht werfen diese mittelalterlichen Fetischerscheinungen auf den Bewusstseinszustand unserer oft gepriesenen und bewunderten Vorfahren, wenn wir uns vergegenwärtigen, in wie niedrigen und unentwickelten psychischen Verhältnissen der Fetischismus seinen Ursprung hat. „Soll ich hier jene jammervollen Albernheiten wiederholen, jene Klatschereien der Milchkammer und Spinnstuben, die unseren an dem Verständniss ihrer staubigen Folianten herumklaubenden Richtern genügten, um altersschwache Frauen, kranke Blödsinnige, unmündige Kinder ihren Familien zu entreissen, sie zu martern und zu foltern, dem grausamsten Tode zu weihen? soll ich jene wahnwitzigen Dissertationen erörtern, die verlangten, die Scheiterhaufen auf den Marktplätzen der Universitäten anzuzünden, und Hunderttausende von Unschuldigen hinschlachteten? Noch 1783 leuchtete der düstere Schein ihrer Fackeln auf deut-

---

[1]) Grimm, D. M. Anhang Nr. 585. 609. 612. 616. 624. 630. 581. 584. 864. 618 (vergl. 45) 599. 579. 550. 541. 557. 524. 554. 648. 649. 650. 516. 651. 656. 646. 515 u. a. m.

schem Boden“ [1]). Und wer bürgt uns dafür, dass ihre Brände völlig erloschen sind, dass nicht unter der Asche noch heimliche, gefährliche Funken glühen, die zur verderblichen Feuersbrunst von Neuem emporlodern können! Denn es leben auch heute noch grosse Fetische bei uns, und ihre Mittel und Wege sind in Europa dieselben wie in Afrika.

Plutarch erzählt, dass der Dictator Sulla zu keinem Gotte so viel Vertrauen gehabt habe, als zu einem kleinen Apollobilde, das er beständig auf der Brust trug. Sueton berichtet von Nero: Religionum usquequaque contemtor, praeter unius deae Syriae. Hanc mox ita sprevit, ut urina contaminaret, alia superstitione captus in qua sola pertinacissime haesit. Siquidem icunculam puellarem, cum quasi remedium insidiarum a plebejo quodam et ignoto muneri accepisset, detecta confestim conjuratione pro summo numine trinisque in die sacrificiis colere perseveravit: volebatque credi monitione ejus futura praenoscere [2]).

Vom Fetisch unterscheidet sich das Amulet dadurch, dass bei diesem letzteren nicht mehr das äussere sinnliche Ding, nur als solches, an und für sich, eine bestimmte Kraft und Gewalt hat (das wäre ein Fetisch), sondern dass als das Wirkende eine höhere Macht geglaubt wird, für welche dies äussere Ding nur versinnbildlichendes Symbol ist. Das Amulet stützt sich also auf einen höheren hinter ihm liegenden Ideenkreis, der Fetisch steht auf eigenen Füssen. So ist z. B. bei dem Amulet eines Arabers, das in einem auf einen Pergamentstreifen geschriebenen Koranvers besteht, nicht dieser Pergamentstreif und die Tinte das Wirkende, sondern Allah's Allmacht, für welche die Schrift nur ein andeutendes Zeichen ist. Das Volk aber, wenn es ein solches Amulet zum Schutz gegen irgend eine böse Macht trägt, vergisst sehr bald, dass das Wirkende

---

[1]) Bastian, San Salvador S. 93.
[2]) Sueton, Nero c. 56.

und Schützende ein von dem Stoffe des Amulets ganz Unabhängiges ist; es hält diese beiden Seiten nicht auseinander; es macht vielmehr die wirkende Macht unmittelbar von den äusseren Dingen abhängig. So sinkt denn das Amulet wieder zum Fetisch herab: die Muhamedaner Senegambiens schreiben den wirksamen Koranvers auf eine Tafel, waschen die Schrift ab und trinken das Wasser [1]). So wird auch, sobald die Wirkung der höheren Macht, als an dies bestimmte Bild geknüpft, vorgestellt wird, das wunderthätige Heiligenbild zum Fetisch und diese Bilder müssen sich dann von Seiten ihrer Verehrer genau dieselbe Behandlung gefallen lassen, wie der Fetisch von Seiten des Wilden. Es war im Mittelalter nicht selten, dass man den Heiligen, wenn sie in der Noth nicht halfen, den Dienst aufsagte, ihre Bildnisse zerschlug, in Flüsse und Sümpfe warf [2]). In der Mitte des 17. Jahrhunderts stiessen bei einer Windstille portugiesische Matrosen die heftigsten Drohungen gegen den heiligen Antonius von Padua aus; sie würden ihn gebunden haben, wenn ihm nicht Jemand zu Hülfe gekommen wäre; sie setzten endlich sein Bildniss auf das Ende des Bugspriets und sagten dabei knieend: Heiliger Antonius, lass dir gefallen, so lange dort zu stehen, bis du uns einen guten Wind zur Fortsetzung unserer Reise gegeben hast“ [3]). Ein spanischer Schiffscapitän befestigte ein kleines Marienbild an den Mast und erklärte ihm, es solle so lange dort hängen bleiben, bis es ihm günstigen Wind gegeben hätte [4]). Die Neapolitaner nannten den heiligen Gennaro vecchio ladrone, birbone, scelerato, weil er einen Lavastrom nicht aufgehalten hatte. Man prügelte ihn sogar [5]). Spanische Bauern warfen die

---

[1]) Bastian, S. Salv. 197. Waitz II. 187.
[2]) Meiners I. S. 181.
[3]) della Valle, Voyage VII. 409. Meiners l. c.
[4]) Frezier, Relation du Voyage de la Mer du Sud. S. 248.
[5]) Kotzebue, Reise nach Rom I. 327.

Virgen bei anhaltender Dürre in einen Teich und schalten sie Zauberin, Metze u. s. w.[1]). Wenn russische Bauern irgend eine unziemliche That in der Nähe von Heiligenbildern begehen wollten, deckten sie Tücher über die Bilder, damit dieselben nichts davon sähen[2]). Ein russischer Bauer, der eine schlechtere Ernte gehabt hatte als sein Nachbar, borgte von diesem dessen Heiligenbild und stellte es beim Ackern auf den Pflug, um reicheren Ertrag zu haben[3]). Noch heutigen Tages sollen die russischen Bauern gelegentlich ihr Heiligenbild prügeln, noch heute in Italien Marienbilder gelegentlich in's Gefängniss gesteckt werden, sowie auch der Neger gelegentlich seine Fetische, sei es nun, dass er sie strafen, sei es, dass er sie unschädlich machen will[4]).

---

1) Spanien, wie es ist. 1797. II. 117.
2) J. J. Straussen's Reisen. Amst. 1678. S. 84.
3) Weber, verändertes Russland. 1721. II. 198.
4) Waitz. II. 185.

Fünftes Capitel.

Die verschiedenen Objecte fetischistischer Verehrung.

Ein jeder Gegenstand kann zum Fetisch werden. Ein intelligenter Dakotaindianer versicherte, „es gäbe nichts, das sie nicht als Gottheit verehrten“ [1]). Den Negern der Goldküste sind Wongs (Objecte der Verehrung) einmal die Götter, die zwischen Himmel und Erde wohnen, Kinder mit einander zeugen, sterben und wieder aufleben; unter denen es bestimmte Rangklassen giebt, welche mit den Namen der aus dem politischen Leben des Negers genommenen Aemter bezeichnet sind. Wong ist ferner 1) das Meer und Alles, was darin ist; 2) Flüsse, Seen, Quellen; 3) besonders eingezäunte Stücke Landes und namentlich alle Termitenhaufen; 4) die Otutu, die über einem Opfer errichteten kleinen Erdhaufen, und die Trommel eines gewissen Stadttheils; 5) gewisse Bäume; 6) gewisse Thiere: Krokodil, Affe, Schlangen u. s. f., während andere Thiere nur den Wongs heilig sind; 7) die vom Fetischmann geschnitzten und geweihten Bilder; 8) zusammengesetzte Sachen aus Schnüren, Haaren, Knöchelchen u. s. f.[2]).

---

[1]) Waitz, Anthrop. III. 191.

[2]) Bas, Miss.-Mag. 1856. II. 131. Waitz, Anthrop. II. 183.

I.

Steine als Fetische.

Die ganze Natur ist belebt; selbst auf todte Steine erstreckt sich die anthropopathische Auffassung. Die Lappen beziehen das Familienverhältniss von Vater, Mutter und Kind auch auf die Steine, die des Nachts sogar umherlaufen nach Art der wandelnden Glocke [1]). Das Uebergehen von Menschen in Steine kennen nicht blos Ovid's Metamorphosen; auch bei den Marianern wurde der erste Mensch in einen Felsen verwandelt, der als Heiligthum gezeigt wurde [2]). Steinverehrung findet sich in allen Erdtheilen; in Afrika besonders bei den Galla [3]). Man schwört bei Steinen und Felsen: so die Somali in Afrika [4]) ausser vielen andern Völkern in anderen Ländern. Die alten Germanen und Gallier, auch die Celten, in deren Glauben nach Grimm der Steindienst besonders hervortritt, thaten dasselbe [5]) (vergl. S. 2. Anm. 1). Nullus Christianus ad fana vel ad petras vel ad fontes vel ad arbores luminaria faciat aut vota reddere praesumat, so eifert der heilige Eligius in einer Predigt [6]). Das votum vovere ad lapidem vel ad quamlibet rem kann die Kirche im Mittelalter nicht oft genug verbieten [7]). Man opferte den Steinen, indem man sie mit Wein oder Blut, hauptsächlich aber mit Oel bestrich [8]).

---

1) Regnard's Reise nach Lappland in Voy. au Nord. Bd. VI. S. 321.

2) Le Gobien, Histoire des Isles Marianes. Paris 1700. S. 197.

3) Rochet d'Héricourt, Voy. dans le royaume de Choa. Paris 1841. S. 167.

4) Burton, First footsteps in East Afr. Lond. 1856. p. 113.

5) J. Grimm, D. M. S. 370.

6) In der vita Eligii von Audoenus Rotomagensis († 683 oder 689), abgedruckt bei d'Achery specileg. tom. 5. Paris 1661. p. 215 bis 219. Grimm, D. M. Anhang S. XXX.

7) Grimm, D. M. Anhang S. XXXIII. XXXIV. XXXV.

8) Meiners, Gesch. d. R. S. 150. de Brosses, les pierres Baetyles, p. 110. 123. 133. 135.

Auch das cananitische Heidenthum verehrte Steine auf diese Weise [1]). De Brosses in seiner Schrift über die Pierres Baetyles beweist, dass alle namhaften Völker des Alterthums Steine angebetet haben. Auch die Griechen und Römer sind nicht auszunehmen. Die Einwohner von Pharä verehrten dreissig viereckige Steine: *τούτους σέβουσιν οἱ Φαρεῖς*, sagt Pausanias, *ἑκάστου θεοῦ τινος ὄνομα ἐπιλέγοντες. Τὰ δὲ ἔτι παλαιότερα καὶ τοῖς πᾶσιν Ἕλλησι, τιμὰς θεῶν ἀντὶ ἀγαλμάτων εἶχον ἀργοὶ λίθοι* [2]). Bei höherer Entwicklung, wo die Vorstellung von Göttern die Oberherrschaft gewann, wurde dann leicht irgend ein Gott mit dem bisher auch ohne denselben verehrten Stein in Verbindung gesetzt. Das Heiligthum des Jupiter von Tegea war ein viereckiger kaum behauener Stein. Besonders galten Meteorsteine für heilig, oftmals als incarnirte Sonnenstrahlen [3]). Solche *ἀγάλματα διϊπετῆ* (Baetylen, Abadir) sind das Steinsymbol der Diana zu Ephesus, des Sonnengottes Elagabal zu Emissa in Syrien, des Mars zu Rom; der schwarze Stein in der Kaaba zu Mekka.

Bei vielen Wilden gelten die Steine für die aus der Mutter Erde herausgewachsenen Kinder [4]), denn auch der Erdboden selbst wird anthropopathisch betrachtet und verehrt. Nach Dapper hielten der König von Ale und seine Grossen vor jedem Kriegsunternehmen ihre Berathungen in einem im Walde gegrabenen Loche. Man warf nachher die Grube sorgfältig wieder zu, damit sie das Geheimniss nicht verriethe. Die Irokesen und viele andere Indianer glauben, von der Mutter Erde geboren zu sein; sie setzen sich nie auf die blosse Erde, sondern breiten stets ein wenig Rasen oder einen Baumzweig unter [5]).

---

[1]) vergl. Merx, Artikel Abgötterei in Schenkel's Bibellexikon.
[2]) Pausanias VII. 22. VI. 22.
[3]) Bastian, die Seele u. s. w. S. 9.
[4]) Ebenda.
[5]) Tanner, Mémoires, trad. p. E. de Blosseville. Paris 1835. I. 250. Waitz Anthrop. III. 184.

Nam neque de caelo cecidisse animalia possunt
Nec terrestria de salsis exisse lacunis:
Linquitur, ut merito maternum nomen adepta.
Terra sit, e terra quoniam sunt cuncta creata.

[Lucr. de rer. nat. v. 793 ff.]

II.

Berge als Fetische.

Berge sind vielfach die Objecte fetischistischer Verehrung. Dass ihre Häupter bald von Wolken verhüllt sind, bald im glühenden Lichte strahlen; die Sturmwinde, die aus ihren Klüften hervorbrechen; die Regenschauer, welche die sie umhüllenden Wolken herabsenden — alle diese Erscheinungen hält der naive Mensch für unmittelbare Bethätigungen des Berges selbst und betrachtet also diesen als in menschlicher Weise wollend und handelnd. Der Naturmensch ist insofern Dichter.

„Die Stunden fliehn; schon röthen sich die Firnen;
Der Morgenwind umschauert eisig kalt
Im Alpenglühn der Schneegebirge Stirnen.
Tief liegt der Nebel, der im Thale wallt.
Das Schreckhorn ragt in hehrer Majestät;
Im Purpur steht der Wetterhörner Glanz;
Des Finsteraarhorns schlanke Säule späht,
Ob schon die Jungfrau glüh' im Rosenkranz.
Wie stumme Götterbilder schaun gereiht
Die hohen Alpenhäupter in den Morgen,
Unkundig jener Welt, die drunten weit
Und tief sich müht mit ihren kleinen Sorgen."

[Roquette.]

Nicht als ob man sich einen Geist des Berges, ein im Berge nur wohnendes Wesen vorstellte — nein, es ist wirklich der Berg selbst, diese tellurische Masse, die verehrt wird. Freilich ist sie im Sinne des Fetischisten mehr als ein blosser Erd- und Steinhaufen. Der Berg macht die Wolken, er sendet die Stürme. Und warum? Aus mensch-

lichen Motiven: bald zürnt er finster, bald lächelt er freundlich. Ihn sucht man also heiter zu stimmen, ihm bringt man Gaben dar.

Viele sibirische Völkerschaften, Neger und Amerikaner verehren Berge[1]). Von den ihn umwohnenden Völkern wurde der Ural verehrt. Wohl zu unterscheiden ist von dem fetischmässigen Bergcult die Verehrung solcher Berge, auf denen irgend ein bestimmter Cultus oder eine Gottheit ihren Sitz hatte. Da wird dann nicht der Berg als diese tellurische Masse, sondern die Gottheit verehrt. Von dieser Art der Heilighaltung reden wir hier nicht. Da Jacob Grimm den Fetischismus nicht aus seinen psychologischen Bedingungen heraus untersuchte, so konnte er zweifeln, ob es überhaupt menschenmöglich sei, einen Berg zu adoriren; er verhält sich also skeptisch zu den Berichten, in welchen der Bergcult geradezu überliefert wird. Ich führe die hierher gehörigen Stellen aus der deutschen Mythologie jetzt als Belege für den Bergfetischismus an[2]). „Heilige Berge und Hügel gab es in Menge; doch scheint dabei kein elementarischer Cult zu walten: man verehrte sie wegen der Gottheit, welche darauf ihren Sitz hatte (Wuotan's und Donner's Berge). Wenn bei Agathias ohne solchen Bezug *λόφοι* und *φάραγγες* (Hügel und Schluchten) als Gegenstände des Cultus genannt werden, so kann die Beobachtung unvollständig und ein Wasser- oder Feuercultus an den Berg geknüpft gewesen sein. Unter den Gothen, welchen fairguni Berg bedeutet, dürfte man am ersten reine Bergverehrung suchen, wenn der (über fairguni[3]) vorgetragene Zusammenhang dieses Ausdrucks seine Richtigkeit hat. Dietmar von Merseburg giebt ein Beispiel von slavi-

[1]) Die Jakuten, Sarytschew I. 27; Buräten, Georgi, Reis. S. 318; Neger, de Bry VI. 21. Römer S. 65; Peruaner, Acosta p. 206; Mongolen, Isbrand p. 111.

[2]) D. M. S. 369.

[3]) D. M. S. 116.

schem Bergcultus p. 237: posita autem est haec (civitas, nämlich Nemzi, Nimptsch) in pago silensi, vocabulo hoc a quodam monte, nimis excelso et grandi, olim sibi indito: et hic ob qualitatem suam et quantitatem, cum execranda gentilitas ibi veneraretur, ab incolis omnibus nimis honorabatur. Es soll nach den Auslegern der schlesische Zobtenberg sein."

III.

Das Wasser als Fetisch.

Von der Verehrung des Wassers als Quell, Bach, Fluss, See aus den ältesten heidnischen bis spät in die christlichen Zeiten hinein, „wie das Volk am Ufer des Flusses, am Rand der Quelle betete, Lichter anzündete, Opfergaben hinstellte," davon weiss Jacob Grimm viel zu erzählen [1]): „Das lautere, rinnende, quellende und versiegende Wasser, das leuchtende, erweckte und erlöschende Feuer, die nicht den Augen, aber dem Ohr und Gefühl wahrnehmbare Luft; die nährende Erde, aus welcher Alles wächst und in welche alles Gewachsene aufgelöst wird, erscheinen dem menschlichen Geschlecht von früher Zeit an ehrwürdig und heilig; Gebräuche, Geschäfte und Ereignisse des Lebens empfangen erst durch sie ihre feierliche Weihe. Weil sie in unablässig reger Thätigkeit und Kraft auf die gesammte Natur einwirken, widmet ihnen der kindliche Mensch Verehrung, ohne dass nothwendig ein besonderer Gott dazwischen tritt. Noch heute erweckt die Herrlichkeit und Macht dieser Urstoffe unsere Bewunderung; wie hätte sich das Alterthum seines Anstaunens und Anbetens erwehren können." — Die anthropopathische Auffassung der Flüsse, Quellen und des Meeres zeigt sich wohl bei allen wilden

[1]) D. M. S. 326–340.

Völkern. Viele der Völkerschaften am Niger halten die Nebenflüsse desselben für die Weiber des männlichen Hauptstromes [1]. In Akra warf man in einen Teich, den man für den Boten aller Flüsse im Lande hielt, einen Topf; der Teich möge damit, so bat man, zu anderen Flüssen und Teichen gehen und Wasser kaufen; man hoffe, er werde bei seiner Rückkehr reichlich die Felder bewässern [2]. Die Quelle gilt als Hauptsitz der Lebenskraft des Flusses. Fremde Reisende dürfen sich ihr nicht nahen [3]. Man glaubt, der Flussgeist könne durch den weissen Besucher erzürnt, beschädigt oder gar umgebracht werden. Ausser in Afrika [4]) werden die Flüsse verehrt in Amerika [5] und im nördlichen Asien [6]. Fahren die Kamtschadalen über einen gefährlichen Strudel, so werfen sie zierlich geschnitzte Holzspäne und Taback hinein, wobei sie sich mit den Worten entschuldigen: „Nimm es uns nicht übel, dass wir über dich hinfahren und gleichsam alle Furcht vergessen; wir fürchten uns genug, aber wir sind nicht Schuld, die Russen zwingen uns dazu" [7]. Die alten Russen verehrten je nach ihrem Wohnsitze den Don, Dniepr (den von den Scythen verehrten Borysthenes), die Wolga, die Flüsse, von denen

---

1) Clapperton, Tageb. seiner zweit. R. nebst dem Tageb. des R. Lander. Weimar 1830. S. 414.

2) Allg. Hist. der R. IV. 180. Waitz, Anthr. II. 177.

3) Laing, p. 310. Bastian, S. Salv. S. 59 f. „Als im Jahre 1641 Hans Ohm auf Sommerpahl in dem Bache eine Mühle baute, und einige Jahre unfruchtbare Witterung anhielt, massen es alle Esthen der Entweihung des heiligen Baches zu, der keine Hemmung in sich leide: sie überfielen die Mühle, brannten sie nieder und zerstörten alle Grundpfähle im Wasser. Auf die Frage, wie von Brunnen, Bächen und Seen gutes oder böses Wetter abhängen könne, versetzten die Esthen: „Es ist unser Glaube, die Alten haben uns so gelehrt;" schon mehr Mühlen seien an dem Bache abgebrannt, er vertrage keine Stauung." Grimm D. M. S. 338.

4) Cavazzi, I. 363.

5) Charlevoix p. 348.

6) Georgi, Reise S. 318. Steller S. 21.

7) Steller S. 19.

ihr Bestehen abhing. Auch von den alten Mongolen wird der Flusscult berichtet [1]). Agathias berichtet ihn von den Alamannen: *δένδρα τε γάρ τινα ἱλάσκονται καὶ ῥεῖθρα ποταμῶν καὶ λόφους καὶ φάραγγας, καὶ τούτοις ὥσπερ ὅσια δρῶντες* [2]); Herodot von den Persern: *ἐς ποταμὸν δὲ οὔτε ἐνουρέουσι οὔτε ἐμπτύουσι, οὐ χεῖρας ἐναπονίζονται, οὐδὲ ἄλλον ουδένα περιορέουσι, ἀλλὰ σέβονται ποταμοὺς μάλιστα* [3]). Von den Römern: Magnorum fluminum capita veneramur: subita et ex abdito vasti amnis eruptio aras habet. Coluntur aquarum calentium fontes: et stagna quaedam vel opacitas vel immensa altitudo sacravit [4]). Die indische Gangaverehrung gehört nicht hierher. Die Naturvergötterung der Indier ist nicht fetischistisch, sondern pantheistisch. „Mutter Erde, Vater Luft, Freund Feuer, lieber Schwager Wasser, Bruder Aether, zum letzten Male lege ich jetzt ehrfurchtsvoll vor euch die Hände zusammen: ich gehe in das höchste Brahman ein, da durch den Ueberschuss an guten Werken, der mir durch den Umgang mit euch zu Theil wurde, eine fleckenlose Erkenntniss bei mir aufstrahlt, durch die ich die Macht jeglicher Verirrung abgeworfen habe“ [5]). Freilich möchte auch hier zu bedenken sein, dass in den Händen des Volks das Amulet leicht zum Fetisch wird.

Das Meer wird ausser in Afrika von den Bewohnern Sumatras und der Philippinen verehrt [6]). Die alten Peruaner vor den Incas betrachteten es als ihre mächtigste Gottheit [7]).

---

[1]) Wuttke I. 214. vergl. Barrow, Travels in China. Lond. 1804. p. 509.

[2]) Agathias 28. 4.

[3]) Herodot I. 138.

[4]) Senec. Epist. 41. Cic. de nat. deor. III. 20.

[5]) Otto Böhtlingk, Indische Sprüche. Bd. II. S. 97. (1. Aufl.)

[6]) Bosmann S. 168. Atkins, Voyage to Guinea, Bresil and the W. Indies. Lond. 1737. p. 119. Snellgrave, Nouvelle Relation de la Guinée. Amst. 1735. p. 69. Marsden, p. 256. 258.

[7]) Garcilasso, Commentarios reales. I. 1. cap. X.

Dem Flusse opferten die Kaffern, um Krankheiten abzuwenden, Eingeweide, Thiere, Hirse [1]). Dem Meere opferten die römischen Admirale, bevor sie in See stachen [2]). Noch im vorigen Jahrhundert opferten christliche Griechen seinen Fluthen; Türken fanden es natürlich, in Sturmesgefahr Juden und Christen über Bord zu werfen, um das erzürnte Meer zu versöhnen [3]). Als ein heftiger Sturm die erste Schiffbrücke vernichtet hatte, liess Xerxes dem Hellespont dreihundert Schläge geben und Ketten hineinsenken. Später opferte er aus einer goldenen Schale, die er dann zusammen mit einem goldenen Becher in die Fluthen des gezüchtigten warf. Herodot weiss nicht, ob er es der Sonne zu Ehren that, oder ob er dadurch den von ihm beleidigten Hellespont versöhnen wollte [4]).

IV.

Wind und Feuer als Fetische.

„Den Sturmwind (der in der Negersprache Congos „das Reitpferd des Boonzie“ heisst [5]) stellt sich das Volk vor als ein gefrässiges, hungriges Wesen — folglich als Riesen nach dem Begriffe von iötunn — und sucht ihn durch in die Luft geschüttetes Mehl zu beschwichtigen. Ich halte dies, sagt Jacob Grimm, für einen uralten Aberglauben“ [6]). „Nach russischer Volksüberlieferung sind die vier Winde Söhne einer Mutter, das altrussische Igorlied redet den Wind mit „Herr“ an, und die Winde heissen

---

1) Alberti S. 72.

2) Cicero, de nat. deor. III. 20.

3) Shaw, Travels or Observations relating to several parts of Barbary and the Levant. Lond. 1757. p. 333. Guys, voyage littéraire de la Grèce. Paris 1776. I. 466. Kleemann, Reisen in die Crimm. Wien 1771. S. 113.

4) Herod. VII. 34. 35. 54.

5) Bastian S. Salv. S. 48.

6) D. M. S. 363. vergl. S. 360—368.

Stribog's Enkel, dessen göttliche Natur sein Name kund giebt. Ebenso wird in Märchen und von morgenländischen Dichtern der Wind redend und handelnd eingeführt" [1]): Von den Payaguas in Südamerika erzählt Azara [2]): „Quand la tempête ou le vent renverse leurs huttes ou cases, ils prennent quelques tisons de leur feu, ils courent à quelque distance contre le vent, en le menaçant avec leurs tisons. D'autres pour épouvanter la tempête donnent force coups de poing en l'air." In Asien opferten die Tscheremissen den Stürmen [3]); im Alterthume in Europa ausser anderen Völkern auch Griechen und Römer [4]).

Die Verehrung des Feuers, des „geheimnissvollen, sich selbst erzeugenden, immer nur als ruhelose, rastlos verzehrende, glanzvoll flammende Naturmacht erscheinenden Elementes", ist in allen Erdtheilen verbreitet. „Der Student unseres Nordens steckt seine Lampe mit einem Streichholz an, breitet die Bücher einer vergangenen Zeit vor sich aus und sucht nun Phtah in Hephästos, zieht Vergleichungen zwischen Vesta, Behram und Agni. Das heisst, meiner Ansicht nach, die Sache am Ende statt am Anfange beginnen. Weshalb bedenkt er nicht zunächst, dass Streichhölzer eine sehr moderne Erfindung sind, dass im Alterthume die Erzeugung des Feuers mit den grössten Schwierigkeiten verbunden war, wie sie noch jetzt unter manchen Wilden stundenlange Vorbereitungen erfordert [5]). Der Lucifer, der uns so zur Gewohnheit geworden ist, dass wir nie daran denken, darüber zu denken, gehörte einst zu dem Mysteriösesten der Wunder, zu den Wundern, die eine um so mächtigere Gewalt auf das menschliche Gemüth aus-

1) D. M. S. 361.
2) Azara, II. 137.
3) Rytschkow S. 86.
4) Herod. VII. 178. 189. Pausan. II. 12. Cic., de natur. deor. III. 20.
5) vergl. Grimm, D. M. S. 341 ff. Notfeuer.

üben mussten, da von dem Eintreten desselben alle Bedingungen der Bequemlichkeit nicht nur, sondern der ersten Bedürfnisse des Lebens, besonders in kalten Gegenden, abhingen. Hieraus wird sich leicht verstehen, weshalb überall das heilige Feuer in den Capellen leuchtete, weshalb ihm treue Hüter bestellt waren, und sein Cultus in die Anordnungen der ganzen Staatsverfassung, wie in jede Verrichtung des Privatlebens eingriff"[1]). — „Gleich dem Wasser gilt das Feuer für ein lebendiges Wesen"[2]); viele Wilde betrachten es als Thier. *Τὸ πῦρ θηρίον ἔμψυχον* bei den Aegyptern nach Herodot (III. 16). Ignis animal, Cicero de nat. deor. 3. 14. Bei den zu den rohesten Wilden gehörenden Damara, denen das Zählen über drei hinaus schon Schwierigkeiten macht, bei denen die Ehe noch nicht existirt, müssen die Töchter der mit priesterlicher Autorität versehenen Häuptlinge das ewig brennende heilige Feuer unterhalten, wie sich denn Vestalinnen, da das leichte Geschäft, ein Feuer zu unterhalten, gut für Frauen passt, vielfach finden. Jeder sich abzweigende und in die Ferne ziehende Stamm erhält davon einen Brand; ist das Feuer erloschen, so bringt man beim Wiederanzünden desselben Opfer dar[3]). Die Sioux nannten sich nach dem Feuer Potowatomi, d. h. wir machen Feuer[4]); als Symbol ihrer Nationalität unterhielten sie wie die Ojibbeway und viele andere Indianer ein beständiges Feuer[5]). Nach Adair ist der Name der Cherokee von cheera „Feuer" abzuleiten. Die Muskogeindianer gaben dem Feuer den höchsten indianischen Ehrentitel: Grossvater[6]), den nur ein siegreicher

---

[1]) Bastian, S. Salv. S. 343.
[2]) D. M. S. 340.
[3]) Anderson, R. in Südwestafrika bis zum Ngami. Leipz. 1858. I. 239. Rh. Missionsber. 1850. S. 360; 1852. S. 216.
[4]) Keating I. 89.
[5]) Schoolcraft II. 138.
[6]) Waitz, Anthr. III. 208.

Stamm und zwar erst auf Grund feierlicher Verträge zu führen das Recht hat [1]). Ihre Priester hiessen „Feueranmacher". Den Mittelpunkt ihres hauptsächlichsten Festes „der ersten Früchte" bildete die Erneuerung des Feuers, eine Ceremonie, welche sich bei den Mejicanern alle zweiundfünfzig Jahre wiederholte. Die alten Feuer wurden sämmtlich ausgelöscht. Erst nach dreitägigem mit Reinigungen verbundenen Fasten glaubte das Volk die Weihe erlangt zu haben, die zur Anzündung des neuen Feuers erforderlich war [2]).

Mit der Verehrung des Feuers hängt die des Blitzstrahles und des ihn begleitenden Donners nahe zusammen. Donner und Blitz haben unter allen Naturerscheinungen vielleicht die verbreitetste Verehrung gefunden. Sie zeigt sich bereits bei den rohesten Völkern, z. B. Brasiliens [3]). Der aus der Wolke strömende Regen wird als solcher von den Betschuanen verehrt. Da ihr Land dürr und unfruchtbar und Wassermangel ihre schwerste Plage ist, so betrachten sie den Regen als den Geber alles Guten. Sie beginnen und schliessen jede feierliche Rede mit dem Worte Puhla „Regen", und die Regenmacher stehen im höchsten Ansehen [4]). Sonst scheint gewöhnlich nicht der Regen selbst, vielmehr der Regenspender, ebenso nicht der Donner, sondern ein Donnerer verehrt zu werden, der bei der erschütternden Gewalt seiner Stimme und der furchtbar treffenden Macht seiner Waffe, des Blitzstrahles, mehr Ansehen geniesst als irgend ein anderer verehrter Geist. Bei den Damara gilt Omakuru, der, im fernen Norden wohnend, den Regen giebt, als die höchste Gottheit [5]). Einige Damara wollen selbst vom Regen abstammen, während andere nur Vögel, Fische und Gewürm von ihm abstammen

---

[1]) Waitz, Anthr. III. 22.

[2]) Ebenda S. 208. Vergl. oben S. 106.

[3]) M. v. Neuwied, S. 144.

[4]) Thompson I. 180. Campbell, 2. R. S. 230.

[5]) Andersson I. 237. Galton, Bericht eines Forschers im trop. Südafrika. Aus dem Engl. Leipz. 1854. S. 108. f.

lassen [1]. Auf Ponapi spricht das höchste Wesen im Zorne durch den Donner [2]; in nordischen Sagen wird der Blitz des Gottes Bartrede genannt; wenn Thor in seinen rothen Bart murmelt, so durchzucken Blitze den Himmel. Zeus schüttelt die ambrosischen Locken, und es erbebt der Himmel.

Auf Morileu flehten die Schiffenden den Regenbogen an, oder vielleicht den Geist in ihm [3].

In schon höher entwickelten Bewusstseinszuständen bleiben dennoch die alten Verehrungsobjecte meist bestehen, nur dass man ihnen dann als Folie das höhere, zur Zeit im Vordergrund stehende Verehrungsobject leiht, als dessen Symbol jene nun erscheinen. Wie mit dem Donner und Blitze Zeus, so ward beim Volke Israel mit dem Feuer Jehovah in Verbindung gebracht, wie seine Erscheinung im feurigen Busch, im Donner und Blitz auf Sinai, in der Feuersäule, welche dem Heere in der Wüste voranzog, deutlich zeigt. Mit der Flammensäule, die aus dem Aetna emporloderte, ward Vulcan mit dem Heerdfeuer Vesta in Zusammenhang gesetzt.

V.

Pflanzen als Fetische.

Auch Jacob Grimm spricht es aus, „dass dem Heidenthum die ganze Natur für lebendig galt“ [4]. Beziehungsreich drückt diese Auffassung der nordische Mythus von Baldr aus. Um von dem geliebten Gotte alle drohende

---

[1]) Rh. Missionsber. 1852. S. 235. Hahn, Grundzüge einer Grammatik des Hereró. Berl. 1857. S. 152.

[2]) Michelewa y Rojas, Viajes cientificos en todo el mundo (1822—42). Madrid 1843. p. 197.

[3]) v. Kittlitz, Denkwürdigk. auf einer R. n. d. russ. Am., Mikronesien und Kamtsch. (1826 ff.) Gotha 1858. II. 105.

[4]) D. M. S. 371.

Gefahr fern zu halten, nahm Frigg Eide von Erde, Steinen, Wasser, Feuer, Gewächsen, Thieren, Vögeln, Würmern, ja von den persönlich gedachten Seuchen, dass sie seiner schonen wollten. Nur der junge zarte Baumspross Misteltein schien der Göttin noch zu schwach und unbedeutend zu sein, um von ihm einen so ernsten Eidschwur zu fordern. Als nun Hödur später gerade mit dieser Pflanze auf Loke's Veranlassung Baldr getödtet hatte, da weinten um ihn alle Geschöpfe, Steine, Pflanzen, Thiere, Menschen.

Wenn schon todte Steine als belebte Wesen gedacht werden, so kann es uns nicht wundern, wenn die Pflanzen derselben Anschauung unterliegen; zeigt doch ihre ganze Entwicklung im Wachsen und Blühen, im Fruchttragen und Verwelken so mannichfache Processe, welche im menschlichen Leben ungesucht ihre Analogien finden. Diese anthropopathische Auffassung der Pflanzen zeigt sich u. a. sehr deutlich in der Vorstellung jener im Volksaberglauben so berühmten Zauberwurzel Alraun, die unter dem griechischen Namen *μανδραγόρας* auch bei Hippokrates, Xenophon, Plato, Theophrast und Anderen erwähnt wird. Sie wird beschrieben als menschenähnlich gestaltet. Beim Ausgraben schreit und ächzt sie so entsetzlich, dass der Ausgrabende davon sterben muss. Ist sie durch ein besonderes Verfahren der Erde glücklich entrissen, so wird sie mit rothem Weine gewaschen, in weiss' und rothe Seide gewickelt, alle Freitage gebadet und alle Neumonde mit neuem, weissem Hemdlein angethan. Fragt man sie nun, so offenbart sie künftige und heimliche Dinge zu Wohlfahrt und Gedeihen; jedes über Nacht zu ihr gelegte Goldstück findet man Morgens früh verdoppelt, doch überlade man sie nicht damit. Das Wasser, womit man die Wurzel gewaschen, auf die Schwelle oder auf das Vieh gegossen, bewahrt Haus und Vieh vor Unglück; giebt, von unfruchtbaren Frauen getrunken, ihnen ehelichen Segen. Die

Wurzel am Leibe getragen, giebt dem Manne in Rechtshändeln den Sieg über den Gegner [1]).

Das Alräunchen stammt vom Menschen ab; es wächst hervor aus dem zur Erde fallenden Samen eines gehenkten reinen Jünglings. Umgekehrt stammen die Menschen häufig von Pflanzen ab. Mikronesier erzählen: die Tochter Tangaloa's flog, als noch die Erde dürr und unfruchtbar war, in Gestalt einer Schnepfe herab und liess sich auf einen Felsen nieder. Da wuchs aus dem Gestein eine kriechende Pflanze hervor, und als sie verwelkte, erzeugten sich daraus zuerst Würmer, dann Menschen [2]). Einige Damara erzählen, dass die Menschen und die grösseren Thiere von einem heiligen Baume abstammen, welchem Opfer gebracht werden [3]). Auch in dem deutschen Alexanderliede des Pfaffen Lamprecht wachsen aus den Blumen hervor „megede rehte vollencomen."

„si giengen unde lebeten,
menschen sin si habeten."

Sie entstehen mit den Blumen und vergehen mit ihnen.

„di blûmen gare verturben
unde die scônen frowen sturben."

Daphne ward in einen Lorbeerbaum verwandelt.

Wenn wir hier von der Verehrung der Pflanzen, Bäume und Wälder reden, so meinen wir es nicht in dem Sinne Ovid's [4]):

Stat vetus et multos incaedua silva per annos,
Credibile est illi numen inesse loco.

Auf den Coralleninseln Polynesiens wird ein Crinum und eine Dracäne heilig gehalten. Die Dajaken auf Borneo verehren ebenfalls eine Dracäne und Pancratium amboinense [5]).

---

1) Meiners, II. 600.
2) Turner p. 244.
3) s. S. 189 Anm. 1.
4) Ovid, amor. III. 1. 1.
5) Gerland in Waitz Anthr. V. 2. 10.

Gewöhnlich sind es indessen, so auch auf den ostindischen Inseln und den Philippinen [1]), grosse, durch ihren Umfang imposante Bäume, die den Gegenstand des Cultus bilden, wie die mächtige Adansonia. In Widah wenden sich Kranke an die heiligen Bäume, um von ihnen Genesung zu erlangen [2]). Am Zaire versammelt sich der Staats- und Familienrath des Fürsten unter der ficus religiosa [3]), einem Baume, der in der Religionsgeschichte überhaupt eine bedeutende Rolle spielt. In Congo wird er als Gegenstand des Cultus auf allen Märkten angepflanzt; seine Rinde hat Fetischkraft; die Verletzung des heiligen Baumes wird als ein Verbrechen bestraft. Die Somali verehren gewisse Bäume [4]), wie die Galla hauptsächlich den Wanzeybaum; im Süden von Schoa gilt der Baum Wodanabe den letzteren als nationales Heiligthum, als „grosser Fetisch“ [5]). Auch in Nordamerika und in Nordasien, z. B. bei den Ostjaken, Wotjäken und Tscheremissen [6]) kommt Baumcultus vor. Die Wilden in Akadien verehrten einen alten Baum nahe am Meeresufer. Er stürzte um, mit seinen Zweigen in's Meer hinein. Sie fuhren fort ihm zu opfern, so lange nur noch etwas von seinen Zweigen zu sehen war [7]). Bei den Longobarden war der sogenannte Blutbaum der heilige Baum; bei unseren deutschen Vorfahren steht unter den heiligen Bäumen obenan die Eiche, auch der Hollunder genoss ausgezeichneter Verehrung [8]). Fetischistischer Baumcult findet sich auch bei den alten Juden, Arabern [9]) und Persern [10]).

---

[1]) Marsden p. 255. 57.
[2]) Bosmann II. 64. 323. III. 153. Des Marchais II. 132.
[3]) Tuckey, p. 366.
[4]) Waitz, Anthr. II. 523.
[5]) Ebenda S. 518.
[6]) Rytschkow, S. 161.
[7]) Charlevoix p. 349.
[8]) Grimm D. M. S. 374.
[9]) Merx, in Schenkel's Bibellexikon. Art. Aschera und Astarte.
[10]) Meiners I. 152.

Die Göttin Aschera wurde ursprünglich nur unter der Form eines einfachen Holzpfahles verehrt[1]. „La Diane Oréenne de l'île d'Eubée, un morceau de bois non travaillé; la Junon Thespienne de Cythéron un tronc d'arbre; celle de Samos une simple planche, ainsi que la Latone de Delos; la Diane de Carie, un rouleau de bois, la Pallas d'Athènes et la Cerès un pieu non dégrossi, sine effigie rudis palus et informe lignum"[2].

Ebenso wie einzelne Bäume waren es auch ganze Haine, deren domartige grüne Laubeshallen mit ihren schlanken Riesensäulen, mit ihrem geheimnissvollen Dämmerlicht und dem räthselhaften Rauschen ihrer Blätter einen überwältigenden Eindruck auf das kindliche Gemüth machen mussten. Das Rauschen der Blätter galt für die Sprache der Bäume: so redeten die heiligen Eichen von Dodona und man weissagte aus ihren Worten. Ein redendes Stück Holz von einer dodonischen Eiche (*φωνῆεν φηγοῦ τῆς Δωδωνίδος ξύλον*) befestigte nach Apollodor Athene an dem Vordertheile der Argo; die hölzernen Schiffe der Phäaken waren beseelt (*τιτυσκόμεναι φρεσὶ νῆες*)[3].

Bei den alten Deutschen standen sowohl einzelne Bäume als ganze Wälder in der höchsten Verehrung[4]. Solche heilige Haine durften nur von Geweihten betreten, solche Bäume durften nicht ihres Laubes und ihrer Zweige beraubt oder gar umgehauen werden. Sacrum nemus, nemus castum bei Tacitus. Lucus erat longo nunquam violatus ab aevo[5]. So der semnonische Wald, das nemus der Nerthus, der slavische lucus Zutibure, der preussische Hain Romowe. Bei den Esthen gilt für ruchlos, in heiligen Hainen etwas

---

[1]) Merx l. c.
[2]) De Brosses, über die Baetylen p. 151.
[3]) Odyss. VIII. 556.
[4]) vergl. D. M. S. 371 ff.
[5]) Lucan. Phars III. 399.

abzubrechen: so weit sein Schatten reicht [1]), nehmen sie nicht einmal eine Erdbeere weg. Auf der Verletzung von Bäumen stand in Deutschland selbst in späten christlichen Zeiten noch die härteste Strafe [2]). Von den heutigen Esthen wird erzählt: Noch vor einigen Jahren opferten sie im Kirchspiel Harjel in der Georgs-, Johannis- und Michaelisnacht unter einigen Bäumen; sie schlachteten ein schwarzes Huhn. Nach dem Aberglauben der lausitzischen Wenden giebt es Wälder, die jährlich ein Menschenopfer fordern (gleich vielen Flüssen); es muss jährlich ein Mensch sein Leben darin lassen [3]). Ueber die kirchlichen Verbote gegen das: vota ad arbores facere aut ibi candelam seu quodlibet munus deferre, arborem colere, votum ad arborem persolvere vergl. Grimm, D. M. Anhang. S. XXXIII. XXXIV.

VI.

Thiere als Fetische.

Das Christenthum als diejenige Religion, welche den Werth des selbstbewussten Subjects oder der Persönlichkeit unter allen Religionen am höchsten stellt, reisst eine tiefe Kluft zwischen Mensch und Natur. Sie isolirt den Menschen und stellt ihn unendlich hoch über die Natur und die anderen natürlichen Wesen. Sie sieht deshalb in dem Thiere ein Geschöpf, welches in jeder Beziehung tief unter dem Menschen steht, und betrachtet daher die Thiere als dem Menschen völlig untergeordnete Wesen. Die indischen Religionen sehen in der ganzen Natur nur die Erscheinung des einen Brahma. Das ewige Wesen erscheint sowohl

---

[1]) „ut umbra pertingit". Grimm, R. A. 57. 105.

[2]) Grimm, Weisthümer III. S. 309. 18. IV. S. 366. 15. S. 669. S. 679. 7.

[3]) D. M. a. a. O.

im Thiere als im Menschen. Der Indier sieht daher im Thiere seinen mitleidenden Bruder; ihm steht das Thier gleichberechtigt und nebengeordnet neben dem Menschen. Wiederum verschieden von beiden Auffassungen ist die Thierbetrachtung des unentwickelten Bewusstseins oder des Wilden. Ihm ist das Thier im Durchschnitt nicht einmal nur ein nebengeordnetes vielmehr ein übergeordnetes Wesen. Von den Negern sagt Waitz: „Der Mensch steht nach ihrer Auffassung keineswegs mit Entschiedenheit an der Spitze der Natur und über den Thieren, sondern diese letzteren erscheinen ihm als räthselhafte Wesen, deren Leben und Treiben dunkel und geheimnissvoll ist, und die er daher bald unter bald über sich sieht" [1]). — „Die Indianer, sagt derselbe, sahen in den Thieren die Vorfahren und Stammverwandten der Menschen, schrieben ihnen Verstand und eine ganz menschliche Handlungsweise zu, manchen von ihnen sogar noch höhere Einsicht und übermenschliche Kräfte, während andere, welche ungefährlich waren und keine erheblichen Kunstfertigkeiten zeigten, von ihnen dagegen mit Verachtung behandelt wurden" [2]). Man braucht sich nur den Bewusstseinszustand und die Daseinsverhältnisse des Naturmenschen wieder klar zu machen, um die Thatsache in jeder Hinsicht zu verstehen.

Da das Bewusstsein allemal nur so weit reicht als seine Objecte, so wächst des Menschen Bewusstsein mit der Zahl seiner Objecte. Je mehr Bewusstsein er aber hat, um so mehr ist er charakteristisch unterschieden von denjenigen Wesen, welche weniger oder gar kein Bewusstsein haben. So lange nun die Zahl der Objecte eines Menschen nicht die der thierischen Objecte übersteigt; so lange die Objecte des Menschen noch dieselben und nicht mehr sind, als welche auch das Thier hat, d. h. so lange

---

[1]) Anthrop. II. 177.
[2]) Anthrop. III. 192.

die Welt beider noch nicht verschieden ist, so lange ist auch der Bewusstseinszustand dieses Menschen noch nicht von dem des Thieres unterschieden.

Der Wille kann immer nur auf die Objecte gerichtet sein, welche das Bewusstsein zeigt. So lange nun die Objecte eines Menschen noch nicht höher stehen als die des Thieres, so lange können also auch seine Willensbestrebungen noch nicht höher gerichtet sein als die des Thieres.

Die Zahl der Objecte des Wilden, zeigten wir, ist ganz gering. Bei dem Mangel an geistigen Objecten musste sich all' sein Wollen auf die rein sinnlichen Objecte richten: Befriedigung des Hungers, der Geschlechtslust, des Ruhebedürfnisses — das war es, was den Willen des Wilden vor Allem in Bewegung setzte, was ihn vor Allem interessirte.

Sowohl dem Bewusstseinszustande als auch den Willensbestrebungen nach unterscheidet sich also der Naturmensch wie im Pescheräh fast gar nicht, auf etwas entwickelteren Stufen sehr wenig von den Thieren. Die Welt der Thiere ist auch die seinige. Beider Interessen sind dieselben. Es ist also fast noch gar kein Unterschied zwischen dem Naturmenschen und dem höher organisirten Thiere. Wenn aber der Mensch noch nicht von diesen Thieren verschieden ist, so kann er sich auch noch nicht als ein von den Thieren gänzlich Verschiedenes wahrnehmen; sein eigenes Thun und Treiben und das der Thiere stimmen überein; es sind dieselben Bestrebungen, dieselben Motive bei beiden: der Naturmensch findet im Thiere sich selbst wieder; deshalb betrachtet er es nothwendig als Seinesgleichen, als ihm in jeder Hinsicht ebenbürtig.

So muss schon aus dem einfachen Grunde, weil Naturmensch und Thier de facto noch kaum verschieden sind, die Auffassung des Thieres als eines auf gleicher Höhe stehenden Wesens sich ergeben. Weil aber der Wilde als

innere Wesensbeschaffenheiten der verschiedenen, von ihm noch nicht erkannten Wesen eben nur das vorstellen konnte, was er überhaupt vorstellt, so musste er, wie wir zeigten, alle Wesen anthropopathisch betrachten. Je ähnlicher nun diese Wesen auch ihrem äusseren Dasein, ihrem Thun und Treiben nach dem Menschen sind, um so eher muss natürlich dieser in ihnen auch die inneren Motive voraussetzen, aus welchen heraus er selbst entsprechendermaassen handelt. Des Naturmenschen Thun und Treiben ist aber fast noch gar nicht von dem thierischen verschieden; es ist nicht bloss die grösste Aehnlichkeit, sondern in vielen Stücken völlige Gleichheit vorhanden, und wenn daher der Wilde schon einen Berg oder Fluss oder Baum anthropopathisch auffassen musste, so kann er dem Thiere gegenüber also erst recht nicht anders. Im östlichen Südafrika war Monteiro's Esel den Eingeborenen eine ganz neue Erscheinung. Man forderte das Thier auf, seine Meinung auszusprechen, und deutete Alles, was es that, ganz wie menschliche Handlungen [1]).

Aber nicht blos als Seinesgleichen, sondern als ein Wesen, welches über ihm steht, muss der Naturmensch wenn nicht alle, so doch eine Reihe von Thieren betrachten. Geistige Vorzüge kann der Wilde wenig schätzen, da er sie nicht kennt und versteht. Er wie alle roheren Menschen, wie die Knaben in den Flegeljahren, wie die alten Recken in der Heldensage, schätzt vor Allem die körperliche Kraft. Sie imponirt ihm, sie hauptsächlich nützt ihm. Den grossen Häuptling, der mit einem Hiebe den Schädel seines Feindes zu spalten versteht; dessen gewaltige Stimme, wie es von einem Mongolenhäuptling in einem Liede [2]) auf ihn heisst, über sieben Hügel durch die Wüsten drang; dessen Nägel gleich Bärenklauen waren; der mit

---

[1]) Zeitschrift f. allg. Erdkunde VI. 407.
[2]) Raschididdin bei Hammer, Goldne Horde. 211.

seinen Händen den stärksten Mann entzweiriss; den glühende Kohlen, welche ihm auf den Leib fielen, nicht aus dem Schlafe weckten, sondern von ihm nur für Mückenstiche gehalten wurden; der täglich ein Schaf ass und einen Schlauch voll Milchbranntwein trank, ohne trunken zu werden — den grossen Häuptling respectirt der Wilde. Nirgends aber findet er die körperliche Kraft und Gewandtheit, den glühenden Muth und die ungezügelte Wuth so gewaltig ausgebildet als bei den wilden Thieren: dem Löwen, dem Tiger, dem Wolfe, dem Bären, dem Elephanten u. s. w. Sie sind in Person, was er sein möchte; sie sind seine Ideale, seine Vorbilder, nach denen er sich am liebsten nennt, die er sich im Totem zu Schutzgeistern erwählt. Sie sind die Gewaltigen im Lande; seine Waffen reichen manchmal noch nicht aus, ihn gegen sie zu schützen; er ist ihnen preisgegeben, hängt gleichsam von ihrer Gnade ab. Dazu kommt die Kolossalität oder die Majestät der äusseren Erscheinung, die dämonisch fesselnde Gluth, die aus dem Auge blitzt: alles äussere Eigenschaften der Thiere, die auf den Naturmenschen, weil er fast nur solche Eigenschaften kennt und schätzt, einen bei Weitem mächtigeren Eindruck machen müssen als auf uns, denen sie doch auch imponiren.

Nicht blos diese äussere Kraft flösst ihm Respect vor dem Thiere als einem ihm überlegenen Wesen ein, er findet in ihm auch einen überlegenen Verstand, eine grössere Klugheit, Um- und Einsicht, als er sie selbst hat. Die Sicherheit der Thiere in ihrem Handeln, der Scharfsinn, mit welchem der Fuchs seine Beute zu erhaschen weiss, mit dem der Hund seinen Weg findet; die Kunstfertigkeit, mit welcher der Biber seine Hütte, der Vogel sein Nest, die Biene ihren Stock einzurichten versteht — alles das contrastirt merkwürdig mit der Dürftigkeit und Hülflosigkeit, in der sich der Naturmensch befindet. Denn dass auch die Thiere bitteres Lehrgeld geben, dass auch sie

lernen, sorgen und leiden, das sieht er noch nicht. Wiederum der Nutzen, den ihm manche Thiere, z. B. das Rind gewähren, das würdevolle Aussehen des Stieres, seine ungefüge Kraft und doch seine grosse Gutmüthigkeit reichen hin, um in ihm ein ehrwürdiges Wesen, keineswegs einen dummen Ochsen erblicken zu lassen.

Die gegebene Entwicklung, aus der Erfahrung genommen, findet in der Erfahrung allenthalben ihre Stützpunkte. Die leuchtendsten Aufschlüsse über die Innigkeit des Verkehrs zwischen dem Naturmenschen und dem Thiere giebt uns zuerst die Thiersage, wie sie zumal unsere germanischen Vorfahren ausgebildet haben, „und die nur in den ältesten Zuständen des Volkes, wo noch ein unverkümmertes Naturleben und ein unbefangener, naher, fast kindlicher Verkehr zwischen dem Menschen und den Thieren bestand, ihre Entstehung finden konnte.“ Ich ziehe hier an, was darüber Vilmar Vortreffliches sagt [1]: „Die Wurzeln dieser Sage (von Reinhart Fuchs) liegen in der harmlosen Natureinfalt der ältesten Geschlechter, in dem tiefen und liebevollen Naturgefühl eines gesunden, kräftigen Naturvolkes. Wie ein solches Volk sich mit Innigkeit, ja mit leidenschaftlicher Empfindung an die Naturerscheinungen anschliesst, wie es mit dem Frühling und Sommer jauchzt, mit dem Herbst trauert, mit dem Winter sich in den Fesseln schwerer Gefangenschaft fühlt — wie es diesen Naturerscheinungen die eigene Gestalt, die eigenen menschlichen Empfindungen leihet und diese Personification der Naturwesen zu grossartigen Mythen bald lieblich freundlicher, bald furchtbar prächtiger Gestaltung ausbildet, wie in Siegfried und Brunhild, so schliesst es sich auch eng und liebevoll der näher stehenden, näher befreundeten Thierwelt an; — ja es schliesst sich der Thierwelt nicht blos an, es schliesst sich ihr auf; es zieht sie in sich

[1]) Vilmar, Literaturgesch. I. 244. ff. 8. Aufl.

selbst, in sein eigenes Leben, seinen eigenen Verkehr, als einen gegebenen und nothwendigen, nicht gemachten, nicht ersonnenen, nicht erkünstelten Bestandtheil seines eigenen Daseins herein. Es ist die reine harmlose Freude des Naturmenschen an den Thieren — an ihrer schlanken Gestalt, ihren funkelnden Augen, ihrer Tapferkeit und Grimmigkeit, ihrer List und Gewandtheit — es ist die Freude an dem, was er an den Thieren und mit den Thieren erfährt und erlebt, die Quelle der Erzählung von den Thieren, der Thiersage, des Thierepos. Etwas an und mit den Thieren erleben und erfahren kann aber der Mensch nur dann, wenn er einmal sich mit ruhiger, liebevoller Hingebung in die Thierheit versenkt, das Thier in seinem innersten Wesen, seiner geheimnissvollen Eigenthümlichkeit belauscht, und dann, wenn er zugleich, wie er an dem Wesen des Thieres theilnimmt, das Thier wieder an seinem eigenen menschlichen Wesen theilnehmen lässt, es zu sich emporhebt, ihm Gedanken und Sprache, seinen Trieben Absicht und Bedeutung leiht. Dieses wechselseitige Austauschen des Thierischen mit dem Menschlichen und umgekehrt ist die nothwendige Bedingung der Thiersage: die Thiere des Epos sind nicht nackte Thiere, dem Menschen fremd und ausser psychischer Gemeinschaft mit ihm, aber noch viel weniger sind sie verkleidete Menschen, denen etwa aus blosser Willkür nur thierische Gestalt geliehen wurde; im ersten Falle würde das Thierleben vielleicht überall kein Gegenstand der Poesie — höchstens etwa der Naturmalerei — sein, wenigstens des echtesten Stoffes der Poesie, der Handlung entbehren; im letzten Falle wäre alle Erzählung von den Thieren nur eine langweilige Allegorie. Der Reiz der Thiersage liegt eben in diesem dunklen Hintergrunde der Thiermenschheit und Menschthierheit, den wir nicht willkürlich mit unseren Verstandeslichtern der heutigen Welt erhellen dürfen, ohne das Ganze des Thierepos unwiederbringlich zu zerstören."

„Es begreift sich hiernach von selbst, dass die Thiersage nur in den ältesten Verhältnissen, in dem unbefangensten und stillsten Naturleben eines Urvolkes entstehen könne, in Zeiten, wo der Friede mit der Natur noch verhältnissmässig wenig gestört war, und wenigstens in gewisser Weise die Wirklichkeit dem Verkehr mit der Thierwelt entsprach, welchen das Thierepos schildert: wo noch die Gedanken des Hirten- und Jägerlebens einen grossen Theil des geistigen Horizontes des Volks erfüllte, wo nicht allein Wald und Feld des Wildes voll waren, sondern der Hirt auch noch einen mächtigen, ihm in Kraft und Geschick ebenbürtigen und auf seine Heerde gleich ihm selbst berechtigten Gesellen in dem gefrässigen Wolfe, einen überlegenen, Wald und Haide beherrschenden Helden in dem grimmigen Bären sah; wo für den Jäger, der einsam durch die dunklen Tiefen und sonnigen Halden des Urwaldes streifte, der graue Wolf auf grüner Haide und der rothbärtige Schleicher am Waldsaume Jäger waren wie er, und die er darum ausser ihrem eigentlichen Thiernamen mit menschlichen, gleichsam Gesellennamen benannte. Es war aber auch für Jäger und Hirten der Waldeinsamkeit gut, sich mit diesen Waldgesellen auf freundlichen Fuss zu stellen, denn es war damals nicht so sehr das äussere Grauen vor der Gefahr, welche die Waldräuber bringen konnten, als das innere Grauen vor dem Dämon, der in dem Thiere lebt, vor der unheimlichen, aus den zornfunkelnden Augen des Wolfes hervorleuchtenden Wolfsseele noch in seiner vollen Stärke mächtig. Das Thier des Waldes war noch gleichsam mehr, als ein blosses, dem Menschen untergeordnetes, wenigstens unterliegendes Thier: es war eine Verkörperung der unheimlichen, finstern und feindlichen Naturkraft, mit Zauber angethan und darum, wie auf der einen Seite dem Menschen durch grössere Ebenbürtigkeit näher stehend, so auf der andern Seite wieder über den Menschen erhaben und nicht durch die

physische Kraft allein zu bändigen. Haben doch die Hirten bei uns, so lange es noch Wölfe gab, sich ängstlich gehütet, den Wolf bei seinem Namen zu nennen: so hiess der Wolf u. a. Goldfuss, der Fuchs Blaufuss.

„Auch die Namengebung, die das Thier gleichsam zum Gesellen des Menschen erhebt, da mit eben diesen Namen bekanntlich früh und spät auch Menschen benannt werden, ist ein einleuchtender Beweis für die ursprünglich epische (d. i. anthropopathische) Auffassung der Thierwelt: man hat die Thiere selbst in ihrem wahrhaftigen leiblichen Leben, nicht etwa blos ein Abstractum, eine Allegorie im Auge, wenn man ihm so lebendige, treffende Beinamen giebt.

„Der Wolf erhält den epischen Namen Isangrim, eisengrimmig, ganz wie im Heldenepos die epischen Beiwörter herugrim und später swertgrim gebraucht werden, eine treffende Bezeichnung der wie die grimme Eisenwaffe einschneidenden Raublust, des zermalmenden Gebisses des Wolfes. Der Fuchs heisst Reginhart, der kluge Rathgeber. Der Esel heisst Baldewin (ein auch in der französischen Fassung festgehaltener Name, der noch heute als baudet vom Esel gilt), d. h. der Fröhliche, Unbekümmerte, der in seiner Stumpfheit Selbstvergnügte, der die Welt Welt sein lässt, wenn er nur seine Disteln zu speisen hat, die er mit seinem Freudenliede (hügeliet) begrüsst; die Wölfin heisst Heriswintha (vrowe Hersant in französischer Abstumpfung des deutschen Wortes), d. i. die Heerschnelle, die dem Heere folgende nach den alten epischen Bezeichnungen des Wolfes, oder die wie ein Heer schnelle, starke, die mächtige Räuberin — ein menschlicher Eigenname, wie auch der des Herrn Wolfgemahls Isangrim; der Heher heisst noch im Reineke Vos Markwart, der des Holzgeheges (der Mark) pflegende, der Holzförster u. s. w.“

Keine Dichtungsart, meint Meiners, sei der Denkart ungebildeter Menschen angemessener als die Fabel. In der That finden wir die Thierfabel bei den Wilden in üppig

wuchernder Fülle. Ihr letzter Entstehungsgrund ist die anthropopathische Auffassung der Thierwelt, der dunkle Hintergrund dieser Thiermenschheit und Menschthierheit, wie Vilmar zutreffend die Quelle des Thierepos bezeichnet[1]). Lessing erklärt die Fabel durch den Zweck, eine moralische Wahrheit anschaulich zu machen. Schon die Hottentotten besitzen eine grosse Menge von Thierfabeln, mit denen sie sich zu unterhalten pflegen [2]). Ebenso machen es die Neger, „wenn sie zusammensitzen [3]), Taback rauchen und Palmwein trinken; jede, die alltäglichste Bemerkung wird in das Gewand der Fabel oder Sage gekleidet. Herr Spinne, erzählen sie z. B., wollte sich Plantagen bauen und fing auch eifrig damit an. Aber ehe er noch mehr als den Grund fertig hatte, war die Saatzeit vorüber; und so ging es mehrere Jahre. Das sah Herr Termite, der sich gern einen Palast bauen wollte: deshalb rief er alle seine Landsleute, seine Sclaven, seine Freunde und seine Verwandten zusammen, dass sie ihm alle helfen möchten, und siehe, nur kurze Zeit verging, und Alles war fertig und vollendet. Darauf sagte die Termite zur Spinne: „Hättest du es gemacht wie ich, so wäre deine Plantage auch schon fertig.“ — Als ich einem Neger, Namens Quau, einmal Vorwürfe machte, dass sie die Elephanten alle wegen des Elfenbeines getödtet hätten, entgegnete er: „Nein, bewahre, das haben wir nicht gethan: die Elephanten sahen, dass die weissen Männer nach ihren Zähnen trachteten; nun wollten sie aber ihre Zähne nicht weggeben, ohne einen Genuss davon zu haben; deshalb gingen sie an die Küste und verkauften ihre Zähne gegen Branntwein. Als sie nun den Branntwein getrunken hatten, so hatten sie gar nichts mehr, die Zähne waren weg und der

[1]) vergl. Waitz, Anthr. II. 180.
[2]) Ebenda S. 343.
[3]) Halleur S. 41.

Branntwein auch. Da geriethen sie während des Rausches in Verzweiflung und erschossen sich alle, und daher kommt es, dass es jetzt keine mehr in Aquapim giebt."

„Der Mensch (auf seiner niedrigsten Stufe) hält sich noch mit dem Thiere fast gleichartig und den Unterschied mehr für einen äusserlichen als innerlichen und wesentlichen. Das Thier hat ebenso gut Seele wie der Mensch, und diese ist der unsrigen wesentlich gleichartig. Menschen und Thiere bilden eigentlich nur ein Geschlecht und gehen an vielen Punkten in einander über" [1]). Dieser leichte Uebergang zeigt sich vielfach auch in unseren altdeutschen Sagen. „Können noch in späterer Zeit, als der dunkelere und grausigere Mythus längst verblichen ist, die Menschen zu Wölfen und die Wölfe zu Menschen werden, wie dies der Werwolfaberglaube sogar bis auf den heutigen Tag bezeugt, so werden in der ältesten Zeit die Menschen zu Drachen" [2]). Altdeutsche Lieder erzählen von Siegfried's Vater und dessen Schwester Signe, wie sie in Wölfe verwandelt umhergeschweift und thierischen Trieben preisgegeben waren. Dieser Glaube an die „Marafilnas", die Lykanthropen der Alten, ist auch in Abyssinien, Senegambien und allen östlichen Negerländern bis zu den Somali verbreitet. Besonders die Eisenarbeiter stehen in dem Rufe, sich Nachts in wilde Thiere verwandeln zu können und dann sogar Menschenfleisch zu fressen. In Fassokl sollen die Marafilnas sogar geschlossene Zünfte bilden [3]). Den Indianern im Innern des Oregongebietes gelten Biber für Menschen, die vom grossen Geiste wegen ihres Ungehorsams verwandelt sind [4]). Auch in der mejicanischen Mythologie fehlen Verwandlungen der Menschen in Thiere

---

[1]) Wuttke I. 107.

[2]) Vilmar I. 121.

[3]) Waitz, Anthr. II. 180. 504.

[4]) Cox, Ross, The Columbia river. 3 d ed. Lond. 1832. I. 231. Dunn, History of the Oregon territory. Lond. 1844. p. 317.

nicht. Wegen Ehebruchs wurde Japan in einen schwarzen Scorpion verwandelt, Tlahuitzin, das Weib, in einen rothen Scorpion, Jaotl, der seine ihm von den Göttern ertheilte Vollmacht überschritten hatte, in eine Heuschrecke[1]). Lycaon wurde von Zeus in einen Wolf verwandelt. Eine Menge deutscher Sagen erzählen von der Vertauschung der Gestalt zwischen Menschen und Schlangen[2]). Die Mischgestalten der Kentauren und Sirenen zeigen in der griechischen Mythologie ebenfalls das leichte Ineinanderfliessen von Mensch und Thier, eine Hauptseite des Grundthemas der Ovidischen Metamorphosen.

Dass der grössten Familiarität zwischen dem Naturmenschen und dem Thiere nichts entgegensteht, sahen wir schon an dem S. 53 angeführten Beispiele der Arekuna. Die Malaien auf Malakka und die Orang laut betrachten die stärkeren Thiere als Ihresgleichen; besonders den Hai, der ein Seeräuber ist wie sie selber, halten die letzteren für ihren Freund und Bruder[3]), eine Anschauung, die auch vom Tiger und vom Krokodil gilt und über viele ostindische, philippinische und Südseeinseln verbreitet ist[4]).

---

[1]) D. Francisco Saverio Clavigero, historia antigua de Mejico. lib. VI. p. 240. Entre otras contaban que habiendo emprendido un hombre llamado Japan hacer penitencia en un monte, tentado por una muger, cometio adulterio: por lo cual lo decapito immediatemente Jaotl, a quien habian dado los dioses el encargo de velar la conducta de Japan. Este fue transformado en escorpion negro. No contento Jaotl con aquel castigo, persiguio tambien a su muger Tlahuitzin, la cual fue transformada en escorpion rubio y el mismo Jaotl, por haber traspasado los limites de su encargo, quedó convertido en langosta. A la vergüenza de aquel delito atribuyen la propiedad del escorpion de huir de la luz y de esconderse entre las piedras.

[2]) Grimm, D. M. S. 394. ff.

[3]) Tydschrift voor Neêrland's Indië Batavia. VI. 3. 203. Newbold II. 192. Thomson in Journal of the Indian Archipelago.

[4]) J. Hawkesworth's Account of the voyages undertaken for making discoveries in the Southern hemisphere by Capt. Byron,

Auf den ostindischen Inseln findet sich sogar der Glaube, dass die Weiber zuweilen ausser Knaben und Mädchen auch Krokodile gebären, die nicht etwa getödtet, vielmehr sorgfältig in einen Krokodilenteich getragen werden. Viele Eingeborene haben solche Krokodilbrüder, welche sie als ihre Blutsverwandten anerkennen und in keiner Weise zu verletzen wagen [1]). Es gilt daher dem Naturmenschen durchaus für keine Schande, von den Thieren abzustammen, vielmehr rühmen sie sich dessen und führen ihren Ursprung auf die Thiere zurück. Die Tlascalenser erzählten, dass die Menschen, welche der Sündfluth entrannen, in Affen verwandelt wären, aber allmählich Vernunft und Sprache wiedererlangt hätten [2]). Kadroma, eine Aeffin, welche sich mit Cenresi, einem Affen, vermählte, ward durch ihn die Stammmutter der ganzen Bevölkerung von Tübet. Die Völker Tübets rühmen sich dieses Ursprungs und ihrer daraus abgeleiteten affenartigen Hässlichkeit [3]). Einige Orang Benua führen ihre Abstammung auf weisse Affen zurück [4]). Bei den Aleuten [5]) und den Chippewayindianern [6]) stammen alle Menschen von einem Hunde ab; die ersten Menschen hatten noch Hundepfoten. Nach anderen Indianern Nordamerikas wurde ein Weib, das mit einem Hunde lebte, die Mutter des Menschengeschlechts [7]).

Wallis, Carteret and Cook. 1773. Lond. III. 758. Marsden, Valentyn a. a. O.

[1]) Hawkesworth III. 756. 57.

[2]) Clavigero VI. p. 225. Los Tlascaleses decian que los hombres que escaparon del diluvio quedaron convertidos en monas: pero poco a poco fueron recobrando el habla y la razon. Cf. Gregorio Garcia, Origen de los Indios.

[3]) Klaproth, tabl. hist. p. 131.

[4]) Borie in Tydschrift voor indische taal-, land- en volkenkunde. Batavia X. 415.

[5]) Sarytschew, R. in Sibir. II. 164.

[6]) Waitz III. 191.

[7]) Hearne, Reise von Prinz Wallis Fort bis zum Eismeere (1769—72). Berl. 1797. S. 281.

Die Delawaren wollen vom Adler, die Tonkaway vom Wolfe [1]), andere vom Raben [2]), die Osagen von einer Mensch gewordenen Schnecke stammen, welche die Tochter eines Bibers heirathete [3]), die Kayuse, Nez-percés, Wallawalla und einige andere endlich gar nach einer ihnen allen gemeinsamen Sage von den verschiedenen Körpertheilen des Bibers [4]); einige Südamerikaner von einem Fische, andere von einer Kröte, andere von einer Klapperschlange [5]). Bei den Peruanern glaubten die einen von Bergen, Quellen, Flüssen, Seen u. s. w., die anderen von Löwen, Tigern, Adlern, Geiern entsprungen zu sein [6]); in Afrika sehen die Bakuena das Krokodil [7]), die Galla die Schlange als den Ahnherrn des Menschengeschlechts an [8]); die Wanika wagen auf Grund derselben Anschauung nicht die Hyäne zu tödten [9]); die Kaffern nicht, manche Thiere zu essen [10]).

Umgekehrt stammen manche Thiere vom Menschen ab. In Akra hält man die Affen, die man „Diener der Fetische“ nennt, für Menschen, die bei der Schöpfung verunglückt sind; bei den Serrakolets wie auf Madagascar für Menschen, die wegen ihrer Sünden verwandelt sind [11]). Der Manitu des Irokesen verwandelte einen Menschen,

---

1) Schoolcraft V. 683.

2) Wrangell, Statistische und ethnographische Nachrichten über die russ. Besitz. in Am. (bei Bär und Helmersen, Beitr. zur Kenntn. des russ. Reichs. Petersb. 1839.) 100. 111. 93. Holmberg, Ethn. Skizzen über die Völker des russ. Am. I. Helsingf. 1855. 12.

3) Schoolcraft IV. 305. Gregg, Karawanenzüge durch die Prairien, deutsch v. Lindau 1845. II. 175.

4) Wilkes IV. 467. bei Waitz III. 345.

5) Azara, voyage II. 138.

6) Garcilasso, Commentarios reales I. 18. 21.

7) Waitz II. 414.

8) Krapf, Reisen in Ostafrika I. 99 f. Harris, the highlands of Ethiopia. 2 d ed. Lond. 1844. III. 49. 51.

9) Waitz II. 424.

10) Ebenda 413.

11) Ebenda 178.

weil er sich sogar im stärksten Hunger des Menschenfleisches enthalten hatte, zum Lohn in einen Biber; das ist der Ursprung des Bibergeschlechts. Ein Missouri-Indianer wurde in eine Schlange verwandelt, welche sprechen konnte [1]). Wegen dieser nahen Verwandtschaft verstehen die Thiere die Sprache der Menschen und umgekehrt. In Bornu freilich hat das aufgehört, seitdem der Mann dem Weibe ein Geheimniss verrathen hatte [2]). Auch in unseren Sagen und Märchen sprechen die Thiere; so auch bei Homer die Rosse des Diomedes.

Die Thierseelen, ja selbst die Seelen der Pflanzen nehmen an der Unsterblichkeit Theil [3]). Menschenseelen können in Thierleiber fahren und Thierseelen in Menschenleiber. Manche Thiere, welche Leichen ausgraben und sie verschlingen, eignen sich dadurch die Seelen der Gestorbenen an, indem sie dieselben mit verschlingen. Auch dies ist manchmal ein Grund der religiösen Scheu vor den Thieren, z. B. bei den Kaffern, welche ihre Todten den Wölfen preisgeben [4]).

Der Naturmensch schreibt den grösseren Thieren oftmals sogar eine höhere Intelligenz zu als sich selbst. Ein sonst recht verständiger Indianer versicherte Parkman alles Ernstes, dass er die Biber und die weissen Menschen für die klügsten Leute halte [5]). Hauptsächlich die weissen Biber, die indessen nur in der Sage zu existiren scheinen, werden als mit übernatürlichen Kräften versehen geschildert [6]). Die Affen haben Menschenverstand am Senegal, in Kordofan und in Brasilien. Viele Wilde glauben fest,

---

[1]) M. v. Neuwied II. 230.
[2]) Kölle, African native literature. Lond. 1854. p. 154.
[3]) Steller, S. 269. Georgi, Beschr. S. 383.
[4]) Waitz II. 177.
[5]) Ebenda III. 193.
[6]) Jones, Traditions of the N. American Indians. 2d ed. Lond. 1830. III. 69.

dass die Affen sprechen könnten, es aber nicht thäten, um nicht zur Arbeit gezwungen zu werden [1]). Auch die Hunde können sprechen und sprachen früher; seitdem aber die Nachkommen des Gottes Kutka an ihnen vorübersegelten, ohne auf ihre Fragen zu antworten, haben sie im beleidigten Stolze beschlossen, nicht mehr zu reden. Nur die Fremden werden noch von ihnen angebellt, d. h. gefragt, wer sie seien und woher sie kommen. So erzählen die Kamtschadalen [2]). Bei den Kaffern erscheinen das Chamäleon und der Salamander als Boten, die der Gott Umkulunkulu mit wichtigen Nachrichten an die Menschen sendet [3]). Die Chippewayindianer ähnlich wie die Atnas, Kenaier, Koluschen [4]) lassen die Welt von einem Vogel geschaffen werden. Im Anfang war nur ein ungeheures, wüstes Meer; über dem schwebte ein riesiger Vogel, dessen Flügelschlag wie Donner, dessen Blicke wie Blitze waren. Er stieg herab und berührte das Meer: da stieg die Erde empor und schwamm auf dem Wasser [5]). Die Vögel gelten überhaupt als besonders weise Wesen; auch bei den alten Deutschen, Griechen und Römern [6]). Die Indianer trauen der Eule sogar noch grösseren Verstand zu als dem Biber und der Klapperschlange; sie wird als ein höchst ehrwürdiger Verwandter angesehen, mit „Grossvater" angeredet und sogar mit Tabacksrauch angeblasen, ein feierliches Opfer, womit vielfach die Sonne des Morgens begrüsst wird; nach einer Legende ist die Eule einer der grössten Wohlthäter des Menschengeschlechtes. Sie ist auch

---

1) Raffenel p. 90. Rüppell, Reise in Nubien, Kordofan etc. Frankf. 1829. S. 115. Bosmann II. 243. Bowdich, p. 185.
2) Steller S. 280.
3) Waitz II. 410.
4) Waitz III. 179.
5) M. v. Neuwied II. 221.
6) vergl. Grimm, D. M. S. 388 ff.

der König oder Häuptling der Schlangen [1]). Bei den Mejicanern war es eine Taube, welche die stummen Söhne Cojcoj's, des mejicanischen Noah, verschiedene Sprachen lehrte, so dass dieselben einander nicht verstehen konnten [2]). Auf dem Gebirge Kaf wohnt der ungeheure, mit Vernunft und Sprache begabte Vogel Anka, der bei den Persern Simorg und im Talmud Jukneh heisst. Die Bücher des Zendvolkes erzählen von vier heiligen Vögeln, welche die Erde und die auf ihr lebenden Wesen beschützen sollen. In der japanesischen Mythologie ist es ein Vogel Isi Tataki, welcher die Ursache der Fortpflanzung des Menschengeschlechts ward: das älteste Götterpaar lernte durch ihn die Ehe kennen. In der chaldäischen Mythologie sind es vier heilige Wesen, zur Hälfte von Menschen-, zur Hälfte von Thiergestalt, welche in der Nähe von Babylon aus dem Meere an's Ufer kamen, um die Menschen zu belehren. Das erste derselben hiess Oannes und unterrichtete sie in Gott wohlgefälligen Dingen, gab ihnen Religion, Gesetze, Wissenschaft, Cultur; die anderen suchten durch Wiederholung dieser Lehren die Menschen in ihren Fortschritten zu erhalten. Die Türken und Araber sagen von der Katze, sie denke über das Gesetz Muhamed's nach und werde mit den Gläubigen in's Paradies kommen; vom Pferde sagen sie, es lese im Koran [3]).

Nach dem, was wir vorausgeschickt haben, wird man die fetischistische Verehrung der Thiere nun nicht blos erklärlich, sondern auch bei allen Naturvölkern nothwendig geboten finden. Und zwar wird das Thier allein durch

---

[1]) Parkman, History of the conspiracy of Pontiac. Lond. 1851. II. 135. Jones, III. 69.

[2]) Clavigero, lib. VI. p. 225. ... tubieron muchos hijos, pero todos mudos, hasta que una paloma les comunicó los idiomas desde las ramas de un arbol, pero tan diversos, que no podian entenderse entre si.

[3]) Arvieux, Mémoires mis en ordre par le P. Labat. Paris 1735. III. 223. 252.

sein selbsteigenes Wesen, ohne die Folie eines hinter ihm und höher stehenden Gottes zum verehrungswürdigen Fetisch. „Der als Gottheit verehrte Bär wird als wirklicher Bär angesehen, die als Fetisch verehrte Schlange ist nicht blos eine vorübergehende Theophanie, sondern ist und bleibt eine leibhaftige Schlange“ [1]). Dass in höheren Entwicklungsstadien die Thierverehrung mit dem Göttercultus in Verbindung gesetzt wird, so dass dann die Thiere als den Göttern geweihte betrachtet und deshalb verehrt werden, ist klar, gehört aber nicht hierher.

Ganz wie ein höheres Wesen wird in Afrika der Elephant behandelt. Aus Achtung vor seinem Verstande essen die Kaffern nicht von seinem Fleische. Dennoch jagen sie ihn mit den Worten: „Tödte uns nicht, grosser Häuptling, tritt nicht auf uns, grosser Häuptling!“ [2]) In Dahomey ist er der nationale „grosse Fetisch“. Zwar darf er getödtet werden, doch müssen die Jäger sich nach seiner Erlegung umständlichen Reinigungsceremonien unterziehen [3]). In Siam zeigten sich die Könige sonst auf weissen Elephanten; diese Sitte wurde abgeschafft: der Elephant sei ein eben so grosser Herr wie der König; auch in ihm wohne eine königliche Seele. Man ernannte die Elephanten selbst zu Reichswürdenträgern [4]). Den Löwen verehrte man in Arabien [5]); den Tiger ausser in Neu-Calabar [6]) auf den ostindischen Inseln. Auf Sumatra warnt man die Tiger vor der Gefahr, wenn Europäer ihnen Schlingen gelegt haben; man spricht von Tigerstädten, in denen die Häuser mit Weiberhaaren gedeckt seien [7]). In Akra, wo beinahe jedes

---

1) Wuttke I. 82.

2) Kay, Travels and researches in Kaffraria. Lond. 1833. p. 125. 138.

3) Forbes, p. 9. Kay, p. 341.

4) Meiners I. 221.

5) Ebenda S. 192.

6) Holman I. 371. Köler, S. 61.

7) Marsden p. 255. Hawkesworth, III. 756. 759.

Dorf ein anderes Thier zum Fetisch haben soll, gilt auch die Hyäne für heilig [1]). Am Cap der guten Hoffnung wagt man nicht den Leoparden zu tödten, wenn er auch Weiber und Kinder erwürgt. In Dahomey glaubt man, dass die vom Leoparden Zerrissenen im andern Leben besonders glücklich sein würden [2]). Die Neger Westafrikas verehren hauptsächlich die Wölfe. Ein Soldat aus einem dänischen Fort, der die Heiligkeit dieser Thiere nicht kannte, hatte eins derselben erschlagen. Entrüstet forderten die Neger von dem dänischen Befehlshaber des Forts eine Sühne, zu der sich derselbe auch verstehen musste, da die Neger drohten, die Gegend zu verlassen, wenn er sie ihnen nicht gewähre; denn ohne diese Genugthuung würde der Erschlagene an ihnen und ihren Kindern die furchtbarste Rache nehmen. Der Commandant liess den Wolf in Leinwand wickeln. Seinen Verehrern schenkte er Pulver und Branntwein. Als diese bei dem feierlichen Begräbniss das eine verschossen, den andern vertrunken hatten, war der Wolf befriedigt und gerächt [3]). Einige Neger verehren Ziegen, Schafe, Böcke [4]). Das Pferd wird in Neu-Calabar verehrt; in Wadai knüpfen sich an dasselbe eine Menge wunderbarer Erzählungen und viel Aberglaube [5]). Pferd, Stier und Kuh sind fast überall Objecte der Verehrung geworden. Interessant sind die religiösen Vorstellungen vieler Indianer in Betreff des Thierfetischismus: „Am höchsten geehrt werden die Onkteri-Götter, welche die Erde und den Menschen geschaffen und den Medicintanz eingerichtet haben. Sie sind von der Gestalt sehr grosser Ochsen; der Erdgeist ist der vornehmste unter ihnen, unter diesem stehen die Schlange, die Eidechse, der Frosch, die Eule,

---

1) Bowdich, p. 362. Monrad S. 33.
2) Forbes, p. 35.
3) Römer S. 273. f. Des Marchais I. 297.
4) Bastian, S. Salv. S. 82. 208.
5) Holman, Köler, ll. cc.

der Adler, die Geister der Todten u. a. Eine zweite Klasse mit verschiedenen Unterabtheilungen bilden die Wakinyan, welche die Onkteri befehden und hauptsächlich zerstörende Kriegsgötter sind, obwohl sie auch Schöpferkraft besitzen: der wilde Reis und eine Grasart verdanken ihnen den Ursprung. Sie haben sämmtlich phantastische Vogelgestalten und wohnen auf einem hohen Berge im Westen; am östlichen Thore ihrer Wohnung steht ein Schmetterling Wache, am westlichen ein Bär, am nördlichen ein Rennthier, am südlichen ein Biber u. s. w.“ [1]). Die Biberverehrung findet sich fast bei allen Nordamerikanern [2]).

Unter den Vögeln ist es vorzugsweise die Eule, die zum Fetisch geworden ist [3]), auch unseren deutschen Vorfahren galt sie als heilig, wie viele andere Vögel [4]). Im alten Arabien galt manchen Stämmen der Adler als grosser Fetisch [5]); Tauben verehrten die Syrer [6]).

In Afrika, z. B. in Bonny, hauptsächlich aber auf den ostindischen Inseln, auf Sumatra, Celebes, Butong, den Philippinen geniessen die Krokodile die höchste Verehrung [7]). Man feiert sie, indem man unter Gesang und Musik auf krokodilreiche Gewässer fährt und den Thieren Speisen und Taback zuwirft; man betet sie an als wirkliche Gottheiten; auf Celebes und Butong hält man sie sogar gezähmt in den Häusern [8]), vielleicht weil ihre Nähe glückbringend ist, ein Grund, aus dem man in Afrika es gern sieht, wenn die verehrten Thiere sich vertraulich in der Nähe der Wohnung niederlassen [9]). Auf Madagascar gilt

---

1) Waitz III. 190.
2) Ebenda III. 193.
3) s. S. 210 Anm. 1.
4) Grimm, D. M. 386–94.
5) Meiners I. 192.
6) Xenoph. Anab. I. 4. Vergl. unten S. 214. Anm. 8.
7) Holman, Köler, ll. cc.
8) Hawkesworth, p. 757.
9) Römer S. 273 f.

der Kaiman, der Schutzgott von Klein-Popo, für einen alten verzauberten Häuptling [1]. Hat er Beute gemacht — erzählt man von ihm am Senegal — so versammelt er seine Freunde und Verwandte um sich und beräth mit ihnen, wann der Festtag zur Vertheilung der Beute gefeiert werden solle. Sein liebster Freund ist ein Vogel, eine Art Stelzenläufer, der ihn bewacht, wenn er schläft; es ist verboten, den Vogel zu tödten [2].

Auf den ostindischen Inseln [3] wie in Afrika [4] an der Küste ist auch der Hai ein gewaltiger Fetisch Auf Kusaie und den Marianen verehrt man Aale [5]. Auf den Carolinen wurde der Gott Maui als Fisch gedacht [6]. „Zu Eap lebten in einem Süsswasserteiche zwei Fische, uralt, aber nur eine Spanne lang, die stets in einer Linie, den Kopf gegen einander, unbeweglich stehen. Berührt man sie und sie kreuzen sich, so entsteht Erdbeben“ [7]. Nach Xenophon verehrten auch die alten Syrer Fische [8]; wer einen heiligen Fisch ass, dessen Leib wurde bald darauf von Geschwüren bedeckt, seine Eingeweide schwanden, seine Gebeine wurden angenagt [9].

„Geheimnissvoll in ihrem ganzen Wesen, überraschend behend ohne alle Glieder, mächtig und gefährlich bei der einfachsten Gestalt, klein und doch der gewaltigsten Thiere mächtig durch den Angriff eines Augenblicks, meist

---

[1]) Leguével, II. 223.

[2]) Raffenel, p. 29. 208.

[3]) Marsden, Hawkesworth, ll. cc.

[4]) Holman, Köler, ll. cc.

[5]) Dumont d'Urville, Voy. de l'Astrolabe. Paris 1830. V. 121.

[6]) Schirren, die Wandersagen der Neuseeländer und der Mauimythus. Riga 1856. S. 70.

[7]) Gerland b. Waitz V. 2. 137. Chamisso, Bemerk. auf einer Entdeckungsreise (1815—18). Weimar 1821. S. 132.

[8]) Anab I. 4 ... *ἐπὶ τὸν Χάλον ποταμὸν πλήρη δ' ἰχθύων μεγάλων καὶ πραέων, οὓς οἱ Σύροι θεοὺς ἐνόμιζον καὶ ἀδικεῖν οὐκ εἴων, οὐδὲ τὰς περιστεράς.*

[9]) Meiners 1. 193.

prächtig in ihrem Farbenschmuck, still und schweigsam den Gefährdeten plötzlich schreckend — ist die Schlange dem Naturmenschen Gegenstand der Scheu und erweist sich ihm als höheres, machtvolles Wesen"[1]). In Amerika, Afrika und Europa sind Schlangen Objecte der Verehrung geworden, vielfach freilich, weil man sie als den Sitz der Seelen Gestorbener ansah, doch auch als eigentliche Fetische. Die Verehrung der Klapperschlange in Nordamerika rettete dem Grafen Zinzendorf (1742) das Leben. Die Cayuga am Wyoming, bei denen er sich aufhielt, wollten ihn tödten, weil sie glaubten, er führe Böses gegen sie im Schilde. Der Graf sass Abends auf einem Bündel Holz an einem kleinen Feuer und schrieb. Ohne dass er es wusste, lag neben ihm eine Klapperschlange. Als die Indianer kamen, ihn zu tödten, und die Schlange neben ihm sahen, wichen sie zurück, in der festen Ueberzeugung, dass der Fremde göttlichen Ursprunges sei[2]). In Europa verehrten die Lithauer Schlangen, hegten sie im Haus und brachten ihnen Opfer; möglicherweise aber deshalb, weil sie in ihnen die Seelen Gestorbener erblickten. Von einem Schlangencult bei den Longobarden meldet die vita sancti Barbati in den actis sanctor.[3]). Den ägyptischen Schlangendienst bezeugt Herodot[4]). Die Beschützerin der Akropolis von Athen war eine lebende Schlange[5]). Seine grösste Ausbildung hat jedoch der Schlangendienst in Whida in Afrika gefunden[6]). Nur der ägyptische Apis kann sich an Ansehen, Macht und Pflege mit der Wunderschlange messen, die einst den Whidanegern einen glänzenden Sieg über ihre Feinde verschaffte. Die Schlange, die nie stirbt, ist so heilig, dass

---

[1]) Wuttke I. 82.
[2]) Waitz III. 192.
[3]) Grimm, D. M. S. 395 ff.
[4]) II. 74.
[5]) Herod. VIII. 41.
[6]) Bosmann 458. ff. Des Marchais II. 153.

sie nicht einmal der König, sondern allein der Hohepriester von Angesicht zu Angesicht schauen darf. Ihre eigene Heiligkeit macht auch alle anderen Schlangen derselben Art, die übrigens ganz unschädlicher Natur sind, geweiht und unverletzlich, so dass sie zu tödten für das grösste Verbrechen gilt. Zu Bosmann's Zeiten hatte ein Schwein eine heilige Schlange zerrissen. Nicht blos der Missethäter wurde umgebracht, sondern eine allgemeine Verfolgung der armen Rüsselthiere erhob sich. Man würde sie gänzlich ausgerottet haben, wenn nicht endlich die Schlange ihnen Amnestie gewährt hätte. Bei jedem Regierungswechsel stellt zuerst die Königin-Mutter, darauf der neue König selbst eine feierliche Wallfahrt zum Tempel der Schlange an. Im Vorhofe beten die Gläubigen und legen reiche Geschenke und Opfer nieder. Brechen nicht Seuchen und Unglücksfälle herein, wodurch man genöthigt wäre, den Zorn der Gottheit zu versöhnen, so feiert man ihr jährlich nur ein grosses Fest, an dem Hekatomben geopfert werden. Doch hat der Hohepriester auch zu jeder andern Zeit das Recht, im Namen der Schlange kostbare Güter, Heerden, selbst Menschenopfer zu fordern; es darf ihm nichts verweigert werden. Im Dienste der Schlange steht eine zahlreiche Schaar von Priestern und Priesterinnen. Der Harem der Gottheit enthält eine Fülle von schönen, nicht etwa Schlangen, sondern Mädchen. Jährlich halten die Priesterinnen, mit Keulen bewaffnet, mehrere Wochen lang einen Streifzug durch das ganze Land, wobei sie alle Mädchen in dem Alter von 8—12 Jahren, die ihnen zum Dienste der Gottheit geeignet scheinen, mit sich nehmen. Die Kinder werden gut behandelt und in Gesängen und Tänzen in majorem gloriam der Schlange unterrichtet. Man weiht endlich die Kinder dadurch, dass man ihnen gewisse Figuren, besonders Zeichnungen von Schlangen auf den Leib tättowirt. Die Neger glauben, die Schlange selbst habe die Erwählten so gezeichnet. Nach vollendetem

Unterricht und Weihe bringt man die Kinder in das Haus der Eltern zurück, welche für die Belehrung und Einweihung ihrer Kinder ihren Vermögensverhältnissen angemessen bezahlen müssen. Sind die Kinder endlich zu Jungfrauen herangereift, so vollzieht man die wirkliche Vermählung mit der Schlange. Festlich geschmückt werden die beglückten Bräute von ihren Eltern zum Tempel gebracht. Wenn die Nacht hereinbricht, lässt man sie zu zweien oder dreien in Gruben hinab, wo nach der Aussage der Priesterinnen Bevollmächtigte der heiligen Schlange ihrer harren. Unterdessen singen und tanzen die alten Priesterinnen um die Gruben herum. Am Morgen nach der Brautnacht werden die Mädchen in's Haus der Eltern zurückgeführt: eine Schlange hat noch keine von ihnen zur Welt gebracht, wohl aber Menschen. Als rechtmässige Gattinnen der Gottheit geniessen sie nun Zeit ihres Lebens die grössten Vorrechte. Von allen Opfern und Geschenken erhalten sie einen Antheil. Es ist ihnen nicht verwehrt, sich auch mit menschlichen Gatten zu vermählen; über diese üben sie die unbeschränkteste Macht aus. Ehemänner, die sich einfallen liessen, sich den Launen ihrer göttlichen Gattinnen zu widersetzen, waren in Gefahr, von den Priesterinnen und Mitgattinnen erschlagen zu werden.

Ueberreste des Thierfetischismus finden sich auch in übrigens schon höher entwickelten Religionsformen vielfach. Der israelitische Dienst des goldenen Kalbes und die Stierbilder Jerobeam's sind die Erzeugnisse des noch unentwickelten Bewusstseins, welchem der Jahvecult als das Denkproduct einer höheren Bewusstseinsstufe noch nicht angemessen ist[1]). Das Aufrichten der ehernen Schlange durch Moses, bei deren Anblick die Israeliten genesen, scheint der Ueberrest eines alten Schlangenfetischismus zu sein (vergl. oben Fernando Po). Von dem ägyptischen

---

[1]) vergl. Merx, Art. Abgötterei in Schenkel's Bibellexikon.

Thierdienst sagt Bastian [1]): „In Heliopolis und Theben verstand man sehr wohl, die Reisenden nicht hinter die Coulissen blicken zu lassen. Wenn man aber den Prunkmantel einer erborgten Philosophie, durch welche Aegypten seinen Nachbaren imponirte, fortnimmt, so bleibt wenig übrig, als *γόητες πάντες* auch hier. Was bei einem rohen Negervolke als alberne Fetische verspottet sein würde, wurde, unter jener Umhüllung, als die tiefste Weisheit in der Metropole der Welt bewundert. Die Uebereinstimmungen zwischen den Gewohnheiten des alten Aegyptens und den der übrigen afrikanischen Stämme sind zu mannichfache, um verkannt zu werden.“

Dem Wilden steht, wie wir oben entwickelten, sein Fetisch nicht etwa so absolut hoch, dass er ihm in allen Fällen unterwürfig wäre. Mit seiner Ehrfurcht gegen die Thiere steht es oft um so bedenklicher, als das Interesse seiner Existenz häufig damit in Collision tritt, sei es, dass Hunger ihn zwinge, das Fleisch des Thieres sich zur Speise anzueignen, sei es, dass ihn die Gefahr, welche ihm von den reissenden Thieren droht, zur Nothwehr führe. Da tödtet er denn das Thier, so heilig es ist. Der göttliche Nimbus des Thieres wird dadurch nicht zerstört; man erweist auch dem getödteten die gebührende Ehre, entschuldigt seine That bei ihm, so gut es geht; und wenn man dadurch die Seele des Thieres versöhnt zu haben meint, so speist man mit Wohlbehagen sein Fleisch und kleidet sich ohne Gewissensbisse in sein Fell. „Sei willkommen, Freund aus dem Geisterlande!“ redet der Indianer die Schlange an, welcher er begegnet. „Wir waren unglücklich; unsere Freunde dort wussten es. Der grosse Geist wusste es. Nimm diese Spende Taback“ (er streut ihr etwas Tabackspulver auf den Kopf), „sie wird dir eine Stärkung sein nach deiner langen Reise.“ Mit diesen

---

1) San Salv. S. 300.

Worten ergreift er sie am Schwanze, fährt ihr mit einem Kunstgriff rasch über den Rücken hinauf bis zum Kopfe und zerquetscht sie. Die abgezogene Haut trägt er als Trophäe [1]). — „Zürne uns nicht," so sprechen die Indianer zu dem erlegten Bären, „dass wir dich getödtet haben. Du bist verständig und siehst ein, dass unsere Kinder Hunger haben. Sie lieben dich und wollen dich essen. Macht es dir nicht Ehre, von den Kindern des grossen Häuptlings verzehrt zu werden?" [2]) Oftmals versöhnen sie den Getödteten dadurch, dass sie ihm eine Tabackspfeife in's Maul stecken und, indem sie in den Kopf derselben hineinblasen, seinen Rachen mit Rauch anfüllen; dabei bitten sie ihn um Verzeihung. Während der Mahlzeit, deren Hauptbestandtheil der Bär selbst bildet, stellt man den Kopf des Thieres auf einen erhöhten Platz und singt Loblieder ihm zu Ehren [3]). Die Ostjaken hingen den Kopf des erlegten Bären an einen Baum und erwiesen ihm göttliche Ehre; dann wehklagten sie bei dem Körper desselben und fragten jammernd: „Wer hat dir das Leben genommen?" worauf sie sogleich selbst antworteten: „Die Russen. Wer hat dir den Kopf abgeschlagen? Das Beil eines Russen. Wer hat dir die Haut abgezogen? Das Messer eines Russen" [4]). Die Bewohner des nördlichen Europa nennen den Bären aus Ehrfurcht nie bei seinem eigentlichen Namen, sondern umschreibend den Alten mit dem Pelze [5]). Wenn die Malgaschen das Junge eines Walfisches erlegt haben, so entschuldigen sie sich bei dessen Mutter, bitten sie um Verzeihung und fordern sie auf, sich zu entfernen [6]),

---

[1]) Waitz III. 192.
[2]) Lettres édif. N. E. VI. 174.
[3]) Charlevoix p. 117. 300.
[4]) Isbrand, Voy. au Nord VIII. 411.
[5]) Georgi, Beschr. S. 14. 21 Vergl. oben S. 202.
[6]) Owen, Narr. of voy. to explore the shores of Afr., Arab. and Madagasc. Lond. 1833. I. 170.

ähnlich wie es die Kaffern machen, wenn sie einen Elephanten erjagt haben [1]).

Wie die Fetische überhaupt unter den oben entwickelten Bedingungen (vergl. S. 76) als Ursachen gesetzt werden von Erscheinungen, die thatsächlich nicht im Verhältnisse der Wirkungen zu ihnen stehen — so werden denn auch die respectirten Thiere von ihren Verehrern in causalen Zusammenhang gebracht mit Phänomenen, für welche man die wahre Erklärung nicht zu finden versteht. So wurde bei den Jakuten das Kameel für den Urheber der Pockenepidemie angesehen (S. 83). Erst durch die Ankunft der Spanier lernten die Mejicaner einerseits Pferde, andererseits Schiesswaffen kennen. Den Knall und Feuerschein der letzteren hielten sie für Donner und Blitz. Wer konnte die hervorbringen? Menschen, wussten sie wohl, nicht. Aber die Rosse waren ihnen ganz fremd und neu. Sie hielten also die Rosse für die Urheber des Donners und des Blitzes und beteten sie in dieser Rücksicht als Gottheiten an. „Bei seinem Abgange liess Cortez bei diesen freundlichen Leuten eins seiner Pferde zurück, das am Fusse beschädigt war. Die Indianer empfanden Ehrfurcht für das Thier, als gewissermassen mit der geheimnissvollen Macht der weissen Männer in Verbindung stehend. Als ihr Besuch fortgegangen war, opferten sie dem Pferde Blumen, und bereiteten ihm, wie man sagt, viele wohlschmeckende Gerichte von Geflügel, wie sie dergleichen für ihre eigenen Kranken bereitet haben würden. Bei dieser ungewöhnlichen Kost verschmachtete das arme Thier und starb. Die erschrockenen Indianer errichteten sein Bild in Stein, stellten dasselbe in einem ihrer teocallis auf und beteten es wie eine Gottheit an. Als im Jahre 1618 zwei Franciscaner in diese, damals von den Spaniern kaum mehr als vor Cortez' Zeit gekannte Gegend kamen, um

[1]) Moodie, Ten years in S. Afr. Lond. 1835. II. 333.

daselbst das Evangelium zu predigen, war einer der merkwürdigsten Gegenstände, die sie fanden, diese Bildsäule eines Pferdes, das die indianischen Andächtigen als Gott des Donners und Blitzes verehrten" [1]). Wer eine Hausotter (eine heilige Schlange) schädigt, stirbt in einem Jahr [2]). In den zwölften dürfen die Schäfer den Wolf nicht nennen, sonst zerreisst er die Schafe [3]). Eine Schwalbe (ein heiliges Thier) zu tödten, verursacht vier Wochen langen Regen [4]). Der Riesenadler Hraesvelgr ist es in der nordischen Mythologie, welcher am Rande der Erde sitzend durch seinen Flügelschlag den Wind hervorbringt [5]). Der Morgenthau ist der Schaum, welcher aus dem schäumenden Gebisse Hrîmfaxi's (Thaumähne), des schwarzen Rosses der Nacht, zur Erde fällt [6]). Sköll und Hati, zwei riesige Wölfe, verfolgen beständig Sonne und Mond [7]). Daher kommt es, dass diese beiden sich unaufhörlich fortbewegen, was sie ohne die Furcht vor den Wölfen nicht thun würden. Sonnen- und Mondfinsternisse entstehen dadurch, dass die Wölfe die Himmelskörper einholen und sie schon zum Theil im Rachen haben. Glücklicherweise ist es bisjetzt den Gefährdeten immer noch gelungen, sich wieder loszumachen. Die Rolle der Wölfe übernimmt in der gleichen orientalischen Anschauung ein Drache. Jörmungandr, die Midgardsschlange, umschliesst, im Meere wohnend, die ganze Erde. Wenn sie trinkt, so entsteht Ebbe, und Fluth, wenn sie das Wasser wieder ausstösst. Wenn der Drache Tat, zufolge japanesischer und chinesischer Mythologie, das Meer verlässt, um einen Spaziergang in der Luft zu machen, tritt die Erscheinung der Wasserhose ein.

---

1) Prescott, Erober. v. Mexico. II. 369.
2) Grimm, D. M. Anhang. Aberglaube. Nr. 143.
3) Ebenda Nr. 121.
4) Ebenda Nr. 378.
5) D. M. S. 361.
6) D. M. S. 368.
7) D. M. S. 401.

VII.

Menschen als Fetische.

Der Fetisch ist ein sinnlich wahrnehmbares Object, dem man besondere ursächliche Kräfte beimisst, indem man es anthropopathisch auffasst, und das man deshalb verehrt. Die verschiedensten Dinge und Thiere wurden dadurch zu Fetischen. Sobald man einen Menschen unter denselben Gesichtspunkten betrachtet, so wird natürlich auch der Mensch zum Fetisch. Unter genau denselben Gesichtspunkten betrachtet man aber sowohl in Afrika als Amerika solche Menschen, die an einer hervorstechenden Deformität des Leibes oder Geistes leiden, wie Albinos, Zwerge, Krummbeinige, Verrückte. In Bornu fürchtet man die Albinos als mit übernatürlichen Kräften versehene Wesen [1]; in Senegambien werden sie freigelassen, wenn sie Sclaven sind, bleiben jeder Arbeit überhoben und werden bereitwillig von Anderen ernährt [2]. In Congo halten die Könige sie an ihrem Hofe als „einen ihnen Einfluss über die Europäer gewährenden Fetisch“ [3]. Sie stehen in so hohem Ansehen, dass sie sich aneignen dürfen, was sie wollen. Wem sie etwas nehmen, der fühlt sich dadurch geehrt. In Loango schätzt man sie höher als die Gangas; ihre Haare werden als Reliquien theuer verkauft [4]. So wird hier, ein Object unter Objecten, auch der Mensch zum Fetisch.

Von dieser Auffassung des Menschen als eines Fetisches ist freilich zu unterscheiden diejenige ehrfurchtsvolle Verehrung, welche man einem Menschen zu Theil werden lässt, der nur in sofern aussergewöhnliche Macht hat, als er sich im Besitz von Fetischen befindet, von denen er diese Macht empfängt. Das ist der Fall bei den gewöhnlichen Fetisch-

---

[1]) Kölle, p. 401.

[2]) Raffenel, nouveau voy. dans le pays des nègres. Paris 1856. I. 230.

[3]) Bastian S. 34.

[4]) Proyart S. 172.

priestern und bei vielen Königen, welche, gestützt auf ihre Fetische, gutes und schlechtes Wetter u. s. w. decretiren können, wie z. B. (ausser den S. 121 angeführten) in der nordischen Sage Ogautan und Möndull, die durch das Schütteln ihres Wetterbalges (vedhrbelgr) Sturm und Wind losbrechen lassen; oder wie der schwedische König Eirîkr, mit dem Beinamen vedhrhattr (Wetterhut), dem erwünschter Wind von daher wehte, wohin er seinen Hut kehrte [1]. Schriebe man indessen ihren Personen als solchen, unabhängig von den Fetischen, übermenschliche Macht zu, so würden dadurch die Personen selbst zu Fetischen. So muss der Chitome von Congo als Fetisch angesehen werden, wahrscheinlich auch der König von Usambara, der sein Volk so unumschränkt beherrscht, dass ein Unterthan sagte, um das factische Verhältniss zwischen Herrscher und Unterthan zu kennzeichnen: „Wir sind alle Sclaven des Zumbe (Königs), der unser Mulungu (Gott) ist" [2]. Der Tamol auf den westlichen Karolinen scheint mit dem Chitome in eine Kategorie zu fallen [3]. Der Adel hat dort alle Gewalt über das Volk, steht aber selbst wieder auf den verschiedenen Inseln unter je einem Tamol. Dieser ist vollständig souverän. Wer ein Anliegen an ihn hat, muss sich ihm nahen, das Haupt bis auf die Kniee gesenkt. Schweigend setzt er sich vor dem Tamol und erwartet von ihm, ohne aufzuschauen, den Befehl zum Reden. Des Tamol's Worte gelten wie die eines Gottes, bei jeder Bitte küsst man ihm Hände und Füsse. Auch die abgöttische Verehrung der Fürsten in Tonga [4], durch deren Berührung alles Berührte heilig und dem gemeinsamen Gebrauche entzogen wird, scheint fetischistisch zu sein. Wiederum hiervon muss aber die Verehrung unterschieden

---

[1]) Grimm, D. M. S. 368.
[2]) Krapf, Reisen in Ostafrika (1837—55). Stuttgart 1858. II. 291. not.
[3]) Gerland b. Waitz V. 2. 116.
[4]) Ebenda 227.

werden, welche z. B. die Mejicaner dem Cortez [1]), die Sandwichinsulaner dem Capitän Cook [2]), die Kamtschadalen den zuerst von ihnen erblickten Russen [3]), die Bewohner von Cassegut dem de Brue [4]), die Gilbertinsulaner dem Schotten Wood [5]), die Oatafer dem Capitän Hale [6]) erwiesen. Denn hier war das Motiv der Verehrung ein anderes man hielt diese bisher noch nie gesehenen weissen Männer für Götter. Man verehrte sie also vom Standpunkte nicht des Fetischismus, sondern des Götterglaubens aus, dessen Entstehung wir oben angedeutet haben. Deshalb wurde von den Gilbertinsulanern Wood stets auf ihren Armen getragen; deshalb empfingen die Oatafer Hale, dessen Schiff nach ihrer Meinung vom Himmel kam, mit feierlichen Tänzen, um die Gottheit nicht zu erzürnen, und gaben ihm singend ihre Antworten. Man brachte die Weissen mit den verstorbenen Vorfahren in Verbindung [7]), für die oder deren Geister man sie hielt. Hier war also der Grund der Verehrung nicht fetischistisch [8]).

---

1) Acosta, p. 204.

2) Cook's letzte Reise, III. 7. 14.

3) Müller's Sammlung russ. Geschichte. St. Petersburg III. 19.

4) Labat, voyages V. 172.

5) Gerland V. 141.

6) Hale, Ethn. and Philol. (U. St. Explor. Exped.) Philad. 1846. p. 151 f.

7) vergl. Gerland, V. 141.

8) Es macht dieses fünfte Capitel durchaus keinen Anspruch darauf, das vorhandene Material erschöpfend gegeben zu haben. Es hat nur den Zweck, die Hauptgesichtspunkte zu bezeichnen, unter denen die verschiedenen Objecte fetischistischer Verehrung unserer Ansicht nach betrachtet werden müssen. Den Fetischismus in allen seinen Formen in der Religionsentwicklung verschiedener Völker zu sammeln und darzustellen, muss eben so vielen Specialuntersuchungen, als Völker und Religionen da sind, überlassen bleiben.

Sechstes Capitel.

Die höchste Stufe des Fetischismus.

I.

Das neue Object.

Alle Objecte, die wir bisher als Gegenstände fetischistischer Betrachtung kennen gelernt haben, sind, so verschieden sie sonst sein mögen, doch darin übereinstimmend: dass sie sich in der unmittelbaren, nahen Umgebung des Menschen befinden; dass sie dem Menschen erreichbar, fast alle mit den Händen greifbar sind. Sie befinden sich alle auf der Erde, auf diesem Planeten, zum grössten Theil sogar auf demselben Grund und Boden, worauf sich der Mensch bewegt; nothgedrungen kommt er mit ihnen in Berührung; ohne langes, absichtliches Forschen und Spüren muss er auf sie stossen.

Alle diejenigen Objecte ferner, welche der natürliche Mensch auf seiner niedrigsten Entwicklungsstufe gebraucht und begehrt, befinden sich ebenfalls auf der Erde, denn seine Willensbestrebungen, seine Interessen sind der Art, dass sie sich nur auf diese irdischen Objecte beziehen. Welche Interessen hat er? Geistige Interessen kennt er noch gar nicht; alle seine Interessen gehen ausschliesslich

auf die leibliche Selbsterhaltung. Die daraus entspringenden Begierden sind es allein, die sein Wille bejaht, die ihn ganz beschäftigen. Und wo allein kann er diese Begierden befriedigen? Der Himmel mit all' seinen Sternen stillt nicht den Hunger; den geschlechtlichen Drang befriedigt nicht das Firmament. Was diese Begierden stillt, befindet sich allein hier unten. Nur die Erde gewährt ihm, was er will, und er will nur, was die Erde gewährt. Alle seine bisherigen Objecte befinden sich also nur hier unten. Für uns sind diese irdischen Objecte auch geistige Objecte geworden, insofern wir sie zum Gegenstande unserer Erkenntniss gemacht haben. Aber in diesem Sinne sind sie nicht Objecte für den Wilden. Er will noch gar nicht erkennen um der Erkenntniss willen: er will die Dinge nur in sofern und in soweit, als sie seine leiblichen Triebe befriedigen können. Soweit gelten sie ihm und soweit nur sind sie ihm Objecte. Was nicht in Beziehung mit diesem seinen Willen steht, das interessirt ihn nicht, das ist ihm nicht Object, das trägt er nicht im Bewusstsein; sowie auch die Thiere „im Zustande der Freiheit sich durchgängig deutliche Vorstellungen nur von den wenigen Dingen aneignen, die mit ihren Lebensbedürfnissen und ihrer ganzen Lebensweise in nächster Beziehung stehen, während alles Uebrige an ihnen fast spurlos vorüberzugehen scheint“ [1]). Eine Pflanze ist dem Wilden Object nur in soweit, als sie Speise ist; nicht als botanischen Gegenstand, nur als Speise kennt er sie, hat er von ihr ein Bewusstsein. Diese rein leiblichen Interessen werden durch die enge irdische Welt, die er hat, völlig befriedigt. Kommt also nicht jetzt noch ein anderes als blos leibliches Interesse ihm zu diesen hinzu, so bleibt er in dieser armen Welt fortgesetzt stecken; so bleibt sein Bewusstsein in dieser beklemmenden Enge befangen. Damit sich also seine Welt und sein Bewusst-

---

[1]) Waitz, Anthr. I. 329.

sein erweitere, muss er ein neues höheres Interesse gewinnen. Nun wissen wir aber, dass der Wille niemals ohne ein Object, niemals blos an sich ist, sondern dass er stets ein irgendwie bestimmter Wille ist; dass er stets auf ein Object gerichtet ist; dass er stets nur so weit reicht, als seine Objecte. Soll also ein höherer Wille, ein höheres Interesse erzeugt werden, so muss nothwendig ein neues Object erlangt werden, durch die Richtung auf welches die Willensbestrebungen verändert und erhöht werden. Wie muss aber dieses Object beschaffen sein, um ein neues, höheres Interesse zu erzeugen?

Es soll dem Wilden Interesse einflössen. Es muss also der Art und Weise, wie der Wilde fasst (capirt), zugänglich sein. Böte es gar keinen Punkt dar, an welchem es dem Wilden fassbar wäre, so würde es auch dem Wilden gar kein Interesse abgewinnen. Wie und was ist denn der Wilde im Stande zu fassen? Abstracte, geistige, blasse Gedankendinge bleiben ihm unverständlich und daher uninteressant, gleichgültig. Er fasst allein das sinnlich Wahrnehmbare und Anschaubare. Das neue Object muss mithin, soll es dem Wilden überhaupt ein Interesse abgewinnen, ein sinnlich wahrnehmbares sein.

Das neue Object soll aber ein höheres Interesse als alle bisherigen Interessen erwecken. Damit ein neues anderes Interesse Raum gewinne, müssen die bisherigen Interessen bis zu einem gewissen Grade zurückgedrängt werden. Also muss auch das neue Object die alten Interessen bis zu einem gewissen Grade zurückdrängen. Durch welche Objecte würden aber diese alten Interessen n i c h t zurückgedrängt werden? Die alten Interessen, das sind die leiblichen Begierden des Hungers und des Geschlechtsdranges und die natürlichen Affecte wie Freude und Zorn, herrschen bisher unumschränkt. Der Wilde bejaht bisher nur sie und sucht nur solche Objecte, die diesen Begierden entsprechen. So lange nun dem Wilden nur solche, seinen

bisherigen Interessen genau entsprechende Objecte begegnen, so lange werden diese Interessen befriedigt und erhalten Nahrung. Durch die Objecte, welche diesen Begierden entsprechen, werden die letzteren nicht zurückgedrängt. Zurückgedrängt werden könnten sie also nur durch ein Object, welches den bisherigen Interessen nicht entspräche und ihnen keine Nahrung gäbe — und welches dennoch den Wilden fesselte. Fesselte es den Wilden, ohne irgend eine jener alten Begierden zu befriedigen, so würde ja des Wilden Wille bis zu einem gewissen Grade von diesen alten Begierden ab- und auf etwas Neues hingelenkt, d. h. es entstünde ein neues Interesse. Das neue Object darf daher nicht zur Befriedigung irgend einer jener blos leiblichen Begierden dienen können. Was zur Befriedigung dieser Begierden dient, liegt im Bereich derselben, also auch im Bereich des Wilden. Umgekehrt Alles, was im Bereich des Wilden bis jetzt steht, dient, wenn er überhaupt sein Interesse darauf lenkt, zur Befriedigung jener Begierden, da diese bis jetzt des Wilden einzige Interessen sind. Alles mithin, was im Bereiche des Wilden liegt, ist der Gefahr ausgesetzt, unter Umständen einmal den Begierden des Wilden als Object zu unterliegen. Das neue Object also, soll es überhaupt nie im Stande sein, den Begierden irgendwie Nahrung zu geben, darf nicht so im Bereiche des Wilden liegen, dass er jemals eine seiner leiblichen Begierden an ihm auslassen könnte. Es darf das neue Object nie unter den Begierden des Wilden stehen, sondern immer unerreichbar darüber. Solche gewaltigen Objecte wie der Berg oder das Meer dienen freilich nicht zur Befriedigung des Hungers und des Geschlechtstriebes, aber sie können dennoch unter den Willen und die Begierde des Wilden gerathen: der Wilde kann den Berg besteigen, ihm auf's Haupt treten, Steine aus ihm brechen; er kann das Meer befahren, Wasser aus ihm schöpfen, es peitschen. Jedes unmittelbar an der Erde

befindliche Object kann so unter die Gewalt des Wilden kommen; das neue Object muss also gänzlich ausserhalb dieser Objecte und des Bereiches der Begierden liegen. Wenn es nun keine dieser Begierden befriedigt und dennoch den Wilden fesselt — inwiefern allein kann es dann den Wilden fesseln? Nicht als leibliches Genuss- oder irgendwie als Ge- und Verbrauchsobject. Wenn aber der Wilde es gar nicht zu irgend einem leiblichen Zwecke gebraucht und es doch wahrnimmt und fortgesetzt wahrnehmen will, so verhält er sich eben nur wahrnehmend, nur anschauend und betrachtend dazu. Das neue Object muss also, um die Begierden zurückzudrängen, so beschaffen sein, dass es die Anschauung fesselt, dass es den Wilden zur Betrachtung seiner selbst (d. h. des Objectes) treibt. Es muss mithin anschaubar und betrachtbar sein, und zwar ein sinnlich wahrnehmbares Object sein, wie schon oben gesagt. Welches sinnlich wahrnehmbare Object wäre aber allein im Stande, des Wilden Aufmerksamkeit zu fesseln, ohne dass es sonstwie zum Gebrauche geeignet wäre? Da es nicht im Begierdenreiche des Wilden liegen darf, so dürfte es also nicht an der Erde sein — und dennoch müsste es ein wahrnehmbares, besonders auffallendes, also ein an wunderbarer Sinnenpracht vor allen anderen merk- und bewunderungswürdiges sein. Wäre nun aber das Object schnell ausbetrachtet und gekannt, so würde es den Wilden wohl kurze Zeit fesseln, aber ihn dann wieder loslassen, wovon die Folge wäre, dass er in seine alten Begierden wieder zurückfiele. Das neue Object muss also nicht allein derartig sein, dass es alle anderen Objecte an Grösse und Pracht übertrifft, sondern es muss vielmehr so gewaltig und über die Maassen grossartig sein, dass es der Mensch niemals zu Ende betrachtet, dass es ihn immer wieder von Neuem zur Betrachtung reizt und somit nicht aufhört, ihn immer wieder von seinen Begierden abzulenken. Fesselte aber ein Object den Wilden unwiderstehlich, ohne doch im

geringsten seine leiblichen Begierden zu befriedigen, rein als Object der Anschauung, so interessirte sich der Mensch jetzt nicht mehr allein für die blosse leibliche Begierdestillung, sondern auch für das Vorstellen, für das Anschauen, das blosse Betrachten, d. h. er hätte ein Interesse gewonnen, welches wir im Gegensatz zu dem Interesse der leiblichen Begierde ein geistiges Interesse nennen.

Ein geistiges Interesse könnte der Wilde also nur gewinnen durch ein sinnlich wahrnehmbares Object, das ganz ausserhalb des Begierdebereiches, also nicht auf der Erde läge und dennoch den Wilden fesselte, und zwar sein Anschauen fesselte; das deshalb von allergewaltigster sinnlicher Pracht und zwar so grossartig wäre, dass es nie ausbetrachtet würde und dadurch immer wieder von Neuem zur Betrachtung reizte. Von allen Objecten der Welt erfüllt all' diese Bedingungen aber nur ein einziges: das ist das Firmament mit seinen Himmelskörpern. Der Himmel ist das Object, das sinnlich wahrnehmbare, und zwar das gewaltigste, grossartigste, wunderbarste aller Sinnenobjecte mit seiner blitzenden Sonne, seinem leuchtenden Monde, seinen funkelnden Sternen, mit seinem Morgen- und Abendroth, mit dem tiefen Blau seines herrlich geformten Gewölbes. Durch die Pracht seiner wechselvollen erhabenen Erscheinungen reizt es den Wilden, seine Aufmerksamkeit auf die Betrachtung dieses Objectes zu lenken und leiht doch keiner seiner Begierden Nahrung. So giebt dies Object dem Willen des Wilden eine ganz neue Richtung, ein ganz neues Interesse: das Interesse des Betrachtens, des Wissenwollens, das geistige Interesse.

Denn wir müssen uns zurückversetzen in eine Zeit des Menschen, wo derselbe überall noch kein Wissen besass, wo noch Allen Alles unbekannt war, wo noch keine Schule in unserer jetzigen künstlich-gewaltsamen Weise den Menschen unterrichtete. Da musste erst alles Wissen erworben werden; da war also allein die eigene Erfahrung Lehr-

meisterin. Erfahren konnte aber nur werden, was die Natur an Erfahrungsobjecten darbot; also war im Grunde die Natur die Lehrmeisterin des noch ganz unwissenden Menschen. Wäre nicht ein solch grossartiges Object dagewesen, das des Menschen Aufmerksamkeit unwiderstehlich auf sich zog, und, da es seine leiblichen Begierden nicht befriedigte, ihn von diesen abzog — der Mensch wäre ewig nur in seinen thierischen Begierden stecken geblieben, er wäre auch zu einem geistigen Interesse niemals gelangt. Wo deshalb in seinem natürlichen, nicht von fremder Cultur berührten Zustande der Wilde noch nicht den Himmel zum Object seiner Betrachtung gemacht hat — da kann man sicher sein, befindet er sich noch im Zustande der grössten Rohheit, die in demselben Maasse abnimmt, als sein Wissen vom Himmel zunimmt. Das Firmament ist das erste Object, an welchem das geistige Interesse erwacht ist. Erst nachdem dieses Object mit Interesse betrachtet war, erstreckte sich die Betrachtung um des Wissens willen, die wissenschaftliche Betrachtung auf die anderen auf der Erde befindlichen Objecte, die bisher nur Begierdenobjecte waren. Und zwar natürlich! denn wird erst ein Ding mit geistigem Interesse angesehen, so unterliegen nun auch alle anderen derselben Betrachtungsweise, weil sie ja alle untereinander in Zusammenhang stehen. So sind alle wirklichen Wissenschaften ihrem Anfange nach später als die Himmelskunde, diese die älteste und erste ihrer aller. Darum sehen wir auch ihre Geschäfte, die Berechnung des Jahres und was Alles damit zusammenhängt, schon in den ältesten geschichtlichen Zeiten bei den ältesten Völkern weiter ausgebildet als die Zweige irgend einer andern Wissenschaft; darum bildet sie auch, sobald eine wissenschaftliche Belehrung bei den Wilden anfängt gefordert zu werden, das erste wissenschaftliche Lehrobject; wir sagen: wissenschaftliches Lehrobject, indem wir davon absondern das religiöse Lehrobject der Mythologie, worauf sich der Unterricht bei den

Wilden allerdings früher erstreckt als auf die Himmelskunde, aus dem einfachen Grunde, weil dieses religiöse Lehrobject eher entsteht, da ja seine Quelle gerade die Unkenntniss von der Natur ist, welche der Kenntniss von derselben vorhergeht; dieser Kenntniss erster wissenschaftlicher Theil ist aber die Himmelskunde. Bei den Wilden auf noch sehr niedriger Stufe findet daher, abgesehen von der Belehrung über die Gegenstände des leiblichen Gebrauches, oftmals schon ein religiöser Unterricht statt, aber keiner, den wir einen wissenschaftlichen nennen könnten, d. h. keiner, der es mit einem blos theoretischen Objecte zu thun hätte. Wo wir einen solchen finden, können wir daher auch schon auf eine höhere Entwicklungsstufe schliessen; er beginnt aber mit der Himmelskunde als seinem ersten Objecte. So ist es der Fall bei den Südseeinsulanern auf den östlichen Carolinen, die auch im Uebrigen schon eine sich der Wildheit entringende Culturstufe zeigen. Cantova (1722) erwähnt von diesen Inseln, „dass daselbst in jedem District zwei öffentliche Erziehungshäuser seien, in deren einem die Knaben, im andern die Mädchen unterrichtet werden und zwar in dem, was sie von der Astronomie wissen; der Lehrer hat dazu eine Kugel, auf welcher der Stand der Hauptsterne wenigstens roh angegeben ist“ [1]). Die Himmelskunde bildet daher auch das erste Object erwachender wissenschaftlicher Literatur. Die Bücher der Mejicaner enthielten einerseits mythologische Gegenstände, religiöse Bestimmungen, Gesetze und die Geschichte des Landes, andererseits an theoretisch wissenschaftlichen Objecten nur die Himmelskunde mit der sich daran schliessenden Zeitrechnung [2]). Die „unzähligen Bücher“ der ungefähr auf der Culturstufe der Mejicaner stehenden Bewohner von Yucatan enthielten die Sternbilder, die Zeitrechnung, die

---

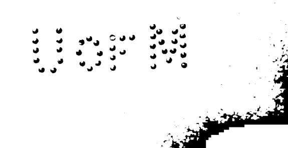
[1]) Gerland in Waitz, Anthr. V. 2. 110.
[2]) Waitz, IV. 171.

Thiere, Pflanzen und Geschichte des Landes [1]). Die Wissenschaft der Völker des Alterthums zeigt in ihren Anfängen dieselbe Erscheinung. Gesangbuch und Kalender bilden den Grundstock der Bibliothek unseres Landmannes.

Der Mensch beginnt die Himmelskörper mit Interesse zu betrachten. Die Wirkungen, für welche sie die Ursachen sind, Licht und Wärme und all' deren Wirkungen, sind so weitgreifend und umfassend und berühren den Menschen so nahe, und andererseits ist es so in's Auge springend, dass für diese wichtigen Wirkungen jene himmlischen Erscheinungen in der That die erregenden Ursachen sind, dass der Mensch nun nicht umhin kann, sein Leben und Dasein, die ganze Natur mit jenen in Verbindung zu setzen. Es giebt nichts auf der Erde, das an Wirkung mächtiger wäre als jene Himmelskörper, da ihr Einfluss sich vielmehr auf Alles erstreckt; sie sind daher das Mächtigere, sie sind die Vorstellungen, welche zuletzt für alles Andere begründend eintreten können, und so werden sie nun die Ursachen, auf die der Mensch in letzter Instanz Alles bezieht. Aber diese Ursachen wirken nicht, wie unsere naturwissenschaftliche Anschauung ist, nach mechanischen Gesetzen; sie sind keine seelenlosen Naturkörper — der Naturmensch fasst auch sie wie alle seine Objecte anthropopathisch auf; sie leben und wollen wie die Menschen — so werden sie nun des Menschen höchste Fetische. Wenn sie aber wollen und handeln können, so sind sie die Ursachen nicht blos vom Sturm und Ungewitter, so setzt vielmehr der Mensch auch sich selbst, sein eigenes Schicksal als unmittelbar abhängig von ihnen. Die Veränderungen, die der Mensch an ihnen wahrnimmt, deutet er, als gäben sie dadurch ihren Willen, den guten oder bösen, ihre Gunst oder Ungunst zu erkennen — so wird die anfängliche Betrachtung der Himmelskörper, weil anthropopathisch, nothwendig fetischistisch, und

---

[1]) Waitz IV, 311.



die Astronomie ursprünglich Astrologie sein; darum geht diese jener voran.

II.

Das allmähliche Kennenlernen.

Es gab eine Zeit, wo die Himmelskörper noch nicht zum Object des Menschen geworden waren. Wir wollen damit nicht sagen: eine Zeit, in welcher der Mensch Himmel, Sonne, Mond und Sterne überhaupt noch nicht bemerkt, noch gar nicht gesehen hätte — die Himmelskörper fallen gelegentlich auch dem Thiere in's Auge — doch eine Zeit, wo sich der Mensch die Himmelskörper noch nicht klar gemacht hatte, wo er weder schon die Art und Weise noch die Regelmässigkeit ihrer Bewegungen und die Zeitabschnitte kannte, in welchen dieselben wiederkehren, wo er, kurz gesagt, noch gar kein weiteres Wissen von ihnen hatte, als den blossen sinnlichen Eindruck ihrer äusseren Erscheinung. Es giebt später eine Zeit, wo der Mensch die Himmelskörper als zergliedertes Object im Bewusstsein erfasst hat. Zwischen jenem Ausgangspunkt des Nichtwissens und diesem Zielpunkt des Wissens liegt die Zeit des allmählichen Kennenlernens, in der aus kleinen Anfängen heraus das Wissen schrittweise anwuchs. Machen wir uns klar, in welcher Folge die Himmelskörper dem Menschen allmählich bekannt geworden sind, womit auch die Reihenfolge sich ergeben wird, in der sie Objecte seiner fetischistischen Betrachtung wurden.

Der Mensch weiss, wenn er den Himmel mit seinen Erscheinungen zu beobachten anfängt, von ihm nichts weiter, als was ihm der sinnliche Augenschein zeigt. Aber der Beschauer ist kein Mann, der schon in andere Objecte tief eingedrungen ist und sein daran ausgebildetes Denken jetzt mit aller Schärfe zur Beobachtung dieser Erscheinungen anwendet. Er ist nichts als ein grosses Kind ohne aus-

gebildetes Denken. Solch ein Beschauer wird zunächst nur von dem sinnlichen Eindruck geleitet, den ein Gegenstand ihm macht. Derjenige Himmelskörper also, welcher sinnlich der auffälligste, welcher äusserlich die meisten in's Auge springenden Veränderungen zeigt und am leichtesten zu beobachten ist, der wird einen solchen Beschauer am ehesten und am meisten fesseln. Das ist aber nicht die Sonne, das ist der Mond; und so finden wir auch bei den niedriger stehenden Wilden den Mond viel früher verehrt und höher geschätzt als die Sonne [1]). Diese für uns, die wir den Werth der Sonne im Vergleich zum Monde kennen, zuerst auffällige Erscheinung erklärt sich sehr natürlich, wenn man sich einerseits die äussere sinnliche Erscheinung von Mond und Sonne, andererseits den Bewusstseinszustand des natürlichen Menschen vorstellt.

Der Wilde hat zunächst zu einer Betrachtung der Natur und insbesondere der Sonne bei Tage gar keine Zeit; er muss vielmehr seinen Ernährungsgeschäften nachgehen, und diese nehmen ihn völlig in Anspruch. Denn je vollkommener die Mittel und Werkzeuge, die Maschinen des Menschen sind, durch die er sich in den Besitz des Nöthigen bringt, um so rascher kann er seine leiblichen Bedürfnisse befriedigen, um so mehr Zeit gewinnt er zu geistiger Entfaltung. Je unentwickelter wir uns aber den Menschen vorstellen, um so ungeschickter sind auch die Mittel, durch welche er seine Beute gewinnt, um so mehr Zeit gebraucht er natürlich zur Erlangung des Nöthigsten, so dass ein Pescheräh in der That sein ganzes Leben hindurch nur diese eine Sorge und Beschäftigung kennt, sich Nahrung zu fangen; denn da er nicht säet noch pflanzt und ihm sein ödes Land kaum eine Frucht gewährt, so ist er ganz auf's Fangen angewiesen. Und hat er nun genügend Beute erlangt, so ist er ermüdet und schläft. Erwacht er wieder,

[1]) Vergl. Wuttke, I. 66.

treibt neuer Hunger ihn von neuem, sich Nahrung zu suchen. So ist er um seiner eigenen Existenz willen gezwungen, am Tage seine Blicke auf den Erdboden zu richten. Die Sonne ist aber ferner auch gar kein Phänomen, das während des Tages dem gedankenlosen, nur von seinem Magen in Anspruch genommenen Menschen so sehr auffallend wäre. Denn die ganze Natur ist jetzt in ihr Licht getaucht, Alles ist hell. Da fehlt jeder Contrast, und recht auffallend wird etwas erst durch seinen Contrast. Den Tag mit seinem Licht ist man gewohnt, er kommt ja täglich vor. Und wendete sich endlich auch des Wilden Blick der Sonne zu, so zeigt diese doch, abgesehen von ihrer täglichen Wanderung durch den Himmelsraum, keine Veränderungen, die dem Menschen leicht und schnell auffielen. Sie wechselt nicht, wie der Mond, ihre Gestalt, und diejenigen Veränderungen, welche vorkommen, die Verrückung des Aufgangsortes zwischen den Wendepunkten, gehen so allmählich vor sich, die Zeitpunkte, wo die Unterschiede in's Auge springen, liegen so weit auseinander, dass sie nur durch eine fortgesetzte genaue Aufmerksamkeit bemerkt werden können, wozu dem Naturmenschen Lust und Ausdauer fehlt. Die Sonne ist also weit mehr Denkobject als äusseres Anschauungsobject; sie zu erforschen und zu erkennen erfordert mithin schon ein weit höher entwickeltes Bewusstsein. Dagegen nun der Mond in der Nacht! Der Mensch hat seine Geschäfte beendigt, seine Bedürfnisse sind befriedigt: so hat er Zeit. Andererseits ist nun aber auch das zu betrachtende Object als blosse sinnliche Erscheinung hoch geeignet, den Blick anzuziehen. Vor Allem wirkt hier der Contrast. Auf der Erde tiefe Dunkelheit, in welcher der abergläubische Wilde, furchtsam erregt und gespannt, zusammenschaudert. Da taucht am Horizonte der leuchtende Mondball hervor, breit und gross wie ein Rad, feurig roth strahlend. Und welch' mannichfache Veränderungen zeigt er nun, von denen die Sonne nichts hat, und die beson-

ders das Staunen und Nachdenken des Menschen wecken müssen. Jetzt ist er feurig roth, jetzt blass und fahl, jetzt stattlich kugelrund, jetzt schmal und sichelförmig. Schwarze Punkte auf seiner Oberfläche lassen die Phantasie ein Gesicht oder Aehnliches erkennen; manchmal verfinstert er sich völlig. Kurz vielerlei eigenthümliche, unmittelbar sichtbare Erscheinungen treten an ihm hervor, welche den Menschen reizen müssen, sein Augenmerk auf ihn zu richten und Erklärungsversuche dafür zu setzen, welche, wie naiv und anthropopathisch dieselben auch ausfallen mögen, doch immerhin das Bewusstsein antreiben, Vorstellungen zu verknüpfen, d. h. Denkanfänge zu machen. So dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn bei eintretender fetischistischer Betrachtung und Verehrung der Himmelskörper da, wo dieselbe von einem noch ganz unentwickelten Volke ausgeübt wird, der Mond der Sonne den Vorrang abläuft [1].

Aber auch, nachdem der Mond dem Menschen Object geworden, war es noch nicht gleich die Sonne, deren man sich wissend bewusst wurde; vielmehr erst gewisse Sterne, die in ihrer Erscheinung im Dunkel der Nacht auffallender sind und mehr eigenthümliche, leicht bemerkbare Eigenschaften zeigen, als die Sonne. Fünf Sternbilder [2] sind es, die dem Menschen zuerst in's Bewusstsein treten, und die uns deshalb bei denjenigen Wilden, bei welchen wir überhaupt Anfänge der Sternkunde finden, als die bekannten begegnen. Zunächst ist es die Venus, der Stern, welcher, hell funkelnd und strahlend, besonders dadurch auffällt, dass er am Himmel Abends zuerst erscheint und Morgens zuletzt verschwindet: der Abend- und Morgenstern, die anfänglich für zwei verschiedene galten, so dass bei den Griechen erst Pythagoras ihre Identität erkannt haben soll [3].

---

[1] Vergl. W. Whewell, Geschichte der inductiven Wissenschaften, deutsch von Littrow. Bd. I. S. 106.

[2] Vergl. Grimm, D. M. S. 416.

[3] Whewell, S. 116.

Dann der grosse Bär oder der Wagen, der für die Bewohner der nördlichen Hemisphäre nie untergeht, mit seinem Gegenbild, dem kleinen Bären; beide auffallend durch ihre eigenthümliche Gestalt. Dann das Band der drei hellglänzenden Sterne, welche die Griechen Orion nannten, die unter dem Volke in Oberdeutschland noch heute den Namen der drei Mäder führen, weil sie dreien auf der Wiese neben einander stehenden Mädern gleichen [1]), endlich die dicht mit Sternen besäte Stelle zwischen den Schultern des Stiers, unter welchen hauptsächlich sieben (recht deutlich nur sechs) zu erkennen sind: das Siebengestirn der Plejaden, die sich dadurch auszeichnen, dass sie den Mittelpunkt des wunderbar herrlichen Systems der Milchstrasse bilden, und die durch den um sie herum liegenden, verhältnissmässig sternenarmen Raum, der sechsmal breiter ist als der Durchmesser der Plejadengruppe selbst, noch mehr hervorgehoben werden; wozu noch kommt, dass sie für manche südliche Gegenden nie untergehen. Diese fünf Sternbilder sind die ursprünglich bekannten, sie sind überall die populären Sterne. Erst später wird der Polarstern bekannt. Jene fünf sind es, auf welche Odysseus die Blicke richtet, als er, die Insel der Kalypso verlassend, durch das Meer den Weg zur Heimath sucht:

αὐτὰρ ὁ πηδαλίῳ ἰθύνετο τεχνηέντως
ἥμενος· οὐδέ οἱ ὕπνος ἐπὶ βλεφάροισιν ἔπιπτεν
Πληιάδας τ᾽ ἐσορῶντι καὶ ὀψὲ δύοντα Βοώτην
Ἄρκτον θ᾽, ἣν καὶ ἄμαξαν ἐπίκλησιν καλέουσιν,
ἥ τ᾽ αὐτοῦ στρέφεται καὶ τ᾽ Ὠρίωνα δοκεύει,
οἴη δ᾽ ἄμμορός ἐστι λοετρῶν Ὠκεανοῖο

(Od. V. 270 ff.)

Diese sind es, welche Hephästos auf dem Schilde des Achilles abbildet (Il. XVIII. 487 ff.). Von ihnen heisst es: „Kannst du hemmen den süssen Einfluss der Chima (der Plejaden), oder lösen das Band von Kesil (Orion)? Kannst du aufstellen Mazzaroth (Sirius) in seiner Jahreszeit? oder

---

[1]). D. M. 417.

kannst du leiten Aisch (Arctur) mit seinen Söhnen?" (Tob. XXXVIII. 31.) „Der Arctur und Orion und die Plejaden gemacht hat und die Gemächer des Südens." (Tob. IX. 9.) Bei den altgermanischen, slavischen und finnischen Völkern waren diese Sterne die bevorzugten [1]).

Dass der Mond unter den Himmelskörpern das erste Object war, dessen sich der Mensch wissend bewusst wurde, dass darauf gewisse Sterne und zuletzt erst die Sonne in das Verständniss der Menschen eintraten, geht besonders einleuchtend aus der Verschiedenheit der Zeitrechnung zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern hervor. Die Zeitrechnung nach dem Monde ist die ursprüngliche; sie finden wir in den geschichtlichen Anfängen civilisirter Völker, sie finden wir daher auch auf den niedrigeren Stufen menschlicher Entwicklung. Es begegnet uns darauf eine Stufe, die eine Zeitrechnung nach dem Monde und nach gewissen Sternen, doch noch keine nach der Sonne besitzt. Die Bildung derjenigen Menschen, welche die Vertreter dieser Stufe sind, erhebt sich über die Formen rohester Wildheit schon bedeutend. Endlich erst bildet sich die Zeitrechnung nach der Sonne, diejenige Entwicklungsstufe des Bewusstseins bezeichnend, deren Cultur die Wildheit der Naturvölker überhaupt hinter sich gelassen hat.

Abgesehen davon, dass auch bei den Culturvölkern Europas und Asiens in ihren geschichtlichen Anfängen die Zeitrechnung nach dem Monde, das Mondjahr, in Geltung war, findet sie sich jetzt noch fast in ganz Afrika [2]) bei den meisten Negern und in Amerika. Bei den Indianern [3]) rechnet man allgemein nach Mondmonaten, welche nach periodisch wiederkehrenden Naturerscheinungen, besonders nach nützlichen Thieren und Früchten benannt sind. „Gleich

[1]) D. M. 416.
[2]) Waitz, II. 224.
[3]) Waitz, III. 224.

den meisten anderen Völkern haben die Dakota deren zwölf, je fünf für Sommer und Winter, zwei für Frühling und Herbst; da aber der Waschbär und die Augenkrankheiten nicht immer genau zu derselben Zeit eintreffen, entsteht häufig Streit unter ihnen über den Monat, in welchem sie leben. Bei dieser Zeitrechnung sind sie genöthigt, alle paar Jahre einen Monat zuzugeben. Nach Carver (216) und Heckewelder geschähe diese Einschaltung eines sog. „verlorenen" namenlosen Monats nach Verlauf von je dreissig Monaten, nach Kohl (I, 167) alljährlich; eine feste Regelmässigkeit herrscht darin schwerlich. Schoolcraft (V, 419) giebt an, dass die Algonkinvölker nur elf Monate haben, die sie nach den elf Brüdern benennen, welche nach der Reihe dasselbe Weib, den Mond, zur Ehe nahmen, sich aber wenig darum kümmern, dass von einem Winter zum andern bald zwölf, bald dreizehn Monate verfliessen" [1]).

Die bezeichnete Mittelstufe, welche die Mond- und Sternenzeitrechnung verbindet, aber die Zeitrechnung nach der Sonne noch ausschliesst (wenn wir davon absehen, dass die Bestimmung der Tageszeit, aber auch nur dieser, schon durch Hinweisung auf den Stand der Sonne geschieht), findet sich zunächst bei einigen besonders hochstehenden Indianervölkern. Die Irokesen und Ojibway hatten für eine Anzahl von Sternen schon besondere Namen, und die letzteren bestimmten nach deren Auf- und Untergange mit Genauigkeit die verschiedenen Zeiten der Nacht [2]). Die Osagen thaten dasselbe; sie kannten die Venus, die drei Sterne im Gürtel des Orion, die Plejaden, ja sogar schon den Polarstern und die scheinbare Bewegung der benachbarten Gestirne um ihn herum [3]). Am ausgebildetsten tritt uns aber diese Stufe

[1]) Waitz, III. 224.

[2]) Lafiteau, Moeurs des sauvages Américains. Paris 1724. II. 235. Kohl I. 165.

[3]) Nuttall, Journal of travels into the Arkansa territory. Philad. 1821. 172 ff.

bei den Marianern und Carolinern entgegen. Man bestimmt bei den Carolinern nicht blos die Zeiten der Nacht nach den Sternen, vielmehr theilt man auch das Jahr nach dem Aufgang gewisser Gestirne in bestimmte Jahreszeiten und nach dem Laufe des Mondes in bestimmte Monate ein, deren jeder eine bestimmte Anzahl von Tagen umfasst. Nicht nur jeder Tag, sondern auch die einzelnen Abschnitte des Tages führen besondere Namen [1]). „Nach Freycinet 2, 105 war die Zahl der Monate zehn, deren fünf die eine Hälfte des Jahres, die Wind- und Regenzeit (vom Juni bis November), die fünf anderen die gemässigte Jahreszeit bilden. Doch er selbst zweifelt, ob man ihnen nicht eine doppelte Jahresrechnung, eine nach diesen klimatischen Verhältnissen, die andere nach Mondmonaten, deren Zahl dann grösser wäre, zuschreiben müsste.“ Bei den Marianern rechneten die einen nach zwölf, die anderen nach dreizehn Mondumläufen, und es soll darüber einmal sogar zum Kriege gekommen sein. „Die Caroliner fahren, ausser dass sie die ganze Ausdehnung ihrer eigenen Inselgruppe des Handels oder des Vergnügens wegen bereisen, bis zu den Marianern hin, einzeln oder häufiger in Geschwadern. Dabei richten sie sich nach dem gestirnten Himmel, den sie in zwölf Theile eingetheilt haben. Auch Cantova spricht von zwölf Himmelsgegenden und zwölf verschieden benannten Winden. Doch existirte dabei noch eine andere Eintheilung des Himmels in achtundzwanzig Theile, welche nach den in ihnen auf- und untergehenden Sternen benannt waren. Nach diesen Himmelsgegenden richten sie sich bei ihren Fahrten, so wie nach der Sonne und den einzelnen Sternen und Sternbildern, die sie kennen, nach Auf- und Niedergang beobachten und durch besondere Namen unterscheiden“ [2]). Von dem astronomischen Unterricht, der bei ihnen stattfindet, haben wir schon gesprochen.

---

[1]) Gerland in Waitz Anthr. V. 2. 86.

[2]) Ebenda S. 85. 86.

Die Zeitrechnung nach der Sonne ist mithin jünger als die nach Mond und Sternen. Bei den Mejicanern, welche schon das Sonnenjahr hatten, hielten viele den von ihnen verehrten Planeten Venus für älter als die Sonne [1]). Die Auffindung des Sonnenjahres setzt eine ausgedehnte, mühevolle Beobachtung der Sonne, also ein hohes geistiges Interesse voraus. Wir können daher von vornherein vermuthen und finden es durch die Erfahrung bestätigt, dass da, wo das Sonnenjahr als Maass der Zeit gilt, die Cultur über die Stufen der Wildheit hinausgelangt ist. Wir können ferner vermuthen, und dies bestätigt die Erfahrung ebenfalls, dass auch die religiöse Verehrung der Sonne nur möglich ist in Verbindung mit einem höheren Grade geistiger Entwicklung als der, welchen der Cult des Mondes und der Gestirne erfordert. Die Völker, welche die Sonnenverehrung am höchsten entwickelt haben, sind schon Culturvölker: so Perser, Phönizier, Carthager, Mejicaner, Peruaner.

III.

Die Verehrung des Mondes.

Die erste und niedrigste Stufe der Verehrung der Himmelskörper ist diejenige, auf welcher der Mond verehrt und höher als die Sonne geschätzt wird.

Die Kamtschadalen haben dieselbe noch nicht erreicht; sie opfern nach Steller weder der Sonne noch dem Monde [2]). Die Payaguas in Südamerika schlagen beim Erblicken des Neumondes mit der Faust in die Luft, um, wie sie sagen, ihrer Freude Ausdruck zu geben. Azara, der dies berichtet, fügt hinzu: „ce qui a donné lieu à quelques personnes de croire qu'ils l'adoraient; mais le fait positif est, qu'ils ne rendent ni culte ni adoration à rien au

[1]) Waitz, IV. 146.
[2]) Steller, Kamtschatka S. 281.

monde et qu'ils n'ont aucune religion"[1]). Diese Freude über den leuchtenden Himmelskörper treibt den Wilden an, ihn zu beobachten, und bald setzt man ihn als die Ursache auch für solche Wirkungen, die nicht von ihm herrühren. Die Botokuden leiteten die meisten Naturerscheinungen vom Monde ab[2]). Auf den Palaus prophezeite man aus der Gestalt des Mondes[3]). So wird er bald zum mächtigen Fetisch, der vorläufig mehr gilt als die Sonne; der daher auch als Mann angesehen wird, während die Sonne nur ein Weib ist. Von den Hottentotten sagt Bleek[4]): „Auf der niedrigsten Culturstufe, die wir unter den Völkern mit sexuellen Sprachen antreffen, findet eine religiöse Auffassung der Himmelskörper eben deshalb nur in so geringem Maasse statt, weil die zu einer verehrenden Anschauung schon nothwendige Erkenntniss von der Bedeutsamkeit ihrer Bewegungen sich noch zu wenig entwickelt hat. Doch finden wir schon die Anfänge einer mythologischen (d. i. anthropopathischen) Auffassung derselben selbst unter diesem Volke.... Zunächst scheinen hier namentlich die Phasen des Mondes die Aufmerksamkeit zu erregen. Die allmähliche Abnahme und Zunahme der Erscheinung dieser Himmelskörper giebt ihm so augenscheinlich das Ansehen eines wachsenden und wieder vergehenden Wesens, dass seine Personification sich leicht an die Hand geben mochte. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, dass die Verehrung des Mondes die früheste Phase des Gestirndienstes bildete. Von den Hottentotten erzählt uns Kolb (im Allgemeinen ein zuverlässiger Berichterstatter)," heisst es bei Bleek weiter, „dass sie dem Monde göttliche Verehrung erwiesen. Der Mond

---

1) Azara, II. 137.

2) Pr. M. v. Neuwied, R. n. Brasil. II. 58. f.

3) Hockin, a supplement to the account of the Pelew Isl. Lond. 1803. p. 15.

4) W. H. J. Bleek, über den Ursprung der Sprache, herausgeg. von Haeckel Weimar 1868. Vorrede S. XXIII.

||kh $\tilde{a}$p [1]) ist bei ihnen wie in den altgermanischen Sprachen männlichen, die Sonne soris hingegen weiblichen Geschlechts." Die Namaqua, ein Hottentottenstamm, halten die Sonne für ein Stück „klaren Specks", das die Leute, welche auf den Schiffen fahren, Abends durch Zauberei an sich bringen und am Morgen mit einem Fusstritt wieder von sich stossen, nachdem sie sich davon abgeschnitten haben. Der Mond dagegen ist ihnen eine bedeutendere Persönlichkeit als selbst ihr erster verehrter Geist u-Tixo. Er (der Mond) trug einst dem Hasen auf, den Menschen mitzutheilen, wie der Mond selbst immer seine alte Fülle wieder erhalte, so sollten auch sie nach dem Tode wieder in's Leben zurückkehren. Der Hase beging den Irrthum, zu bestellen, sie sollten hinschwinden, wie der Mond es thäte. Daher sterben nun die Menschen. Alte Namaqua essen keinen Hasen, wahrscheinlich weil er ihnen als Götterbote gilt. Dass der Mond sich verkleinert, kommt daher, dass er Kopfschmerz hat, wobei er die Hand an den Kopf legt [2]). Die Mbocovies, den Payaguas benachbart, hielten einige Sterne für Bäume mit leuchtenden Zweigen, andere für einen Strauss, den Hunde verfolgten (vgl. oben S. 78). Die Sonne ist ihnen ein Weib, das einmal auf die Erde herabgefallen ist und dabei grosses Unglück angerichtet hat. Nur mit Mühe gelang es, sie wieder an ihren Platz zu setzen. Der Mond dagegen ist ein Mann; dass er sich verfinstert, kommt daher, dass ihm ein Hund die Eingeweide aus dem Leibe reisst. [3]) Bei den Navajos gilt der Mond für einen Reiter auf einem Maulthiere; die Sonne dagegen wird jeden Morgen von einem alten Weibe an den Himmel

---

[1]) || ist der laterale Schnalzlaut, kh ein gutturaler Consonant, ~ zeigt die nasale Aussprache an.

[2]) Waitz II. 342.

[3]) Guevara, Hist. del Paraguay, Rio de la Plata y Tucuman. I. 15; vergl. Waitz, III. 472.

gesetzt [1]). Bei den Grönländern ist der Mond Anningat, ein Mann, welcher die Sonne, Mallina, seine Schwester, die er liebt, verfolgt. [2]) Litthauer, Araber [3]), Indier [4]) betrachteten ihn als Mann. Ebenso unsere Vorfahren: Gesner im Mithridates, Tur. 1555 p. 28: „Audio, veteres Germanos Lunum quoque deum coluisse et appellasse hermon id est dominum Lunum (Herr Mond)". — Hulderic. Eyben de titulo nobilis. Helmst. 1677. 4. p. 136: „qua etiam ratione in veteri idololatrico luna non domina, dominus appellatur:

bis gottwillkommen, neuer mon, holder herr,
mach mir meines Geldes mehr.

Eligius: nullus dominos solem aut lunam vocet. Die Sonne als Weib: vetulam novi, quae credidit solem esse deam, vocans eam sanctam dominam (Nicolaus de Gawe bei Grimm) [5]). Bei den Griechen gilt der männliche μήν neben der weiblichen σελήνη. Μήν ist die ältere Bezeichnung. Bei den Römern gilt Lunus neben Luna [6]). Die Einwohner der Stadt Karrae meinten: wer den Mond als männliche Gottheit betrachte, werde Herr über die Weiber; wer ihn für ein Weib halte, ein Knecht derselben [7]).

Von den ganz rohen Indianern Neu-Californiens be-

---

[1]) Davis, El Gringo or New Mexico and her people. New York 1857. p. 414.

[2]) Grimm, D. M. 400.

[3]) Ebenda.

[4]) Muir's Sanskrit Texts, vol. V. pag. 76 a. In Indian mythology the moon is a god, not a goddess.

[5]) D. M. 400 ff.

[6]) Macrob III. c. 8; vergl. Meiners, I. 389.

[7]) Spartian. in Vita Anton. Carac. c. 7. Et quoniam Dei Luni fecimus mentionem, sciendum, doctissimis quibusque id memoriae traditum atque ita nunc quoque a Carrenis praecipue haberi, ut, qui lunam foemineo nomine ac sexu putaverit nuncupandam, is addictus mulieribus semper inserviat; at vero qui marem deum esse crediderit, is dominetur uxori neque ullas muliebres patiatur insidias. Unde quamvis Graeci vel Aegyptii eo genere, quo foeminam hominem, etiam Lunam deam dicunt, mystice tamen deum dicunt.

richtet Bägert [1]), dass ihnen nicht blos jede Organisation der Gesellschaft, sondern auch jede Spur von Religion fehle. Dem widerspricht Picolo, welcher mittheilt, dass sie den Mond verehren [2]). Von den Panches berichtet Gomara [3]), dass sie Sonne und Mond verehrten, während Piedrahita [4]) bestimmt versichert, sie hätten nicht die Sonne, sondern nur den Mond angebetet. Indessen lassen sich diese verschiedenen Nachrichten vielleicht vereinigen, wenn man bedenkt, dass Piedrahita's Bericht älter ist als der Gomara's, so dass Gomara's Bericht schon den Fortschritt von dem blossen Mondcult zum Sonnen- und Mondcult bezeichnete. Aehnlich möchte sich auch die Differenz zwischen Bägert und Picolo lösen. Von den Kaffern wird einerseits versichert, dass sich bei ihnen an Sonne und Mond keinerlei religiöse Vorstellungen knüpften, wiewohl man sie für lebende Wesen halte; andererseits heisst es bestimmt, dass sie beim Eintritt des Neumondes Feste feierten und Tänze aufführten [5]). Bei den Maravi wird der Eintritt des Neumondes gefeiert [6]). Die Ueberreste des altgermanischen Monddienstes zeigen sich, abgesehen von den oben angeführten Belegen, besonders in folgender Stelle aus dem Buche de superstitionibus des Nicolaus de Gawe: „Insuper hodie inveniuntur homines tam layci quam clerici, literati quam illiterati, et quod plus dolendum est, valde magni, qui cum nouilunium primo viderint flexis genibus adorant. vel deposito capucio vel pileo inclinato capite honorant alloquendo et suscipiendo. ymmo

[1]) Bägert, Nachr. v. Californ. S. 168.

[2]) Bei Waitz, IV. 250.

[3]) Gomara, Hist. general de las Indias (in: Historiad. prim. de Ind. Madr. 1852) p. 202.

[4]) Piedrahita, Hist. de las conq. del nuevo reyno de Granada. I. parte. Amberes 1688. V. 1.

[5]) Waitz, II. 411. f.

[6]) Monteiro in Ztschr. f. Allg. Erdkunde VI. 260. ff. Ausland 1858. p. 260. Waitz, II. 419.

eciam plures ieiunant ipso die novilunii, sive sit dies dominica, in qua secundum ordinacionem ecclesie non est ieiunandum propter resurrectionis leticiam siue quacunque alia die. eciamsi esset dies dominice nativitatis. que omnia habent speciem ydolatrie. ab ydolatris relicte" [1]).

Wenn der Mond ein so hochverehrtes lebendes Wesen ist, so kann es uns nicht wundern, dass man zumal in den Stunden, wo man ihn in Lebensgefahr glaubte, d. h. zur Zeit der Verfinsterung, den lebhaftesten Antheil an ihm nahm. Es wurde schon erwähnt, dass Mondfinsternisse bei vielen Völkern durch einen Wolf veranlasst gedacht wurden, der den Mond zu verschlingen suchte. Man eilte also dem Monde zu Hülfe, indem man einen fürchterlichen Lärm erhob, wodurch man das Ungeheuer zu verscheuchen hoffte [2]) Nullus, si quando luna obscuratur, vociferare praesumat, predigt Eligius. Vince luna! riefen die Römer aus demselben Grunde, und dasselbe findet sich bei anderen Völkern, u. a. selbst heute noch bei den Christen in Abyssinien [3]). Bei den Mbocovies riss ein Hund dem Manne Mond die Eingeweide aus dem Leibe. Aehnliche Anschauungen sind bei vielen Indianern verbreitet, und ist daraus wohl der Umstand zu erklären, dass viele derselben, wie nach Charlevoix z. B. die Huronen, ja selbst die Peruaner bei Mondfinsternissen ihre Hunde prügelten. Die Potowatomi, die schon Sonnenverehrer sind und den Mond gegenüber der Sonne als eine verderbenbringende Gottheit betrachten, glaubten, im Monde wohne ein altes Weib und flechte einen Korb, mit dessen Vollendung die Welt untergehen müsse; der Korb aber werde immer wieder, ehe er fertig geworden, von einem Hunde zerrissen. Kämpft das Weib mit dem Hunde, so entsteht eine Mond-

---

[1]) Grimm, D. M. Anhang. S. XLIV.
[2]) Vergl. Grimm, D. M. 401.
[3]) Waitz, II. 503.

finsterniss [1]). Viele Südseeinsulaner erklären sich auf Grund ihres, wie es scheint, ihren Fetischismus überwiegenden und in den Hintergrund drängenden Seelencultus (s. oben S. 84 ff.) den Vorgang anders [2]). Der Mond dient den abgeschiedenen Seelen zur Speise; diese essen ihn kleiner, ähnlich wie es bei den Dakotaindianern viele kleine Mäuse sind, die den Mond kleiner nagen (Mäuse = Seelen??). Doch wächst er immer wieder. Bei Mondfinsternissen fürchten nun diese Insulaner, es möchte den Seelen die Nahrung ausgehen. Um es zu verhindern, bringen sie sogleich bei Beginn der Verfinsterung ein grosses Opfer von Cocusnüssen. Auf Eap [3]) ist es der Zauberer, der durch seine Fetische den Mond verkleinert.

Es darf uns nicht wundern, wenn wir da, wo wir noch keinen Gestirncult finden, doch schon einem verhältnissmässig ausgedehnten Geistercult begegnen. Die Vorstellung und Verehrung von Seelen und Geistern bildet sich schon auf der niedrigsten Stufe menschlicher Entwicklung aus ganz empirischer Grundlage und parallel den Stufen des Fetischismus, die sich auf die an der Erde befindlichen Objecte beziehen. Später als beide ist der Gestirncult. Seiner höchsten Stufe als der höchsten Entwicklungsphase des Fetischismus überhaupt entspricht als höchste Entwicklungsphase des Geistercultus der Polytheismus. Wo beide sich kreuzen, entsteht zuletzt der Monotheismus. Wir können das Alles hier natürlich nur erst als Thesen hinstellen.

---

1) de Smet, Missions de l'Oregon et voy. aux montagnes rocheuses (1845). Gand 1848. p. 298.

2) Turner, p. 529 ff.

3) Gerland in Waitz V. 2. 147.

IV.

Die Verehrung der Sterne.

Was die Verehrung der Sterne anbetrifft, so haben die Hottentotten, die den Mond schon verehren, denen die Sonne für ein Stück Speck gilt, zwar schon besondere Namen für manche Sterne, doch verehren sie dieselben nicht [1]. Die alte Religion der Moxos war in jedem Dorfe eine andere. Sie verehrten verschiedentlich Mond, Sterne und Sonne ausser allen Arten von Fetischen und Geistern. Die hauptsächlichsten Objecte der Verehrung waren der böse Geist Choquigua und der Jaguar; doch fanden die religiösen Feste zur Zeit des Neumondes statt und ist Carasco geneigt, den Sterndienst als ihren ursprünglichen Glauben anzusehen [2]. Die Abiponer in Südamerika verehrten ausser Fetischen vorzüglich die für sie nie untergehenden Plejaden. Sie hielten dieselben für ihren Stammvater und gaben ihnen denselben Namen wie ihren Zauberärzten: Keebet [3]. Die Paniindianer brachten alljährlich dem von ihnen verehrten „grossen Sterne", der Venus, welcher auch in Mejico eine Kapelle hatte und dort von Manchen für älter als die Sonne gehalten wurde, ein Menschenopfer dar, um eine gute Ernte zu erhalten. Das letzte dieser Opfer fand statt 1837 oder 1838. Ein Siouxmädchen war es, welches, nachdem es vorher wohl gepflegt und genährt worden war, ohne dass es sein Schicksal gekannt hätte, auf einen Scheiterhaufen gebunden und mit Pfeilen durchschossen ward. Ehe das Opfer starb, schnitt man Stücke Fleisch von ihm ab und liess das herausträufelnde Blut auf die junge Saat laufen [4].

---

[1] Campbell, 1. R. S. 386.
[2] Waitz, III. 538.
[3] Dobrizhofer II. 80, 87 ff. 317.
[4] de Smet, J. Irving, Indian Sketches. Lond. 1835. II. 136 · Schoolcraft IV. 50. V. 77.

V.

Uebergang zum Sonnencult.

Da wo der Mond und die Sterne das Object religiöser Verehrung geworden sind, kann sich auch die Sonne unmöglich lange der religiösen Betrachtung entziehen. So wird es eine Stufe geben, wo, abgesehen von den Sternen, welche in der religiösen Anschauung verhältnissmässig hinter Sonne und Mond zurücktreten, diese beiden nun gleichmässig neben einander verehrt werden. Sobald man aber seine Aufmerksamkeit der Sonne zugewandt hat, kann die Einsicht nicht mehr ausbleiben, dass sie dem Monde gegenüber das vorzüglichere Wesen ist, und jetzt wird sich das Verhältniss zwischen beiden umkehren: die Sonne wird gänzlich in den Vordergrund treten. Von der Stufe, wo Sonne und Mond gleichberechtigt neben einander verehrt werden, müssen wir also eine höhere unterscheiden, wo zwar beiden Verehrung gezollt wird, doch so, dass die Sonne entschieden das Uebergewicht über den Mond erlangt hat, dessen religiöser Glanz nun ebenso blass wie sein physischer ihr gegenüber erscheint. Für alle diese Stufen giebt es Repräsentanten, und ist dabei zu beachten, dass die Cultur derselben in demselben Grade steigt, wie ihre religiöse Anschauung von den Himmelskörpern.

Sonne und Mond, als gleichberechtigt neben einander stehend, verehren die Cumanches, ein Indianervolk in Nordamerika [1]). Die Sonne gilt ihnen als der Gott des Tages, der Mond als Gott der Nacht, die Erde als gemeinsame Mutter. Sonne und Mond gelten also, wohlgemerkt, beide als Männer; beide stehen im Verhältniss der Nebenordnung, nicht der Unterordnung, als welches letztere sich sowohl auf der dieser vorhergehenden als folgenden Stufe durch die Unterscheidung der beiden Himmelskörper als

---

[1]) Waitz, IV 213 ff.

Mann und Weib deutlich ausdrückt. Man muss sich erinnern, wie tief in der Anschauung des Wilden das Weib unter dem Manne steht. Früher war die Sonne Weib, der Mond Mann; jetzt sind Sonne und Mond beide Männer; später ist die Sonne Mann und der Mond Weib. — Der Grad der Cultur der Cumanches lässt sich leicht aus folgenden Angaben ermessen. Bei ihren Wanderungen richten sie sich bereits nach dem Polarstern. Ackerbau treiben sie nicht, sie leben allein von der Jagd. Ihre Kleidung besteht aus gegerbten Rehfellen. Ihre Waffen sind Bogen und Pfeile, der Lasso und Schilde, jetzt auch lange Flinten. Jeder, meinen sie, habe die vollste Freiheit des Handelns; doch sollen von einer jährlich durch ihren Häuptling berufenen allgemeinen Versammlung die in dem verflossenen Jahre begangenen Verbrechen bestraft werden. Geschlechtliche Ausschweifungen sind gewöhnlich, Vielweiberei herrschend. Ein besonderes Wort für Jungfrau soll ihrer Sprache fehlen. Pflicht der Höflichkeit ist es, dem Fremden ein Weib anzubieten.

Auf der nun folgenden Stufe werden Sonne und Mond ebenfalls zusammen verehrt; jetzt aber gilt die Sonne mehr als der Mond. Jene ist männlich, dieser weiblich. Die Muzos betrachteten die Sonne als ihren Vater, den Mond als ihre Mutter. In Cumana unter den Cariben verehrte man Sonne und Mond als Mann und Frau [1]). Die Sonne gewinnt immer mehr das Uebergewicht. Die sonnenverehrenden Potowatomi [2]) halten den Mond noch für eine böse weibliche Gottheit (s. oben S. 247); die sonnenverehrenden Winebagoe [3]) schreiben dem Mond überall keinen Einfluss auf die Menschen zu, den Osagen [4]) endlich gilt

[1]) Gomara, 208. Herrera, descripcion de las Indias occidentales. Madrid 1730. III. 4, 10 f.

[2]) Keating, I. 216.

[3]) Schoolcraft, IV. 240.

[4]) Morse, Report to the Secretary of war on Indian affairs. New Haven 1822. App. 229.

die Sonne als der grosse Geist, der Mond und Erde regiert. Damit haben wir die Stufe erreicht, wo in der Sphäre des Gestirncultes der Sonnencult entschieden in den Vordergrund tritt.

VI.

Die Verehrung der Sonne.

Fast alle bekannten Völker Amerikas verehren die Sonne als hauptsächlichste Gottheit. In Nordamerika gilt dies nach Waitz III. 180 bis zu den Krähenindianern und den Schwarzfüssen im Westen und den Ottawa und Knisteno im Norden. In Florida herrschte der Sonnencultus und von da nach Westen bis zu den Apachen. Auf seine höchste Stufe aber erhob sich die Sonnenverehrung in Mittel- und Südamerika bei den Mejicanern und Peruanern.

In Florida bat man die Sonne, die hier stets männlich gedacht wird, um Sieg in der Schlacht und sang ihr zu Ehren Loblieder [1]). Das hauptsächlichste Opfer, das ihr die Indianer noch heute bringen, ist der aus der Pfeife aufsteigende Tabacksrauch. Das Rauchen ist bei ihnen eine religiöse Ceremonie. Die Huronen, Mandan, Menitari und viele andere halten die Pfeife, deren hohe Bedeutung als Friedenspfeife bekannt ist, für ein Geschenk der Sonne. Sie, wie auch die südlicheren Völker, rauchen der Sonne, den vier Himmelsgegenden und der Mutter Erde zum Zeichen der Verehrung zu [2]). Die Häuptlinge der Hudsonsbaiindianer rauchten dreimal der aufgehenden Sonne zu und hielten dabei eine ehrfurchtsvolle Anrede [3]). In der Ver-

---

[1]) Laudonnière, L'histoire notable de la Floride (1562—67). Paris 1853. 8. 99. Herrera, VII. 1, 15. 2, 6. Buschmann in d. Abhandlungen der Akad. d. Wiss. zu Berlin 1854. p. 300.

[2]) Lafitau, II. 134 ff. Lettres édif. I. 763. Nuttall 274. Keating, I. 408. u. a.

[3]) de la Potherie, I. 121. 131. II. 106.

sammlung geht die Pfeife stets rechts herum, dem Laufe der Sonne folgend, wie es heisst [1]). In Virginien kauerten die Eingeborenen beim Auf- und Untergange der Sonne nieder und erhoben Augen und Hände zu ihr [2]). Die Osagen [3]) sprechen des Morgens ein Gebet an die Sonne, welche in den Gesängen der Algonkinpropheten [4]) als höchste Gottheit gefeiert wird. Die Potowatomi [5]) bestiegen bisweilen beim Aufgang der Sonne das Dach ihrer Hütte und brachten ihr knieend ein Opfer von Maisbrei dar. Die Spokane nennen sich „Söhne der Sonne“. Der Culturgrad der Indianer lässt sich aus dieser ihrer religiösen Stufe ermessen. Es hat sich durch die vortrefflichen Untersuchungen Waitz' herausgestellt, dass er im Durchschnitt viel höher angeschlagen werden muss, als man bisher angenommen. Je mehr man sich dem Gebiete von Mejico nähert, um so höher findet man die Sonnenverehrung entwickelt, um so höher die Cultur gestiegen. Schon die Bewohner des unteren Colorado [6]), welche die Sonne verehrten, hatten keine Vielweiberei, sahen streng auf die Keuschheit der Mädchen vor der Ehe und waren zwar kriegerisch, doch gutmüthigen Charakters. Die Pueblos [7]), die Bewohner des nordöstlichen Neumejico, deren Hauptgottheit die Sonne ist, treiben sehr fleissig Ackerbau mit gut construirten Werkzeugen, weben Wolle und Baumwolle, gehen stets ordentlich bekleidet und bauen aus Stein und Luftbacksteinen Häuser von drei bis

---

[1]) Perrin du Lac, I. 179.

[2]) Strachey, Hist. of trav. into Virginia Britannia ed. Major. Lond. 1849. p. 93.

[3]) Nuttall, 95.

[4]) Schoolcraft I. 399.

[5]) Journal étranger 1762. Mai p. 7. bei Waitz III. 182.

[6]) Castañeda, Relation du voyage de Cibola (1540), éd. Ternaux. Paris 1838. p. 299 ff. Herrera VI. 9. 14.

[7]) Nach Rivera, Diario y derrotero de la visita general de los presidios de N. Espana; Guatemala 1736; und Villa-Señor, Teatro Americano, descr. gen. de los reynos y provincias de la N. Espana. Mex. 1746. Vergl. Waitz IV. 227.

vier Stockwerken hoch. Den Mejicanern sehr nahe sowohl geographisch als auch der Cultur und dem Cultus nach stehen die Natchez [1]), welche in Louisiana wohnten, und zu denen auch als Stamm- und Bildungsverwandte die Bewohner von Texas, deren Hauptstamm die Assinais, gerechnet werden müssen. Es findet sich bei ihnen und ihren Verwandten „die eigenthümlichste und entschiedenste Ausprägung des Sonnencultus in Verbindung mit theokratischen Staatseinrichtungen", wie Waitz sich ausdrückt. Das Reich der Natchez war eine absolute Monarchie. Hoch über dem Volke stand, ähnlich der Inkafamilie Perus, die königliche Familie, das Geschlecht der Sonne.

Seine höchste Ausbildung hat der amerikanische Sonnencultus bei den Mejicanern und Peruanern erfahren. Diese Völker waren schon zu der Zeit, wo sie mit den Europäern in Berührung kamen, keine Wilde mehr, sondern Culturvölker im vollsten Sinne des Worts, aus eigener Kraft einer Weiterentwicklung fähig, welche die schönsten Blüthen getrieben hätte, wäre sie nicht durch die fanatische Gier eines Cortez und Pizarro frevelhafter Weise unterbrochen und auch in der Folgezeit durch die Barbareien christlicher Tyrannen fortwährend absichtlich und gewaltsam zu Boden getreten.

Trotz des reich entwickelten Polytheismus, der sich bei den Mejicanern [2]) vorfand, war die Sonne doch ihre Hauptgottheit, zumal bei den Tolteken, auf die alle mejicanische Cultur zurückzuführen ist. Man hat sich gewundert, wie neben einem ausgeprägten Sonnencult dennoch ein ausgedehnter Polytheismus bestehen könne, welche beide die

---

[1]) Waitz, III. 219 ff.

[2]) Vergl. Prescott, Eroberung von Mexico. Aus dem Englischen. Leipz. 1845. Erstes Buch. Waitz, IV. S. 1—180. Wuttke, Gesch. d. Heidenth. S. 251—299. D. Francisco Saverio Clavigero, Historia antigua de Megico, sacada de los mejores historiadores españoles y de los manuscritos y de las pinturas Indias etc. Londres 1826. u. v. a.

mejicanische Religion charakterisiren. Zur Erklärung hat man annehmen zu müssen geglaubt, die mejicanische Religion stamme in ihrem Ursprunge von verschiedenen Völkern, die in einander geflossen seien, und deren jedes seine Religion dem andern überbracht habe. Diese Erklärung kann einerseits historisch nicht ausreichend gerechtfertigt werden, andererseits scheint sie durchaus überflüssig zu sein. Wir haben schon verschiedentlich erwähnt, dass die Verehrung der Geister und die der sinnlichen Gegenstände sich gleichzeitig neben einander entwickeln. Nirgends ist nur die eine Seite zur Entstehung gekommen. Der Entwicklungshöhe der Verehrung sinnlicher Gegenstände entspricht natürlichermaassen die Entwicklungshöhe der Geisterverehrung. Wo jene sich bis zum Sonnenculte entfaltet hat, ist diese bis zu einem vielfältigen Polytheismus gekommen, so dass wir in der mejicanisehen Religion nicht zwei incongruente Elemente vereinigt finden, vielmehr die richtige Vereinigung derjenigen beiden neben einander her laufenden Reihen der religiösen Verehrungsobjecte sehen, welche überhaupt den Anfang der religiösen Entwicklung im Menschen ausmachen. Es ist daher unnöthig, jene beiden Seiten der mejicanischen Religion als bei verschiedenen Völkern entsprungen zu betrachten, vielmehr sind beide echte Erzeugnisse des mejicanischen Bewusstseins selbst.

Das Uebergewicht der Sonne als der Hauptgottheit über die anderen Götter drückt sich schon in dem Mythus aus, den die Mejicaner über die Entstehung der Sonne hatten, ganz abgesehen davon, dass die Mejicaner sich selbst „Söhne der Sonne“ nannten. Wir heben aus jenem Mythus, der sich ausführlich bei Clavigero [1]) mitgetheilt findet, nur hervor, dass die Heroen oder Halbgötter (heroes o semidioses), welche vor der Entstehung der Sonne die Menschen beherrschten, sich der Sonne, als sie ihren Lauf begann, feind-

---

[1]) Clavig. lib. VI. p. 228. Apoteosis del Sol y de la luna.

lich entgegenstellten. Als sie jedoch sahen, dass sie der Sonne nicht die Stirn bieten konnten, entleibten sich diejenigen, welche von der Sonne noch nicht getödtet waren, mit eigener Hand, der Sonne die Herrschaft lassend. Quetzalcoatl, gewissermaassen der Christus der Mejicaner [1]), gilt als erst durch den Hauch Tonacateotle's, der Sonne, geschaffen [2]). Während man allen anderen Göttern täglich nur viermal, Morgens, Mittags, Abends und um Mitternacht opferte, empfing die Sonne täglich neunmal, viermal am Tage, fünfmal des Nachts Opfer von Copal oder irgend einem andern wohlriechenden Harz, wie chapopotli (betun judaico nach Clavigero, Erdharz, Judenpech) [3]). Des Morgens beim Aufgang opferte man ihr ausserdem noch Wachteln und begrüsste sie feierlich mit Musik [4]). Dass die Sonne ganz anthropopathisch, wenn auch in edelster Weise gedacht wurde, geht aus allen Mythen deutlich hervor. Bei der feierlichen Namengebung an die neugeborenen Kinder, deren Ceremonien durch die merkwürdige Uebereinstimmung mit christlichen Gebräuchen charakterisirt werden, wo man z. B., nachdem das Kind mit Wasser besprengt war, die Gottheit anflehte, „dass sie den heiligen Tropfen erlaube, die Sünde fortzuwaschen, welche demselben vor Erschaffung der Welt zugekommen war, so dass das Kind von Neuem geboren werden möge“ [5]) — redete u. a. die Wehmutter Sonne und Erde so an: „Du, Sonne, Vater aller Lebenden, und du, Erde, unsere Mutter, nehmt dies Kind auf und schützet es wie euren Sohn“ [6])! Als feier-

[1]) Vergl. Waitz, IV. 141 f.

[2]) Kingsborough, Antiquities of Mexico. Lond. 1831. V. 135. 184.

[3]) Clavigero, VI. 251. Al sol incensaban nueve veces, cuatro de dia y cinco de noche.

[4]) Ebenda S. 260.

[5]) s. die Zeugnisse bei Prescott, I. S. 52.

[6]) Clavigero S. 290: Tú, sol, decia la partera, padre de todos los vivientes y tú, tierra, nuestra madre, acoged á este nino y protegedlo como á hijo vuestro.

icher Betheuerung bediente man sich oftmals der Worte: „Beim Leben der Sonne und unserer Herrin, der Erde!“ [1])

Hier, wo die Sonne das Object höchster Verehrung und fortgesetzter Beachtung ist, findet sich auch die Kenntniss von ihrem Laufe bis zu einer staunenswerthen Genauigkeit entwickelt. Nach dem übereinstimmenden Zeugniss aller Forscher [2]) hatten die Mejicaner, bei denen Sonnenuhren in Gebrauch waren, ein Sonnenjahr von der beinahe grösstmöglichen Richtigkeit. Zunächst bestand das Jahr aus 18 Monaten von je 20 Tagen = 360 Tagen. Dem letzten Monate fügten sie 5 Tage hinzu, welche sie nemontémi, unnütze, nannten, weil sie in ihnen nichts thaten als sich besuchen [3]). „Aber das Wunderbarste in ihrer Zeitrechnung und das, was den in den mejicanischen Alterthümern unbewanderten Lesern gewiss nicht wahrscheinlich klingen wird, ist der Umstand,“ — sagt Abt Clavigero [4]) — „dass sie die einige Stunden betragende Differenz zwischen dem bürgerlichen und dem solaren Jahre kannten und sich deshalb zu ihrer Ausgleichung der Schalttage bedienten: aber mit dieser Abweichung von Julius Caesar's Methode im römischen Kalender, dass sie nicht alle 4 Jahre einen Tag, vielmehr alle 52 Jahre 13 Tage einschalteten.“ — „Sie warteten,“ — sagt Prescott [5]) — „den Ablauf von 52 ungenauen Jahren ab, um dann dreizehn Tage, oder vielmehr zwölf und einen halben, welches der richtige Rückstand ist, einzuschalten. Hätten sie 13 Tage eingeschaltet, so wäre dies zu viel gewesen, da der jährliche Ueberschuss über 365 Tage ungefähr 11 Minuten weniger beträgt als

---

[1]) Sahagun bei Waitz IV. 154.

[2]) Vergl. Prescott I. 88. Waitz IV. 174.

[3]) Gama, Descripcion Historica y Cronologica de los Dos piedras. Mejico 1832. II. 111, ff.

[4]) Libro VI. p. 269.

[5]) I. 89 f.

6 Stunden. Aber da man ihren Kalender zur Zeit der Eroberung mit dem europäischen übereinstimmend fand (wenn man die spätere Gregorianische Verbesserung auf ihn anwendet), so scheint es, dass sie die kürzere Zeit von zwölf und einem halben Tage angenommen haben [1]), welche sie bis auf einen fast unanschlagbaren Bruchtheil (nämlich 2 Min. 9 Sec.) mit der genauen Länge des Sonnenwendejahres, wie es durch die allergenauesten Beobachtungen feststeht, in Uebereinstimmung brachten (vgl. La Place, Exposition du Système du monde, Paris 1808 p. 350). In der That giebt die Einschaltung von 25 Tagen nach jeden 104 Jahren eine genauere Ausgleichung des Gemeinjahres mit dem Sonnenjahre, als man in irgend einem europäischen Kalender findet, denn es müssen mehr als fünf Jahrhunderte verfliessen, ehe ein Tag verloren geht [2]). So gross war die staunenswerthe Genauigkeit der Azteken oder vielleicht ihrer gebildeteren toltekischen Vorgänger in diesen Berechnungen, die so schwierig sind, dass sie bis zu einem verhältnissmässig neuen Zeitraum den aufgeklärtesten Völkern der Christenheit getrotzt haben."

Neben diesem Sonnenjahre bestand noch ein Priesterjahr (so zu sagen ein Kirchenjahr) von 20 mal 13 Tagen, welches gegenüber dem bürgerlichen Jahre Tonalpohualli („Rechnung der Sonne") Metzlapohualli, („Rechnung des Mondes") hiess [3]). Diese religiöse Zeitrechnung, nach welcher die Feste geordnet wurden, ebenso der Umstand, dass für Monat und Mond wie bei uns derselbe Name Metztli gilt, weisen auf eine frühere Zeitrechnung nach dem Monde hin,

---

[1]) Dies ist der Schluss, zu welchem Gama nach einer sehr sorgfältigen Prüfung des Gegenstandes gelangt.

[2]) Gama, parte I; p. 23. El corto exceso de 4 hor. 38. min. 40 seg., que hay de mas de los 25 dias en el periodo de 104 años, no puede componer un dia entero, hasta que pasen mas de cinco de estos periodos máximos ó 538 an nos.

[3]) Vergl. Waitz IV. 174.

welche Echevarria ihnen für die ältere Zeit auch wirklich zuschreibt [1]).

So wie aber in der Zeitrechnung, so tritt der Mond auch in der religiösen Verehrung zurück. Der Mond gilt als Gattin, die Sterne als Schwestern der Sonne [2]). Von seiner Verfinsterung, deren wahre Ursache sie nach Humboldt und Prescott höchst wahrscheinlich kannten [3]), nahm man nicht mehr in der Weise Notiz, wie die wilden Völker es thaten [4]). Unter der ungeheuren Zahl der Tempel und Kapellen im Lande Mejico waren besonders berühmt der grosse Tempel der Sonne und der kleinere des Mondes in Teotihuacan. Um beide grösseren Tempel herum befanden sich eine Menge kleinerer, wahrscheinlich verschiedenen Sternen geweiht [5]). Dem Planeten Venus war ein Tempel geweiht, Namens Ilhuicatitlan [6]). Die Sterne waren Gegenstand besonders der astrologischen Beobachtung. Man consultirte sie bei den kleinsten Familien- wie bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten [7]), und selbst die Könige, unter denen Nezahualkoiotl eine Sternwarte zu seinem Privatgebrauch erbaute, oblagen eifrig ihrer Beobachtung.

Der Staat Mejico war ein bis in seine kleinsten Theile hinein sorgfältig gegliederter Organismus. Heer-, Steuer-, Gerichts-, Polizeiwesen u. s. w. waren auf das genaueste organisirt. Der König als Stellvertreter Gottes auf Erden besass eine, bis auf die Beschränkung durch die Gottheit selbst und durch die Religion unumschränkte Macht. Die Gebete, in welchen der König die Gottheit um Kraft und

---

[1]) de Echevarria y Veitia, Hist. del origen de las gentes que poblaron la N. España (bei Kingsborough VIII) I. 4.

[2]) Vergl. Waitz IV. 139.

[3]) Humboldt, Vues des Cordillères. 282. Prescott, I. 97.

[4]) Kingsborough, V. 154.

[5]) Clavigero, I. 247 f.

[6]) Ebenda, S. 244.

[7]) Ebenda, I. 209 ff. 271. 291. u. v. a.

Einsicht zur Erfüllung seiner schwierigen Pflichten bittet, klingen wie Davideische Psalmen. Kein jüdischer Prophet kann eindringlicher sprechen, als diese mejicanische Ermahnungsrede an den König [1]): „Gnädig und demüthig empfange die, welche geängstet und gedrückt dir nahen. Sprich und thue nichts in Leidenschaft. Höre ruhig und vollständig die Klagen und Berichte, die an dich gerichtet werden. Schneide dem Redenden nicht das Wort ab, denn du bist das Ebenbild Gottes und stellst seine Person dar; er ruht auf dir und gebraucht dich wie seine Flöte, durch die er spricht, und hört durch deine Ohren. Strafe Niemand ohne Grund, denn die Gewalt zu strafen, die du hast, ist von Gott, sie ist wie die Nägel und die Zähne Gottes, um Gerechtigkeit zu üben. Uebe Gerechtigkeit, mag daran sich ärgern, wer will, denn dies ist Gottes Gebot. Unser Gott hat nicht dafür zu sorgen, denn er hat dies in deine Hand gelegt. Sorge dafür, Herr, dass vor Gericht Alles geordnet und ohne Uebereilung vor sich geht und nichts aus Leidenschaft geschieht. Nie falle es dir ein, zu sagen, ich bin Herr und werde thun, was ich will; dies bringt Verderben deiner Macht, es setzt dich in der Achtung der Menschen herab und verletzt die Majestät. Deine Würde und Macht sei dir kein Anlass zu Stolz und Hochmuth, sie erinnere dich vielmehr an die Niedrigkeit, aus der du emporgestiegen bist ohne dein Verdienst. Ergieb dich nicht dem Schlafe, nicht der Sorglosigkeit und sinnlicher Freude, nicht der Schwelgerei. Vergeude nicht den Schweiss und die Arbeit deiner Unterthanen. Die Gnade, die dir Gott erwiesen hat, missbrauche nicht zu unheiligen, thörichten Zwecken. Herr, unser König, Gott sieht auf die Lenker der Staaten, und wenn sie fehlen, verspottet er sie und schweigt, denn er ist Gott und thut, was er will, und verspottet, wen er will, denn uns Alle hält er in seiner Hand

---

[1]) Nach Sahagun bei Waitz IV. 68.

und schaukelt uns und lacht über uns, wenn wir von einer Seite zur andern fallen."

Für die materielle Cultur des Landes sind hinreichende Zeugen Städte wie Mejico von 50—60,000 Familien, nach Anderen von 50--60,000 Häusern, wie Tezcuco von derselben Grösse, wie Tzimpantzinco von 20,000, Cholula, Huexocinco, Tepeaca von 40,000, Xochimilco von 80,000 Häusern; wie Tlascala, das Cortes selbst viel grösser und in jeder Hinsicht weit besser versorgt als Granada in Spanien nennt; Städte wie diese mit prachtvollen Bauten, denen sich eine Menge kleinerer anreihten [1].

Den tiefen Ernst der sittlichen Lebensanschauung charakterisiren die Strenge der Erziehung, sowohl der häuslichen als der in Schulen und Seminarien stattfindenden, die Ermahnungsreden, die Gebete und Sprüche, welche auswendig gelernt wurden. „Nichts," sagt der Pater Acosta, „hat mich so sehr in Erstaunen versetzt und ist mir so sehr des Lobes und der Erinnerung werth erschienen, als das System, welches die Mejicaner bei der Erziehung ihrer Kinder befolgten." — „Wirklich ist es schwer," fügt Abt Clavigero hinzu, „eine Nation zu finden, welche grösseren Fleiss auf eine für das Glück des Staates so wichtige Sache verwandt hat. Es ist gewiss," fährt der christliche Schriftsteller fort, „dass sie ihre Lehren durch Aberglauben entstellten; aber der Eifer, mit der sie sich der Erziehung zuwandten, muss viele Familienväter Europas in Verwirrung setzen, und viele der Unterweisungen, welche sie ihrer Jugend gaben, würden der unsrigen zur Lectüre dienen können [2]." Als Beispiel dieser Unterweisungen diene hier die Ermahnungsrede eines Mejicaners an seinen Sohn, die nach dem Zeugniss aller Forscher durchaus authentisch ist [3]:

---

[1]) Vergl. Waitz IV. 93.

[2]) Clavigero I. 299. Educacion de la juventud Megicana.

[3]) Ich übersetze sie aus Clavigero (a. a. O.), der hinzufügt, sie sei überliefert worden von Motolinia, Olmos und Sahagun, die zu-

„Mein Sohn, du bist aus dem Mutterleib an's Licht getreten wie das Hühnchen aus dem Ei, und wie dieses wachsend bereitest du dich durch die Welt zu fliegen, ohne dass es uns gegeben wäre zu wissen, wie lange uns der Himmel die Freude an dem Edelstein, den wir in dir besitzen, gewähren wird. Aber sei dem, wie es wolle, trage Sorge recht zu leben, unaufhörlich Gott bittend, dass er dich unterstütze. Er schuf dich und er besitzt dich. Er ist dein Vater und liebt dich mehr als ich. Auf ihn setze deine Gedanken, an ihn richte Tag und Nacht deine Seufzer. Achte hoch und grüsse die, welche älter sind als du, und gieb ihnen niemals Zeichen von Verachtung. Sei nicht stumm gegen die Armen und Unglücklichen; beeile dich vielmehr, sie mit guten Worten zu trösten. Ehre Alle, besonders deine Eltern, denen du Gehorsam, Ehrfurcht und Dienst schuldig bist. Hüte dich dem Beispiele jener schlechten Söhne nachzuahmen, welche wie wilde Thiere, der Vernunft beraubt, die nicht ehren, welche ihnen das Dasein gegeben haben, noch ihre Lehren anhören, noch sich ihren Zurechtweisungen unterwerfen wollen; denn wer seinen eigenen Fusstapfen folgt, wird ein unglückliches Ende haben und voller Verzweiflung sterben, sei es in einen Abgrund hinabgestürzt, sei es unter den Klauen wilder Thiere. Mache dich nicht, mein Sohn, über alte Leute lustig, noch über die, welche irgend einen körperlichen Fehler haben. Spotte nicht über denjenigen, welchen du einen Fehltritt begehen siehst, und wirf ihm denselben nicht vor; sei im

---

erst als Missionäre nach Mejico gekommen seien, vollkommen die mejicanische Sprache gelernt und den grössten Eifer auf die Erforschung der mejicanischen Gebräuche etc. verwandt hätten. Ausser dieser Rede des Vaters an den Sohn theilt Clavigero eine ähnliche Ermahnungsrede der Mutter an die Tochter mit, welche sich auch bei Prescott (Anhang II nach Sahagun, Historia de N. España lib. 6. c. 19.) findet und an lieblichem Reiz die bei Waitz (IV. 125 nach Sahagun VI. 18.) angeführte Rede des Vaters an seine Tochter noch übertrifft.

Gegentheil demüthig und fürchte, dass dir dasselbe begegne, was dich an den Anderen verletzt. Geh nicht dahin, wohin man dich nicht ruft, noch mische dich in Dinge, die dich nichts angehen. Bei allen deinen Worten und Handlungen trage Sorge, deine gute Erziehung zu zeigen. Wenn du dich mit Jemandem unterhältst, so belästige ihn nicht mit deinen Händen noch schwatze zu viel; unterbrich nicht und störe nicht Andere mit deinen Gesprächen. Wenn du Jemanden thöricht reden hörst, und es ist nicht deine Sache ihn zurechtzuweisen, so schweige; ist es deine Sache, so überlege vorher, was du sagen willst, und sprich nicht anmaassend, damit deine Zurechtweisung fruchtbarer sei. Wenn Jemand mit dir spricht, so höre ihn aufmerksam und in schicklicher Haltung an, ohne mit den Füssen zu spielen, oder an dem Mantel zu kauen, oder auszuspucken, oder jeden Augenblick aufzuspringen, wenn du sitzest, denn solche Handlungen sind Zeichen von Flatterhaftigkeit und schlechter Erziehung. Wenn du dich zu Tisch setzest, so iss nicht hastig, noch gieb Zeichen von Missfallen, wenn dir etwas nicht behagt. Wenn zur Essenszeit Jemand kommt, so theile mit ihm, was du hast, und wenn Jemand mit dir speist, so hefte deine Blicke nicht auf ihn. Wenn du gehst, so schaue aus, wohin du gehst, damit du die nicht anrennest, welche vorübergehen. Wenn du Jemanden auf demselben Wege kommen siehst, weiche ein wenig aus, um ihm Platz zu machen. Gehe niemals deinen Vorgesetzten vorauf, wenn es nicht durchaus nothwendig ist, oder wenn nicht jene es dir befehlen. Wenn du in ihrer Gesellschaft speisest, so bediene sie mit dem, was sie gebrauchen, damit du dir ihre Gunst verschaffest. Wenn man dir etwas schenkt, so empfange es mit Zeichen der Dankbarkeit. Wenn das Geschenk gross ist, werde nicht eitel darüber. Wenn es klein ist, verachte es nicht, sei nicht unwillig und verursache dem keinen Unwillen, der dir eine Freundlichkeit erweist. Wenn du reich wirst, so werde

nicht hoffärtig gegen Arme und Niedrige; denn die Götter, welche Anderen die Reichthümer versagten, um sie dir zu geben, können, angeekelt von deinem Dünkel, sie dir nehmen, um sie Anderen zu geben. Lebe von der Frucht deiner Arbeit, dann wird dir dein Brot angenehm schmecken. Bis jetzt, mein Sohn, habe ich mit meinem Schweisse dich unterhalten und bin in allen Stücken den Pflichten des Vaters nachgekommen; ich habe dir das Nöthige gegeben, ohne es Anderen zu nehmen. Thue du dasselbe. Lüge niemals. Lügen ist eine grosse Sünde. Wenn du Jemandem mittheilst, was dir ein Anderer mitgetheilt hat, so sage die reine Wahrheit, ohne irgend etwas hinzuzufügen. Von Niemandem rede Uebles. Verschweige das Schlechte, das du an einem Andern bemerkst, wenn es nicht deine Pflicht ist, es zu verbessern. Mache keine Klatschereien, säe nicht Zwietracht. Wenn du eine Botschaft überbringst, und die Person, der du sie bringst, sich ereifert und schlecht spricht von dem, der sie schickt — so kehre nicht mit dieser Antwort zu jenem zurück; suche sie vielmehr zu mildern und verschweige, wenn du kannst, was du gehört hast, damit nicht Zerwürfnisse und Zwistigkeiten entstehen, worüber du nur Reue empfinden würdest. Auf dem Markte halte dich nicht länger auf als nothwendig ist, denn an diesen Orten giebt es viele Gelegenheiten, Ausschweifungen zu begehen. Wenn man dir ein Amt anbietet, so glaube, man thue es, um dich auf die Probe zu stellen; daher nimm es nicht augenblicklich an, wenn du auch weisst, dass du geschickter als Andere bist es zu verwalten, sondern entschuldige dich, bis man dich verpflichtet es anzunehmen; du wirst dann um so mehr geschätzt werden. Sei nicht zügellos, denn die Götter werden über dich in Zorn gerathen und dich mit Schmach bedecken. Unterdrücke deine sinnlichen Gelüste, mein Sohn, denn du bist noch jung, und gedulde dich, bis dass die Jungfrau, welche die Götter dir zur Gattin bestimmt haben, das angemessene Alter erreicht

habe. Ueberlass das der Sorge der Götter; sie werden es machen, wie es für dich am besten ist. Wenn die Zeit kommt, wo du dich verheirathen kannst, so thue es nicht ohne die Einwilligung deiner Eltern, oder ein unseliges Ende wird dir zu Theil werden. Stiehl nicht und raube nicht; du würdest der Schimpf deiner Eltern sein, da es doch vielmehr deine Schuldigkeit ist, ihnen zur Ehre zu gereichen zum Lohne für die Erziehung, welche sie dir gegeben haben. Nichts weiter, mein Sohn; ich habe meine Schuldigkeit als Vater gethan. Ich will durch diese Ermahnungen dein Herz befestigen. Verachte sie nicht und vergiss sie nicht; dein Leben und dein Glück hängt von ihnen ab."

Prescott schon hat eine Reihe von mejicanischen Sprüchen angeführt [1]), die er „ganz so erhaben" nennt, „wie nur immer die durch die erleuchteten Gesetzbücher alter Weltweisheit eingeprägten". Er findet „die auffallendste Aehnlichkeit mit der heiligen Schrift" in der folgenden „merkwürdigen Erklärung": „Betrachte nicht mit Neugier die Miene und die Haltung angesehener Leute, zumal nicht der Frauen, und besonders nicht der verheiratheten, denn es sagt der alte Spruch: Wer neugierig eine Frau ansieht, begeht Ehebruch mit den Augen" [2]). Das eheliche Verhältniss, monogamisch, entspricht ganz den sittlichen Anforderungen, die wir daran zu stellen gewohnt sind. Diesen ethischen Vorstellungen ganz congruent waren auch die Vorstellungen, die sich die Mejicaner von ihren Göttern machten. Indem Clavigero die antike griechische und römische Mythologie mit der mejicanischen vergleicht, kommt er zu diesem Resultat: „In der ganzen mejicanischen My-

---

[1]) Prescott, I. 52.

[2]) Sahagun VI. 22. Tampoco mires con curiosidad el gesto y disposicion de la gente principal, mayormente de las mugeres, y sobre todo de las casadas, porque dice el refran, que él que curiosamente mira á la muger adultera con la vista.

thologie findet sich nicht eine Spur von jenen erstaunlichen Schlechtigkeiten, durch welche andere Völker ihre Götter entwürdigt haben. Die Mejicaner ehrten in den Gegenständen ihrer religiösen Verehrung die Tugend und nicht das Laster: in Huitzilopochtli die Tapferkeit, in Centeotl und anderen die Wohlthätigkeit, in Quetzalcoatl die Reinheit, Gerechtigkeit und Klugheit. Obgleich sie Gottheiten von beiderlei Geschlecht hatten, verheiratheten sie dieselben nicht, noch hielten sie dieselben solcher obscönen Vergnügungen für fähig, wie sie bei den griechischen und römischen Göttern gewöhnlich waren. Sie setzten in ihnen den grössten Abscheu vor jeder Art des Vergnügens voraus, weshalb auch der Cultus allein darauf ausging, ihren durch die Sünden der Menschen hervorgerufenen Zorn zu besänftigen und durch Reue und religiöse Dienste ihren Schutz zu erlangen“ [1]). Kein Wunder, dass so geläuterten Religionszuständen gegenüber die christlichen Priester, welche nach Mejico gelangten, fast unwillig erstaunt waren. Sie hätten den sittlichen Zustand der Mejicaner gern niedriger gesehen, um selbst erhabener zu erscheinen, als es in Wirklichkeit der Fall war. Die mejicanische Sprache, reich an den feinsten metaphysischen und moralischen Begriffen [2]), setzte der Uebertragung christlicher Schriften nicht die geringste Schwierigkeit entgegen. Clavigero giebt ein Verzeichniss von 84 europäischen und creolischen Schriftstellern, „welche über die christliche Lehre und Moral in den Sprachen Anahuac's geschrieben haben“. Ebenso führt er 49 Autores de Gramaticas y Diccionarios de las lenguas de Anahuac an [3]).

Die zahlreichen Menschenopfer, die in Mejico vorkamen, versuchte hauptsächlich der König Nezahualkoiotl abzuschaffen; es gelang ihm indessen nicht, er musste vielmehr einsehen, wie schwer es ist, das Volk von der Misslich-

[1]) Clavigero, Tomo II. Disertacion VIII. S. 421.
[2]) S. das Verzeichniss bei Clavigero Tom. II. p. 379.
[3]) Ebenda, p. 394. ff.

keit einmal eingewurzelter, althergebrachter religiöser Ideen zu überzeugen. Man kann den Mejicanern religiösen Fanatismus, doch keine unmenschliche Grausamkeit in Bezug auf diese Opfer vorwerfen. Ueberhaupt ist keine Handlung an sich schon schlecht oder gut, sondern jede erhält ihre sittliche Qualität erst durch die Motive, aus denen sie geschieht: und das gilt selbst von Menschenopfern. Die Mejikaner boten den Göttern das Werthvollste, was sie hatten, sich selbst, den Menschen selbst, zum Opfer dar. Kein Thier, nur der Mensch selbst konnte ihnen ein für seine Schuld ausreichendes Sühnopfer sein; basirt doch selbst die tiefste Lehre des Christenthums auf jenem letzten, grössten Menschenopfer auf Golgatha. Das Motiv zu den Menschenopfern war also der innige Ernst ihres religiösen Bewusstseins. Und da nur Kriegsgefangene und zum Tode verurtheilte Verbrecher in Mejico zum Opfer bestimmt wurden, so konnte Montezuma sie Cortes gegenüber wohl mit den Worten entschuldigen: „Wir haben das Recht, unsere Feinde im Kriege zu tödten, wie ihr es auch thut. Warum also ist es Unrecht, wenn wir die ohnehin zum Tode Verurtheilten zu Ehren unserer Götter tödten?" [1]).

Dass ausser Sonnen- und Göttercult auch Reste des niederen Fetischismus vorkommen, ist selbstverständlich. Hauptsächlich scheint der Thierfetischismus ausgedehnt gewesen zu sein. Er erstreckte sich bis auf den Frosch als den Gott des Fischfanges, auf Schmetterlinge und Ungeziefer [2]). Ein Grab, das ein ganz unbekanntes Thier enthielt, wurde 1790 zusammen mit dem berühmten Kalenderstein gefunden [3]).

Auf derselben Religions- und Culturstufe wie Mejico befinden sich Oaxaca, Chiapas, Yucatan, Guatemala und

---

[1]) Clavigero Tom. II. Append. VIII.

[2]) Ritos antiguos, sacrificios é idolatrias de los Ind. de la N. Esp. p. un Frayle Menor (1541) (bei Kingsborough IX.) 21. Gomara, 444.

[3]) Gama, I. 12.

Nicaragua [1]). An intellectueller und materieller Cultur den Mejicanern im Durchschnitt gleich, an sittlicher Bildung vielleicht noch höher als diese stehen die Peruaner [2]).

Abgesehen von einem mannichfachen Polytheismus [3]), wie er sich auch bei den Mejicanern fand, war die Hauptgottheit in Peru die Sonne, mit deren Heiligkeit und Würde unter den Göttern allein Pachacamac einigermaassen den Vergleich aushält. Die Peruaner vor den Incas waren keineswegs solche Wilde, wie sie Garcilasso schildert, der ihnen alle Arten des Fetischismus zuschreibt und ihnen den Sonnencult mit seinen Segnungen erst durch die Incas bringen lässt. Die Sonnenverehrung bestand vielmehr schon vor der Incazeit, begründet von den Aymaras, „den Vorgängern und Lehrmeistern der Incaperuaner" [4]). Doch lag es im Interesse der Incas, zu deren Familie auch Garcilasso gehörte, sich selbst den Ruhm zuzuschreiben, die Gründer des Staates und seiner Religion zu sein. Charakteristisch ist die Sage, welche sie in dieser Hinsicht erzählten [5]): „Als die Sonne, unser Vater, den traurigen Zustand der Menschen sah, wurde er von Mitleid gerührt und schickte ihnen vom Himmel zwei seiner Kinder, einen Sohn und eine Tochter, welche sie in der Erkenntniss der Sonne, unseres Vaters, unterrichten sollten, damit sie ihn in Zukunft verehrten und ihn als ihren Gott anbeteten. Auch wurden die beiden göttlichen Kinder ausgesandt, um ihnen Gesetze zu geben und Vorschriften zu ertheilen, durch welche sie befähigt würden, als vernünftige Menschen zu leben, Bildung zu erwerben, in Häusern zu wohnen, Städte

---

1) Vgl. Waitz, IV. 312.

2) Prescott, Eroberung von Peru. I. Buch 1. Wuttke, Gesch. d. H. I. S. 303–336. Waitz, IV. S. 378–477. Garcilasso de la Vega, Historia general del Peru. Cordova MDCXVII. (Französisch: Histoire des Yncas, rois du Perou. Amsterdam MDCCXV.) u. v. a.

3) Vgl. Waitz, IV. 452 ff.

4) Waitz, IV. 447.

5) Garcilasso, Lib. I. c. XV. XVI.

zu bevölkern, die Erde zu bearbeiten, Pflanzen zu bauen, Ernten zu halten, Heerden zu züchten, die daraus entspringenden Vortheile zu geniessen, die Früchte der Erde zuzubereiten, mit einem Worte als Menschen zu leben und nicht als wilde Thiere. Mit dieser Weisung, welche der Sonne, unserm Vater, gefiel: seinen Kindern zu geben, schickte er sie in die Nähe des Titicacasees auf die Erde und sagte ihnen, sie sollten gehen, wohin es ihnen beliebte; immer aber da, wo sie ruhen wollten, sollten sie versuchen, einen goldenen Stab in die Erde zu stossen; da wo derselbe beim ersten Stosse sich in die Erde senke, wolle die Sonne, unser Vater, dass seine Kinder sich niederliessen; dort sollten sie sich ansiedeln. Als sie bis an den Ort, wo später Cuzco gegründet wurde, gekommen waren, empfingen sie das vorausgesagte Zeichen. Bald versammelten sich die Wilden schaarenweise um sie, staunten die beiden mit dem köstlichen Schmucke der Sonne versehenen Personen an, die sowohl durch ihre Worte als durch die Majestät ihrer Züge klar bewiesen, dass sie Kinder der Sonne waren. Der Inca unterrichtete darauf die Männer in Allem, was nöthig war, zumal im Häuser- und Feldbau, während seine Schwester und Gattin die Frauen in allen weiblichen Arbeiten unterwies, wie im Nähen und Weben von Wolle und Baumwolle, im Kleidermachen u. dgl. m. Ausserdem lehrten sie beide die Verehrung der Sonne, ihres Vaters."

Es wurde also die Sonne verehrt, und wir müssen uns klar machen, wie man sich das Wesen dieses religiösen Objectes dachte. Der Mensch kann auf ein anderes Wesen immer nur die Vorstellungen übertragen, welche er selbst hat. Je nachdem mithin seine Vorstellungswelt selbst schon geistig und sittlich höher entwickelt ist, um so edler wird er sich dasjenige Wesen vorstellen, welches er als sein höchstes Ideal betrachtet. Der Peruaner wird sich die Sonne als den Inbegriff aller der Tugenden und Eigenschaften denken, welche er selbst schätzt.

Die Peruaner waren ein Volk der Arbeit und der Geschichte. Der Ackerbau bildete die Grundlage des Staatslebens und wurde mit dem grössten Fleisse und Geschicke betrieben. Kein Fleckchen Landes war unbebaut; Mais und Kartoffeln waren die hauptsächlichsten Nutzpflanzen [1]). Selbst die steinigen Abhänge des Gebirges waren weit hinauf durch Terrassirung, künstliche Bewässerung, Anwendung von Guano als Dünger in blühende Gärten verwandelt. Aus Wolle und Baumwolle verfertigte man vortreffliche Zeuge. Die Metallarbeiten aus Gold, Silber, Kupfer und Zinn (Eisen hatte man nicht) trugen den Stempel bedeutender Kunstfertigkeit. Alle Theile des Landes standen mit der Hauptstadt Cuzco durch vorzügliche theils gepflasterte theils macadamisirte Strassen [2]), kühn angelegte Brücken, regelmässige Posten und eine Art von Telegraphie in engster Verbindung. Vermittelst der letzteren gab man Nachrichten aus einer Entfernung von 300 deutschen Meilen in 3—4 Stunden [3]). Cuzco hatte mit Ausschluss der ebenso stark bevölkerten Vorstädte eine Bevölkerung von 200,000 Einwohnern. Andere Städte waren geringer, doch noch immer sehr stark bevölkert [4]). Durch eine dekadische Gliederung des Volkes wurde eine musterhafte Ordnung aufrecht erhalten [5]). Die gesammte Bevölkerung Perus bildete eine grosse Familie, deren Haupt der Inca war. Alle arbeiteten und erwarben für Alle. Nicht der Einzelne, nur der Staat hatte Eigenthum. So gab es zwar keinen einzigen reichen, aber auch keinen armen Bürger. Der Gegensatz zwischen Besitzenden und Besitzlosen war aufgehoben: Alle waren wohlhabend. Es gab weder Bettler noch Faulenzer [6]).

---

1) Prescott, I. 108.
2) Waitz, IV. 429.
3) Garcilasso, VI. c. 7. Wuttke, I. 334.
4) Vgl. Waitz, IV. 424.
5) Prescott, I. 33.
6) Ebenda I. S. 129.

Die Pflicht des Bürgers zur Arbeit war eben so solidarisch als die des Staates, den Bürger für seine Arbeit, die und deren Gesammtertrag dem Staate gehörte, zu lohnen. Unter der Alles bevormundenden und, wie die Geschichte zeigt, nur selten nicht väterlich sorgenden Regierung des Incas, dem seine Pflichten von der Sonne vorgeschrieben waren, lebte das Volk still und glücklich. Jedes besiegte Volk wurde sogleich all' der Rechte und Vortheile theilhaftig, welche das siegende Volk besass; es waren in der That civilisatorische Ideen, welche die Kriegführung motivirten [1]).

Dass eine solche Staatsverfassung freilich viele Mängel haben musste, dass sie zumal der freien Entwicklung der Individualität eben so hinderlich als dem Missbrauch der höchsten Staatsgewalt von Seiten eines ungerechten Incas förderlich sein musste, liegt auf der Hand. Das Volk in Unterwürfigkeit zu erhalten, lag im Interesse der Incas, daher sie dasselbe zu sehr ausschlossen von der intellectuellen Bildung, deren Besitz sie für sich selbst reservirten.

Ein so organisirter Staat kann nicht ohne eine von Selbstsucht, der Wurzel alles Uebels, schon sehr geläuterte Sittlichkeit bestehen. Das Familienleben war keusch und rein; die Frauen sind nicht wie bei den Wilden Sachen, sondern wirkliche Personen, die in den Sonnenjungfrauen eine hohe Stufe selbst im Cultus einnehmen. Die intellectuelle Bildung war als gelehrte Bildung im Besitz des Incastammes; doch war auch die Erziehung des Volkes in Schulen Staatspflicht. Die Stelle der mejicanischen Bilderschrift ersetzte jene eigenthümliche Knotenschrift der Quipos [2]), deren Verständniss durch zahlreiche Gelehrte im Lande vermittelt wurde, die in geringerem Maasse aber auch das Volk anwandte. Landkarten, Städtepläne, Zeich-

---

[1]) Prescott, I. S. 57.
[2]) Vgl. Waitz, IV. 470.

nungen von Landschaften werden bei Garcilasso erwähnt. Die Gelehrten hier wie in Mejico gehörten nicht mehr ausschliesslich dem Priesterstande an: es gab besondere Astrologen, Naturkundige, Botaniker, Liederdichter, Zeichner, Maler u. a.[1]) Die Quechuasprache wie die mejicanische enthielt eine Menge Wörter von hoher Abstraction, wie Geist, Denken, ewig u. s w., welche auf die Höhe der Entwicklung des Denkens schliessen lassen[2]).

Ueber die Zeitrechnung der Peruaner sind wir nicht so genau unterrichtet wie über die der Mejicaner. Nach Humboldt[3]) bestand das Jahr aus 12 Mondmonaten, welche zusammen 354 T. 8 St. 48 M. ausmachten, denen man nach Rivero und Tschudi[4]) 11 Schalttage am Ende jedes Jahres, nach Herrera[5]) 12 Schalttage, je einen am Ende jedes Monats, hinzufügte. Diesen Zeugnissen gegenüber behauptet Desjardins[6]), die peruanische Zeitrechnung sei noch genauer gewesen als die mejicanische; Montesinos[7]) erzählt ebenfalls von ganz genauen Intercalationen, von zehn-, hundert- und tausendjährigen Cyklen. Beide Berichte werden jedoch von Waitz stark bezweifelt.

Sowohl an Sittlichkeit als auch an technischer Geschicklichkeit im Häuser-, Strassen-, Kanal- und Ackerbau stellt Prescott die Peruaner höher als die Azteken. Dass sie hinter diesen an intellectueller Bildung, wie z. B. in der Astronomie, zurückgeblieben zu sein scheinen, sucht er daraus zu erklären, dass die Mejicaner diese hohe geistige Cultur ursprünglich nicht aus eigener Kraft erschaffen, vielmehr von

---

1) Vgl. Waitz, IV. 473.
2) Ebenda.
3) Vues des Cordillères, 129.
4) Rivero y Tschudi, Antigüedades Peruanas. Viena 1851. p. 127.
5) Herrera, V. 4, 5.
6) Desjardins, Le Pérou avant la conquête espagnole. Paris 1858. p. 122.
7) Bei Waitz, IV. 474.

jenem geheimnissvollen Stamm der Tolteken schon überliefert bekommen hätten, der sich dem Blicke des Historikers leider sehr entzieht, dem aber Prescott die Peruaner an sonstiger Cultur gleichstellt [1]).

Bei einem solchen Volke, bei welchem die sittliche Persönlichkeit und die intellectuelle Bildung schon so hoch entwickelt ist, muss auch das verehrte Ideal diese sittlichen Eigenschaften in höchster Potenz zeigen. Und so erscheint hier die Sonne zwar „einerseits in ihrer natürlichen Bedeutung als die das Erdenleben bedingende und tragende Weltmacht (als blosser Himmelskörper), andererseits aber zugleich (der anthropopathischen Auffassung gemäss) als eine geistige mit Bewusstsein und Willen wirkende Macht. Sie ist nicht blos, selbst nicht vorzugsweise geistiges Object, dessen nebensächliches Symbol etwa die Sonne wäre (man verehrte nicht etwa einen in der Sonne nur wohnenden Geist), sondern hier ist der strahlende Weltkörper (in dieser seiner Gestalt und Erscheinung) ganz wesentlich die Gottheit selbst, doch nicht blosser, geistleerer Weltball, sondern ein begeisterter göttlicher Leib, der thatsächlich und wirklich sich dem übrigen All strahlend und lebenerzeugend mittheilt" [2]). Als ein Mönch dem Inca Atahuallpa die christliche Glaubenslehre entwickelt und ihn aufgefordert hatte, den Irrthümern seines eigenen Glaubens abzuschwören, sprühten die Augen des Fürsten Flammen, und er rief aus: „Ich will meinen Glauben nicht ändern. Euer Gott ist, wie ihr sagt, von denselben Menschen getödtet, die er erschaffen hat. Der meinige aber" — so schloss er, indem er auf seine Gottheit, die Sonne, zeigte, die gerade in voller Pracht hinter den Bergen untersank — „mein Gott lebt noch im Himmel und blickt auf seine Kinder herab" [3]).

---

[1]) Prescott, Peru. I. 123 ff.
[2]) Wuttke, I. 306. 307.
[3]) Prescott, I. 318 f.

Als die Sonne ihre Kinder zur Erde sandte, sprach sie zu ihnen folgendermaassen: „Meine Kinder, wenn ihr diese Völker unserm Gehorsam werdet unterworfen haben, so werdet ihr Sorge tragen, sie zu erhalten durch Gesetze der Vernunft, der Frömmigkeit, der Gnade und der Billigkeit, indem ihr für sie alles das thut, was ein guter Vater für seine von ihm erzeugten und zärtlich geliebten Kinder zu thun pflegt. Hierin werdet ihr meinem Beispiele folgen, denn, wie ihr wisst, ich höre nicht auf, allen Sterblichen Gutes zu thun. Ich bin es, der sie mit seinem Lichte erleuchtet, damit sie sehen und ihren Geschäften nachgehen können; ich bin es, der sie erwärmt, wenn sie frieren; der ihre Aecker und Wiesen fruchtbar macht, ihre Bäume Früchte tragen lässt, ihre Heerden vermehrt, ihnen Regen und gutes Wetter sendet, wenn es erforderlich ist. Ich bin es ferner, der sich der Mühe unterzieht, einmal des Tages um die Welt zu wandeln, um zu sehen, was die Erde nöthig habe, und es in Ordnung zu bringen, zum Trost für ihre Bewohner. Darum will ich, dass ihr nach meinem Beispiele thuet, als meine vielgeliebten Kinder, die ich zum Heile und zur Belehrung dieser armen, wie Thiere lebenden Menschen auf die Erde schicke. Deshalb gebe ich euch den Titel von Königen und will, dass euer Reich sich ausbreite über alle Völker, welche ihr belehren werdet durch richtige Gründe und gute Handlungen, besonders aber durch euer Beispiel und gütige Herrschaft“ [1]. Aus Ehrfurcht vor der Sonne durfte selbst der Inca sie nicht anschauen [2].

Die der Sonne dargebrachten Opfer bestanden ausser dem Gebet bei Sonnenaufgang in einem Trankopfer (wie bei den Persern), dann in Früchten, Kräutern, Blumen und Thieren, besonders in Llamas [3]. Das Vorkommen von Menschenopfern stellt Garcilasso zwar entschieden in Ab-

---

[1]) Garcilasso, I. lib. I. c. XV.
[2]) Ebenda IX. c. X.
[3]) Ebenda II. c. VIII.

rede, wie er auch das Verbot derselben[1]) bei unterworfenen Völkern oftmals erwähnt; doch scheint es nach anderen Nachrichten ziemlich sicher zu sein, dass bei grossen Festlichkeiten ein Kind oder ein schönes Mädchen geopfert wurde.

Neben einem so hoch ausgebildeten Sonnencultus kann von der Verehrung der übrigen Himmelskörper nur noch nebensächlich die Rede sein. Der Mond wurde als Gattin und Schwester der Sonne, die Sterne, unter denen besonders Venus und die Plejaden beobachtet wurden[2]), als ihre Begleiter angesehen[3]). Der berühmteste Tempel Perus war der Sonnentempel in Cuzco, wegen seiner fabelhaft reichen Ausstattung Coricancha „Goldort" genannt[4]); der zweitberühmteste Tempel war der Pachacamac's, ebenfalls in Cuzco. Der Sonnentempel enthielt auch eine ganz mit Silber ausgelegte Kapelle, dem Mond geweiht, und drei andere mit Gold und Silber prächtig verzierte Kapellen, den Sternen, dem Donner und Blitz und dem Regenbogen geheiligt[5]).

Den Peruanern reihen sich in religiöser Hinsicht an erstens die südlich von Peru in Chile wohnenden Araucaner[6]), welche ein Sonnenjahr zu 12 Monaten von je 30 Tagen nebst 5 Schalttagen hatten und die Solstitien aus der Länge der Schatten zu bestimmen wussten; zweitens die höher als die Araucaner gebildeten, sehr entwickelten Chibchas[7]) und deren Verwandte, welche nördlich von Peru in Neugranada wohnten, einem Lande, dessen Alterthümer für eine schon in sehr früher Zeit relativ hohe Cul-

---

[1]) Garcilasso, I. c. XI.; IV. c. XV.; VI. c. XXX. XXXI.; IX. c. IV.
[2]) Vgl. Waitz, IV. 475.
[3]) Prescott, I. 71.
[4]) Ebenda S. 73.
[5]) Ebenda S. 75.
[6]) Vgl. Waitz III. 515 ff.
[7]) Ebenda IV. 532 ff.

tur seiner Bewohner sprechen. Die Sonne nimmt bei den Chibchas dieselbe bedeutende Stellung ein, wie in Peru. Dass sie von Peru aus ihre Religion und Bildung empfangen hätten, ist nicht nachweislich, vielmehr deutet Alles auf die Selbständigkeit ihrer Entwicklung hin.

VII.

Die Verehrung des Himmels.

Nach der Anschauung, welche alle Menschen auf Grund des blossen sinnlichen Augenscheins von dem Firmament haben müssen, galten und gelten die Himmelskörper nicht als im unendlichen Raum freischwebende Kugeln, vielmehr werden sie als an dem blauen Himmelsgewölbe auf irgend eine Weise befestigt gedacht. Sonne, Mond und Sterne sind danach also eigentlich nur Theile des einen Himmelsgewölbes. Sie sind mithin, so verschieden sie auch ihrer äusseren Erscheinung nach sein mögen, ihrem innersten Kern und Wesen nach doch alle von gleichem Werthe, nämlich alle himmlisch. Sie sind nur Theile des Ganzen, des Firmamentes. Das Vorzüglichste ist also doch nicht dieser oder jener Theil, vielmehr das Ganze, das gesammte Firmament. Es ist darum eigentlich kaum ein neuer Standpunkt, sondern nur das Facit, welches aus den bereits angesetzten Posten gezogen wird, wenn das religiöse Bewusstsein nicht mehr den Mond und die Sterne und die Sonne, sondern jetzt ihren gesammten Inbegriff: das ganze Himmelsgewölbe, den Himmel selbst als höchsten Fetisch, als seine höchste Gottheit betrachtet. Und zwar ist es auch hier, wie bei allen Objecten des Fetischismus, das Himmelsgewölbe qua Himmelsgewölbe, natürlich als anthropopathisch gedachtes Himmelsgewölbe, nicht etwa ein dahinter befindlicher Gott, welches die Verehrung empfängt. Die Verehrung des ganzen Himmelsgewölbes schliesst hier aber keineswegs die Verehrung eines einzelnen Himmelskörpers aus, vielmehr ein. Sonne,

Mond und Sterne können auch ein jeder für sich noch Verehrung und Opfer empfangen; nur dass die absolute Vorherrschaft eines einzelnen hier aufgehoben ist. Dass die Völker, welche auf dieser Stufe stehen, in geistiger und sittlicher Hinsicht hoch entwickelt sein müssen, ergiebt sich nach allem Vorhergegangenen von selbst. Als Repräsentanten können wir die Perser mit derjenigen Anschauung, welche Herodot ihnen zuschreibt, und die Chinesen anführen.

„Götterbilder, Altäre und Tempel zu errichten," sagt Herodot [1]), „haben die Perser so gar nicht den Brauch, dass sie vielmehr denen, die solches thun, Thorheit vorwerfen, wie mir scheint deshalb, weil sie nicht wie die Hellenen glauben, dass die Götter menschenähnlich seien. Dagegen opfern sie dem Zeus auf hohen Bergen und rufen dabei das ganze Himmelsgewölbe als Zeus an. Auch opfern sie der Sonne und dem Mond, der Erde, dem Feuer und den Winden ... Die Perser haben kein Brand-, kein Trank- und Speiseopfer, haben auch keine Flöten, Kränze oder heilige Gerste, sondern wer einem jener Götter opfern will, windet meistens einen Myrtenkranz um den Kopfbund, führt das Thier an eine reine Stätte, fleht zu dem Gotte, dem er opfern will, doch nie für sich allein, vielmehr flehet er, dass es allen Persern und dem Könige wohl gehen möge; dann wird das Thier getödtet, zerlegt, gekocht, und nun werden die Stücke auf frisches, duftiges Gras niedergelegt, worauf ein Magier dem Opfernden zur Seite ein Weihelied singt und nunmehr der Opfernde das Fleisch nach Haus nimmt, um es nach Belieben zu verbrauchen ... Die Perser glauben, dass die Götter nur die Seele des Thieres als Opfer wollen und das Fleisch desselben verschmähen; darum verbrennen sie dasselbe nicht, denn es würde das Feuer, welches den Göttern geweiht

---

[1]) Herodot, I. c. 131 ff.

ist, nur verunreinigen; ja man darf selbst nicht hineinblasen, um es anzufachen, denn dieses ist ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wird. Wie vor dem Feuer, wird auch vor dem Wasser geopfert, indem man sich zu einem See, einem Flusse, einem Quell begiebt, in deren Nähe ein Graben gezogen wird, damit kein Blut das Wasser verunreinige. Darauf aber schlachtet man das Thier und breitet die Stücke auf Lorbeer- oder Myrtenreisern aus; die Magier, welche dabei gegenwärtig sind, bringen Libationen von Oel, Milch oder Honig und stimmen einen Weihgesang an; der Opfernde nimmt das zerlegte Thier mit sich.“ Die Auffassung des Opfers, von welchem die Götter (diesen Ausdruck in dem von Herodot selbst definirten Sinne genommen) nur die Seele wollen, beweist, wie man diese Götter nicht mehr in grob materieller Weise vorstellt, d. h. wie man selbst schon das Materielle, Fleischliche dem Geistigen unterordnet und das geistige Interesse als das Edelste betrachtet. Die Art des Gebetes, welches für alle Perser und nicht selbstsüchtig blos für einen einzelnen fleht, zeigt den für das Heil seiner Mitmenschen strebenden, geläuterten Willen, der im hohen Grade den nur für sich sorgenden Egoismus des natürlichen Menschen überwunden hat.

In der religiösen Anschauung der Chinesen [1]), welche trotz der später erfolgten mehr philosophisch-abstracten Ausbildung die populäre Auffassung blieb, gilt der Himmel als Vater, die Erde als Mutter aller Dinge [2]). Yang, der Himmel ist das Zeugende, Starke, Männliche; Yn, die Erde, das Empfangende, Schwächere, Weibliche [3]). Alle Dinge

---

[1]) Vgl. Wuttke, Gesch. des H. Bd. II. S. 1—208. Bluntschli, Altasiatische Gottes- und Weltideen. S. 135—164.

[2]) Le Chou-king par Confucius, trad. par P. Gaubil, revu par M. d. Guignes. Paris 1770. p. 88. 150.

[3]) Y-king, ex interpret. Regis ed. Mohl, 1834. I. p. 165. 169. II. p. 381.

und Wesen sind die Producte dieser beiden. „Sobald Yn und Yang sich vereinigen, so entsteht ein wirkliches Dasein und dieses besteht aus beiden, ein Werk des Himmels und der Erde“ [1]). Dass dieser Himmelscult auf das engste mit dem Sonnencult zusammenhängt, ja aus letzterem hervorgegangen ist, scheint zweifellos. Denn es heisst im Y-king selbst, am vollkommensten erscheine Yang in der Sonne [2]). Die Bewegung des Yang, heisst es ferner, sei kreisförmig, sie wachse vom Frühling bis zur Sonnenwende und nehme dann wieder ab; dasselbe bestehe aus einem zwar feinen und unserm Auge nicht wahrnehmbaren, aber doch festen Stoffe und habe eine bestimmte, nie endende Umdrehung, seine Gestalt sei rund, während die des Yn eckig sei und daher weniger beweglich [3]). Im Frühling und Sommer, wo die belebende Kraft des Himmels am grössten sei, herrsche Yang; im Herbst und Winter, wo die ruhende Erde überwiege, herrsche Yn. Yang herrsche am Tage, er culminire um Mittag und weiche darauf dem in der Nacht herrschenden Yn [4]). Passen alle diese Vorstellungen nicht vielmehr auf die Sonne insbesondere, als auf den Himmel in seiner Gesammtheit?

„Wo man,“ sagt Wuttke [5]), „von unserm Gedankenkreise aus, in den chinesischen Religionsschriften von Gott etwas zu hören erwartet, da ist überall vom Himmel die Rede, oft mit Hinzufügung der Erde, häufiger aber steht der Himmel allein. Dieser Himmel ist aber wirklich der natürliche Himmel, wie wir ihn vor uns sehen, und man setzt in seine scheinbare Bewegung um die Erde den Grund aller Lebensbewegung. Sonne, Mond und Sterne sind an

---

[1]) Y-king, ex interpret. Regis ed. Mohl, 1834. II. 547.
[2]) Ebenda II. 406.
[3]) Ebenda II. 385. 386.; I. 203.
[4]) Ebenda I. 196. 214. Tschu-hi, übersetzt von Neumann in Illgen's Zeitschr. 1837. Bd. I. S. 56. 74. 82.
[5]) II. S. 25.

diesem die Gottheit darstellenden blauen Himmel." Nicht beeinflusst durch die feinen Distinctionen, welche die Philosophen Chinas in Bezug auf das Wesen des Himmels gemacht haben, fasst die volksthümliche Anschauung diesen sichtbaren Himmel doch ganz anthropopathisch, selbstverständlich in einer so erhabenen und edeln Weise, wie sie der hohen sittlichen Ausbildung des chinesischen Bewusstseins allein angemessen sein kann. Der Himmel heisst Schang-ti, „der erhabene Herrscher, der höchste Herr" [1]. Er ist allmächtig und allgegenwärtig. Seine Allliebe drückt der Spruch aus: „Zu fürchten und zu scheuen ist der erhabene Herrscher des Alls; Niemanden hasst er. Wer dürfte sagen, dass er Jemanden hasse?" [2] — Seine Gerechtigkeit ist unbestechlich und unwandelbar, gleichmässig wie seine himmlische Bewegung; gross ist sein Zorn gegen die Ungerechten [3]; seiner Allwissenheit ist nichts verborgen [4]. Und all' diese Prädicate werden doch dem erscheinenden blauen Himmel gegeben: „O blauer Himmel, schaue auf die Stolzen herab nnd lass des Elenden dich erbarmen!" sagt ein chinesisches Gebet [5]. Dieser so beschaffene Himmel ist des Menschen sittliches Vorbild; wie dieser Himmel, so soll der Mensch sein. „Als Vorbild des Fürsten gelten seine vier Eigenschaften: er ist so gross, dass er Alles erreicht; so mächtig, dass er Alles erzeugt; so geordnet in sich, dass er aller Dinge Zweckmässigkeit schafft; so beständig, dass er nie still steht oder aufhört zu sein" [6]. Der Himmel ist der höchste Herr. Er will und wünscht nur die vollste Gerechtigkeit und Sündlosigkeit. Er ist

---

[1] Chou-king, p. 13, not. 7; Y-king, II. p. 216.

[2] Confucii Chi-king s. liber carminum ex latina P. Lacharme interpret. ed. Jul. Mohl. Stuttg. 1830. II. 4. 8.

[3] Ebenda II. 4, 8; II. 5, 1.

[4] Histoire générale de la Chine, trad. du Kong-Kien-Kang-Mou par de Mailla, publ. par Grosier. Paris. 1777. I. p. 92, 111.

[5] Chi-king, II. 5, 6.

[6] Wuttke, II. 26.

allwissend. Wenn die Menschheit in Sünde verfällt, so sieht er es. Sein Zorn erhebt sich gegen jede Ungerechtigkeit und er giebt seinen Zorn zu erkennen. Nun ist aber der höchste Herr der natürliche Himmel. Seinen Willen giebt dieser mithin durch nichts Anderes zu erkennen, als durch die sichtbaren Himmels- und überhaupt Naturerscheinungen. So wird jeder Vorgang in der Natur unmittelbar mit dem sittlichen Leben des Menschen in Beziehung gesetzt. Sonnen- und Mondfinsternisse, Erdbeben, Donner und Blitz und andere grossartige Naturerscheinungen sind warnende Zeichen, welche der Himmel selbst dem Menschen giebt [1]). Die Ursache des Misswachses ist die Sündhaftigkeit der Menschheit oder auch nur ihrer Oberhäupter. „Wenn die Tugend herrscht,“ sagt Kitse im 12. Jahrhundert v. Chr, „so kommt der Regen zur rechten Zeit; wenn gut regiert wird, so ist das Wetter heiter etc.; wenn die Sünde herrscht, so regnet es ohne Ende oder es tritt Dürre ein“ [2]) etc. Den Schuldigen straft der Himmel oft unmittelbar. Ein Kaiser der zweiten Dynastie, welcher trotzend Pfeile gegen den Himmel abschoss und Götzenbilder aufstellte, wurde vom Blitz erschlagen [3]). Drei Tage lang sandte der Himmel einen Nebel über das ganze Land, als ein anderer Kaiser einen Frevel begangen hatte [4]). Solche Beispiele liessen sich in Menge hier anführen [5]). Da es indessen hier nur unsere Absicht ist, die Stelle zu bezeichnen, welche China in der religiösen Entwicklung einnimmt, so lassen wir uns nicht auf weitere Einzelheiten ein, so anziehend dieselben auch in jeder Hinsicht sind, da China zur Zeit seiner Blüthe

---

[1]) Chou-king, p. 13. 54. 87. 96. 99. 142. 160. 347. Chi-king, p. 291. II. 5. 6. 8. de Mailla, hist. gen. I. 78.

[2]) Chou-king, p. 172.

[3]) de Mailla, I. 227.

[4]) Nach de Guignes im Chou-king, p. 91.

[5]) Vgl. Wuttke, II. 55 ff.

ohne Frage den Anblick eines ausserordentlich sittlich wie politisch entwickelten Landes gewährt.

So sehr auch die Suprematie des Himmels als religiösen Gegenstandes alle Verehrung für sich in Anspruch zu nehmen das Recht hat, und so sehr auch die wissenschaftliche Auffassung der Religion bei den Chinesen den Himmel als das allein des Opfers und der Verehrung würdige Object hinstellt — so hat dennoch das Volksbewusstsein auch hier seine productive Natur nicht verläugnet, kraft deren es die Vorstellungen von Geistern und Göttern (auf ganz empirischem Wege) bildet. Auch in China findet sich neben dem Himmelscult ein mannichfaltiger Geister- und Göttercult [1]). Ausser den hauptsächlich verehrten Ahnengeistern werden Geister des Himmels, d. h. solche, welche die Himmelskörper bewohnen, der Sonne, der Sterne, der Erde, der Berge, der Flüsse, des Donners, der Winde und Schutzgeister der Familien, der Häuser, der Gemeinden, Städte, Provinzen, des Ackerbaus etc. schon in den ältesten Zeiten genannt; sie stehen indess so weit unter dem Himmel, dass nach einem alten Gesetze bei Todesstrafe ihnen nur Spenden und Huldigungen, doch keine eigentlichen, nur dem Himmel gebührenden Opfer gebracht werden durften [2]). Weshalb man indessen diese Vielgeisterei nicht einfach bei ihrem gebräuchlichen Namen Vielgötterei nennen soll, verstehe ich nicht.

Auch in Afrika finden sich bei den höher gebildeten Negervölkern schon Spuren des sich entwickelnden Sonnen-, ja selbst Himmelscultus. In Dahomey, einer zwar mit barbarischer Strenge regierten, doch in jeder Richtung organisirten absoluten Monarchie, wird zwar die Sonne als das höchste Wesen bezeichnet, findet aber noch keine Verehrung [3]). Die Duallas haben für die Sonne und den grossen Geist

---

[1]) Vgl. Wuttke, II. 36 ff.
[2]) de Mailla, hist. gen. I. 33.
[3]) Omboni, Viaggi nell' Africa occidentale. Milano 1845. p. 309.

dasselbe Wort[1]. In Akra fand schon Römer, dass man der Sonne eine Art Ehrerbietung erwies[2]. Bei den Negern der Goldküste, wenigstens bei den Frommen und den Fetischmännern unter ihnen, ist der Himmel Njongmo, der überall und von jeher ist, der höchste Gott und Weltenschöpfer[3]. „Man sieht's ja täglich," sagte ein Fetischmann, „wie durch den von ihm gesendeten Regen und Sonnenschein das Gras und Korn, der Baum entsteht; wie sollte er nicht Schöpfer sein?" Jeden Morgen gehen sie an den Fluss waschen sich, schütten sich eine Handvoll Wasser oder Sand auf den Kopf, und beten, die Augen zum Himmel erhoben: „Gott, gieb mir heute Reis und Yams, Gold und Agries, gieb mir Sclaven, Reichthum und Gesundheit, und dass ich möge hurtig und schnell sein!" — Im Wesentlichen herrscht derselbe Glaube in Akwapim: der höchste Gott ist das Firmament, die zweite Stelle nimmt die Erde als allgemeine Mutter ein; die dritte gehört Bosumbra, dem obersten der Fetische. Vor jeder Unternehmung wird ein Trankopfer gebracht, wobei man spricht: „Schöpfer, komm, trinke! Erde, komm, trinke! Bosumbra, komm, trinke!"[4]

---

[1]) Allen and Thomson, Narr. of the exped. to the R. Niger in 1841. Lond. 1848. II. 199. 395. not.

[2]) Römer, S. 84.

[3]) Waitz, II. 170.

[4]) Ebenda.

Siebentes Capitel.

Das Ziel des Fetischismus.

Wir haben die Entfaltung des religiösen Bewusstseins von den kleinsten Anfängen an bis zu einer hohen Stufe hin aufwärts verfolgt und wollen nun noch einmal kurz den Verlauf unserer Auseinandersetzungen zusammenfassen, um dann das Ziel anzudeuten, wohin die von uns betrachtete Entwicklung lebendig weiter strebt.

I.

Rückblick.

Das Bewusstsein kennt nur seine Vorstellungen. Die Vorstellungen sind die Objecte. Das Bewusstsein reicht also nur so weit wie seine Vorstellungen und Objecte. Es wächst folglich mit der Zahl seiner Objecte. Um den Bewusstseinszustand der verschiedenen Menschen zu verstehen, mussten wir zusehen, was der Mensch an Objecten oder Vorstellungen besitze. Der Mensch hat auf seinen niedrigsten Stufen nur wenig Objecte; je mehr neue Objecte er gewinnt, um so höher steigt er in jeder Hinsicht.

Es ist das Wesen des Bewusstseins, seine Vorstellungen in causale Beziehung zu setzen oder, was dasselbe sagt,

nach Ursache und Wirkung zu verknüpfen. Es kann aber nur die Vorstellungen mit einander in ursächlichen Zusammenhang bringen, welche es hat. Die Ursache als das Bewirkende, Erzeugende können wir uns nur vorstellen als etwas Kräftiges, besonders Mächtiges. Das Object oder die Vorstellung wird mithin als ursächliche oder bewirkende gesetzt, welche als die mächtigere, vorzüglichere erscheint. Wir sahen, wie bei verschiedener, grösserer oder geringerer Zahl der Objecte der Schätzungswerth derselben ganz verschieden sein musste; wie ein Bewusstsein von wenig Objecten eine (in der Schätzung eines schon höher entwickelten Bewusstseins) geringe Vorstellung doch eben so hoch schätzen musste, als ein höheres Bewusstsein seine höheren Objecte, weil jene relativ geringe Vorstellung unter den überhaupt geringen Vorstellungen des niederen Bewusstseins doch schon die bedeutendste war. So wurde es aus der geringen Zahl der Objecte, aus der engen Welt des Fetischisten heraus ganz klar, wie er ein für uns unbedeutendes, doch für ihn bedeutendes Object oder Vorstellung als ursächlich setzen konnte für andere Vorstellungen. Mit der Erweiterung der Zahl seiner Vorstellungen erweiterte sich auch die Zahl seiner als ursächlich setzbaren Vorstellungen: so schritten wir durch die verschiedenen als Fetische gesetzten Objecte: Sachen, Berge, Pflanzen, Thiere u. s. w. hindurch. Alle die dabei in Betracht kommenden Objecte lagen noch in unmittelbar demselben Local, worin der Mensch war; auf sie war er bezogen durch sein leibliches Interesse. Ein neues Interesse, das geistige, konnte nur durch ein ganz neues Object wachgerufen werden: mit der Verehrung der Himmelskörper durchbrach der Mensch das blos leibliche Interesse und trat ein in die geistige Sphäre.

Je mehr das geistige Interesse wächst, um so mehr wird der Wille von dem blos Leiblichen abgezogen. Die thierischen Begierden treten in dem Maasse zurück, als

geistige Objecte den Willen anderweitig in Anspruch nehmen. Um aber geistigen Interessen nachzugehen, bedarf der Mensch der äusseren Ruhe, des Friedens und der leiblichen Sicherheit. Je mehr daher das geistige Interesse sich erhebt, um so mehr wird die wilde, vernichtende Selbstsucht zurückgedrängt; der Mensch erkennt und anerkennt andere Wesen ausser und neben sich. Das Leben wird friedlicher, geordneter. Der Mensch bildet Staaten; sein Wille erstreckt sich nicht mehr wie früher einzig auf sich allein, sondern auf eine Gesammtheit. Je mehr aber der Mensch die blosse Selbstbegierde aufgiebt, um so sittlicher wird er. Auf den höheren Stufen des Gestirncultes fanden wir daher auch nicht blos eine geistig, sondern auch sittlich hohe Entwicklung. Denn da Sittlichkeit Willensbethätigung, Willensrichtung ist, der Wille aber nur durch höhere Objecte erhöht wird, so erhöht sich mit der Erhöhung der Objecte nothwendig die Sittlichkeit.

II.

Das neue Problem.

Der Gestirncult zumal als Sonnen- und Firmamentcult ist die höchste Stufe des Fetischismus, nicht blos weil seine Objecte die erhabensten sind, sondern auch weil in ihm der Keim liegt zu etwas ganz Neuem. Der Mensch hat als ursächliche Vorstellungen nach einander die Objecte auf der Erde und endlich die Himmelskörper gesetzt. Er hat seine Ursachen zuerst auf der Erde, dann in den himmlischen Regionen gefunden — aber wohlgemerkt! immer noch im Bereiche seiner Sinnlichkeit, im Bereich der sinnlichen Wahrnehmbarkeit. Er sieht seine bewirkenden Ursachen noch mit Augen; augenscheinlich sind sie ihm die hervorbringenden Gründe aller Erscheinungen, aller Objecte. Das Bewusstsein aber muss nach der Ursache fragen. Hat es einmal angefangen sich zu bethätigen, so

kann es nicht mehr ruhen. Was ist die Ursache von A? hat es gefragt. B, hat es geantwortet. Es muss weiter fragen: Was aber von B? und muss eine Antwort haben. Bisher hat es als seine letzten Gründe die Gestirne, die Sonne, den Himmel gesetzt. Aber je höher der Mensch dieselben verehrt, je mehr er sie daher zum Objecte seiner Betrachtung macht, desto mehr erkennt er dadurch ihre wahre Natur. Da stossen ihm aber nothwendig bald allerlei Bedenken auf, Widersprüche zwischen ihrer wirklichen, empirischen Erscheinung und dem, was sie nach des Menschen Meinung eigentlich sein, und wie sie danach erscheinen sollten. Woher das? muss er sich fragen. Wenn auch die Sonne dies und das bewirkt, es muss die Frage kommen: Was aber bewirkt denn sie und ihre Erscheinungen? Und da, wo der Gestirncult seine Höhe erreicht hatte, sowohl bei den Mejicanern als bei den Peruanern und endlich bei den Persern, erhob sich diese Frage geschichtlich mit Nothwendigkeit. Die Perser haben diese Frage nicht blos aufgeworfen, sondern wirklich durch- und damit eine neue Volksreligion in Zarathustra herbeigeführt. Die Mejicaner und Peruaner aber wurden durch den Fanatismus eines Cortez und Pizarro mitten in ihrer Entwicklung unterbrochen, und konnten also nicht selbständig aus sich heraus jene Frage zur Entscheidung bringen, welche doch schon mit aller Stärke von bevorzugten Geistern bei ihnen aufgeworfen wurde, und die in kurzer Zeit eine neue Religionsepoche unter ihnen herbeigeführt hätte.

Machen wir uns aber klar, wie allein die Beantwortung dieser Frage auf diesem Standpunkte des Bewusstseins ausfallen kann. So weit der sinnliche Augenschein dem Menschen die Ursachen geben konnte, so weit hat der Mensch den Causalnexus der Gründe durchlaufen. Er hat seine Ursachen bisher mit Sinnen wahrgenommen, er hat sie gesehen. Aber nun!? Sein Blick trägt ihn

nicht weiter als bis zum Himmelsgewölbe; nur bis dahin reicht seine Sinnlichkeit. Wenn er also jetzt noch fragt: Und was ist davon die Ursache? so kann er ein sinnliches Object nicht mehr als begründend setzen, denn es giebt kein mächtigeres mehr, als er bereits gesetzt hat. Will er dennoch begründen, so muss er nun nothwendig aus dem sinnlichen Causalnexus heraustreten. Bisher hat er als Ursache und Wirkung verknüpft, was sinnlich wahrnehmbar war; jetzt kann er, wenn überhaupt, sinnlich Wahrnehmbares nur noch causal verknüpfen mit sinnlich nicht Wahrnehmbarem, mit Ausser- oder Uebersinnlichem. Er muss ein Uebersinnliches als die Ursache der letzten und höchsten sinnlichen Ursache setzen. Er könnte aber kein Uebersinnliches als Ursache setzen, wenn er nicht die Vorstellung „Uebersinnliches“ gebildet hätte. In seinen Geistern und Göttern aber hat er diese Vorstellung bereits gebildet und sie schon oftmals als Ursache für vereinzelte sinnliche Erscheinungen gesetzt. Alle seine Vorstellungen entstehen empirisch; seine Vorstellung von Göttern hat also auch einen empirischen Ursprung. Das Wo und Wie desselben zu zeigen, ist hier noch nicht unsere Aufgabe. Jetzt also, wo er einen letzten Grund für seinen bisher sinnlich wahrnehmbaren letzten Grund setzen muss, setzt er denselben in Gestalt eines Gottes. Da er diesen aber setzt für den sinnlich wahrnehmbaren letzten Grund, welcher der alleinige, höchste, an Macht und Herrschaft alles Andere übertreffende war, so muss auch dieser Gott jetzt ein alleiniger, höchster, ausschliesslicher sein. Hier also ist der Punkt, wo durch die Kreuzung der beiden schon S. 86 bezeichneten Reihen der sinnlich wahrnehmbaren Verehrungsobjecte einerseits und der Geister- oder Götterreihe andererseits auf ihren höchsten Stufen (Sonnen- und Himmelscult und Polytheismus) der Monotheismus entsteht. Die nähere Begründung davon gehört nicht in den Bereich dieser Untersuchung über den Fetischismus; hier möge uns

nur die Geschichte zeigen, wie jene Frage auf den höchsten Stufen desselben wirklich zum Durchbruch gekommen und die Antwort nothwendig so ausgefallen ist, wie wir gesagt haben.

Garcilasso berichtet, was Blas Valera von dem ausgezeichneten Inca Tupac Jupanqui [1]) mitgetheilt hat. Dieser Inca „hatte die Gewohnheit zu sagen“: „Viele sagen, dass die Sonne lebe und dass sie der Schöpfer aller Dinge sei. Wer aber etwas schafft, muss bei dem Dinge sein, das er hervorbringt, und doch entstehen viele Dinge, während die Sonne abwesend ist: also ist sie nicht der Schöpfer aller Dinge. Und dass sie nicht lebendig ist, darf man daraus schliessen, dass sie durch ihren Kreislauf nicht müde wird. Wenn sie lebendig wäre, würde sie müde werden wie wir, und wenn sie frei wäre, würde sie auch andere Theile des Himmels besuchen, wohin sie nie kommt. Sie ist wie ein angebundener Gegenstand, der stets denselben Kreis beschreibt, oder wie der Pfeil, der dahin fliegt, wohin man ihn wirft, nicht wohin er selbst gehen will.“ Ein anderer Inca betrachtete einst beim Raymifeste längere Zeit mit Aufmerksamkeit die Sonne. Als der Priester ihn zweimal ernstlich daran gemahnt hatte, dass die der Sonne gebührende Ehrfurcht dies verbiete, sagte er: „Ich will dich zwei Dinge fragen. Ich bin euer König und Herr. Würde einer von euch sich erkühnen, mir, wenn es ihm einfällt, zu gebieten, dass ich von meinem Sitze mich erhebe und einen weiten Weg mache? Und würde der reichste und mächtigste meiner Vasallen mir den Gehorsam zu weigern wagen, wenn ich ihm beföhle, sogleich nach Chili zu laufen?“ Als der Priester dies verneinte, fuhr der König fort: „Ich sage dir: es muss über diesem unsern Vater, der Sonne, einen grösseren und mächtigeren Herrn geben als sie, der

[1]) Garcilasso, VIII. 8.

ihr gebietet, diesen Weg zu machen, den sie täglich ohne Aufenthalt beschreibt; denn wäre sie selbst der höchste Herr, so würde sie nicht ewig denselben Weg durchlaufen, sondern nach Gefallen ausruhen, auch wenn sie es nicht nöthig hätte“ [1]).

Einer der bedeutendsten Könige der Mejicaner, „ein geistiger Heros der neuen Welt“, war Nezahualcoyotl: „Sein erleuchteter Geist und die Liebe, welche er zu seinen Unterthanen hatte, trugen bedeutend dazu bei, seinen Hof berühmt zu machen, den man seitdem als das Vaterland der Künste und den Mittelpunkt der Bildung betrachtete. Tezcuco, seine Residenz, war die Stadt, wo man die mejicanische Sprache mit grösster Reinheit und Vollkommenheit sprach, wo man die besten Künstler fand, und wo ein Ueberfluss an Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern herrschte. Von dort erhielten die Mejicaner und andere Völker viele Gesetze, so dass man sagen kann, Tezcuco war das Athen und Nezahualcoyotl der Solon von Anahuac“ [2]). Bewandert in der Poesie seines Volkes, war dieser König selbst ein bedeutender Dichter. Noch im 16. Jahrhundert waren selbst unter den Spaniern sechzig Hymnen berühmt, die er zum Preise des Schöpfers des Himmels verfasst hatte. „Aber nichts interessirte Nezahualcoyotl so sehr als das Studium der Natur. Er erwarb sich viele astronomische Kenntnisse durch die zahlreichen Beobachtungen, die er in Bezug auf den Lauf der Gestirne anstellte. Er befleissigte sich auch der Erforschung der Pflanzen und der Thiere, und diejenigen, welche er, weil sie ein anderes Klima erforderten, nicht an seinem Hofe halten konnte, liess er in natürlicher Grösse in seinem Palaste abmalen. Er forschte aufmerksam nach den Ursachen der Naturerscheinungen, und diese fortgesetzte Beobach-

[1]) Acosta, Balboa 59. Bei Waitz, IV. 449.
[2]) Clavigero, I. S. 175 f.

tung liess ihn die Nichtigkeit der Idolatrie erkennen. Seinen Söhnen sagte er im Vertrauen: wenn sie aus Rücksicht gegen die Gebräuche des Volkes äusserlich auch die Idole verehrten, sollten sie diesen verachtungswerthen, an leblose Wesen gerichteten Cult innerlich doch verabscheuen; er erkenne keine andere Gottheit an als den Schöpfer des Himmels; die Idolatrie verbiete er in seinem Reiche nur deshalb nicht, wie er es gern thäte, damit man ihn nicht anklage, dass er sich der Lehre seiner Vorfahren widersetze. Menschenopfer verbot er, konnte indessen nicht weiter damit durchdringen, als dass sie auf Kriegsgefangene beschränkt wurden" [1]). Seinem „unsichtbaren Gotte", „dem unbekannten Gotte, der Ursache der Ursachen" [2]) erbaute er einen neun Stockwerke hohen Thurm, welchen ein mit goldenen Sternen reichbesäetes [3]), blaugemaltes [4]) Dach bedeckte. Zu bestimmten Stunden mussten damit beauftragte Leute in dem Thurme an hellklingende Metallplatten schlagen, auf welches Zeichen hin der König knieend sein Gebet sprach. Sowohl aus der Ausschmückung des Thurmes als aus den Gedichten [5]) des Königs geht hervor, dass, wie Prescott sagt, „er den Gestirngottesdienst mit seiner Ehrfurcht vor dem Allmächtigen mischte", richtiger gesagt: dass er durch den Gestirncult in Verbindung mit dem Polytheismus zum Monotheismus kam; was noch besonders dadurch in's Licht gestellt wird, dass er nach Ijtliljochitl, wiewohl er „den Allerhöchsten

---

[1]) Clavigero, I. S. 175 f.

[2]) „Al Dios no conocido, Causa de las Causas.". M. S. de Ijtliljochitl bei Prescott, I. 155.

[3]) Prescott l. c.

[4]) „Su boveda estaba pintada de azul", Clavigero, I. 176.

[5]) „Lasst uns nach jenem Himmel streben, wo Alles ewig ist, und wohin kein Verderben dringen kann." Aspiremos ál cielo, que allí todo es eterno y nada se corrompe. „Die Schrecken des Grabes sind nur die Wiege der Sonne und die finstern Schatten

als den anrief, durch den wir leben und der Alles in sich selbst hat", doch auch „die Sonne als seinen Vater, die Erde als seine Mutter erkannte" [1]).

---

des Todes glänzende Lichter für die Sterne." El horror del sepulcro es lisongera cuna para él y las funestas sombras brillantes luces para los astros.

[1]) Ijtliljochitl bei Prescott, I. 160.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

umfasst die Fortpflanzung und die Ernährung der Jungen; in ihm wurzelt der Bau- und Wandertrieb, der Trieb nach Geselligkeit, die Fürsorge der Alten für die Jungen, ja selbst die Sorge eines Thieres für das andere. Aus diesem Triebe der Gattung, als dem das Individuum von Gattungswegen ganz beherrschenden, folgt das instinctive Handeln. Hierin ist das Thier unfrei, gebunden, instinctiv; die Instincte braucht das Thier nicht zu lernen, sie sind bei allen Individuen dieselben; das Thier entwickelt den Instinct als eine der bestimmten Gattung zukommende Eigenschaft.

Diese kurze Skizze soll nur auf den Inhalt hindeuten, kann aber nicht im entferntesten einen Einblick in die eben so logisch als geistreich gegliederte Darstellung geben. Mögen auch die Anschauungen über einzelne, in diesem Werkchen ausgesprochene Thatsachen differiren, wie denn z. B. die Subsumtion des Instinctes unter das verständige Handeln kaum allgemeine Anerkennung finden dürfte, so wird doch jeder Leser dem Urtheile gerne beipflichten, dass über Thierseelenkunde kaum etwas Gründlicheres und Geistvolleres geschrieben worden ist."

Allihn (Dr. Fr.), Ueber die Bedeutung des Studiums des griechischen Alterthums für philosophische Bildung in gegenwärtiger Zeit. Drei Vorträge gehalten zur Eröffnung seiner Vorlesungen im Sommersemester 1848 an der vereinigten Friedrich-Wilhelms-Universität Halle-Wittenberg. Gr. 8. Geh. Preis 12 Ngr.

Bungener (Felix), Calvin, sein Leben, sein Wirken und seine Schriften. Deutsche Ausgabe. 8. Geh. Preis 1 Thlr.

Der gelehrte Herr Verfasser stellt den grossen Reformator in getreuen Schilderungen dar.

Contzen (Dr. Heinrich, Professor am Königl. Polytechnikum in Aachen), Einleitung in das staats- und volkswirthschaftliche Studium. Ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der Nationalökonomie. 8. Geh. Preis 24 Ngr.

Corpus librorum symbolicorum qui in ecclesio reformatorum obtinuerunt. Novam collectionem instituit et indices rerum verborumque adjecit J. Chr. G. Augusti. Editio secunda Duo partes. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Frantz (Dr. A.), Das Gebet für die Todten, in seinem Zusammenhange mit Cultus und Lehre, nach den Schriften des heiligen Augustinus. Eine patristische Studie. Gr. 8. Geh. Preis 24 Ngr.

Friedrich der Grosse. Lichtstrahlen und Gedanken aus seinen Briefen und Werken. Nebst Schilderungen und Charakterzügen aus seinem Leben. Dritte ver-

mehrte Auflage. Mit einem Portrait Friedrich's des Grossen und einer Abbildung seines Denkmals in Berlin. 8. Geh. Preis 20 Ngr.

Herzfeld (Dr. L., Braunschweigischer Landesrabbiner), Geschichte des Volkes Iisrael von Vollendung des zweiten Tempels bis zur Einsetzung des Mackabäers Schimon zum hohen Priester und Fürsten. Zweite, mit zahlreichen Zusätzen vermehrte Ausgabe. Zwei starke Bände in Lexikonformat. Mit einer paläographischen Tafel. Geh. Preis 3 Thlr. 22 Ngr.

Herzfeld (Dr. L.), Metrologische Voruntersuchungen zu einer Geschichte des ibräischen resp. altjüdischen Handels. 12 Hefte. 8. Geh. Preis 1 Thlr.

Herzfeld (Dr. L.), Drei Abhandlungen zur Synagogengeschichte. 1. Ueber einige biblische Bücher: über Kohelet, die Chronik, den Psalter, Sirach und das Buch der Weisheit. 2. Ueber die Entstehung der Quadratschrift. Mit einer paläographischen Tafel. 3. Ueber die Entstehung des biblischen Kanons. Gr. 8. Geh. Preis 7½ Ngr.

Ein Abdruck aus der Geschichte des Volkes Iisrael.

Otto (H. J.), Pallas Athene. Eine mythologische Abhandlung. Gr. 8. Geh. Preis 15 Ngr.

Schöpffer (Dr. C.), Die Bibel lügt nicht! Erklärung der mosaischen Schöpfungs-Urkunde, oder: Beweis, dass die biblische Lehre von der Erschaffung der Welt in ihrer wirklichen Auffassung auf das genaueste mit den wahren Resultaten der Wissenschaft stimmt. Gr. 8. Geh. Preis 10 Ngr.

Schröder (Rector Dr. J. F.), Der Graf Zinzendorf und Herrnhut, oder Geschichte der Brüderunität bis auf die neueste Zeit und Schilderung ihrer Institute und Gebräuche. Für Gebildete aller Stände bearbeitet. Zweite Auflage mit dem Portrait des Grafen Zinzendorf nach einem Originalgemälde. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Schuberth (G. F., Lehrer der Naturgeschichte), Allgemeine Thierseelenkunde. Psychologische Betrachtungen über das Thierreich. Mit Illustrationen. 8. Geh. Preis 1 Thlr.

Heindl's Pädagog. Repertorium sagt über obiges Werk u. A. Nachstehendes: „Jeder Freund der Thierwelt wird diese Schrift als eine

